BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36627083420015
S
<36627083420015
Bayer. Staatsbibliothek

Lesebuch

für

Volksschulen.

Erster Theil.

Fünfte Auflage.

Bayer. Staatsbibliothek München

Nürnberg,
bei Riegel und Wießner.
1838.

Wd 126 B.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

			Seite
1.	Das Wort im Herzen .	Krummacher.	1
2.	Die Tollkirsche . .	—	2
3.	Der Apfel . . .	—	3
4.	Die heiligen Bilder . .	—	4
5.	Hiob . . .	—	5
6.	Der Parse, der Jude und der Christ	—	7
7.	Die Stimmen des Gerichts .	—	8
8.	Die Vollendung . .	—	10
9.	Pfirsiche . . .	—	11
10.	Die Lehre der Natur . .	—	13
11.	Der Gotteskasten . .	—	14
12.	Der Greis und der Jüngling	—	16
13.	Der hungrige Araber	aus den Palmblättern.	17
14.	Der Trost im Unglücke .	—	17
15.	Die Stimme des Sterbenden .	Herder.	18
16.	Der rohe Edelstein . .	—	20
17.	Die Stimme der Thränen .	—	21
18.	Ein gutes Recept . .	Hebel.	22

			Seite
19.	Der Staar von Segringen .	Hebel.	25
20.	Unglück der Stadt Leiden .	—	27
21.	Glück und Unglück . .	Hebel.	29
22.	Kannitverstan . . .	—	31
23.	Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz	—	34
24.	Der Hirtenknabe .	aus den Palmblättern.	38
25.	Die ewige Bürde . .	—	44
26.	Die wüste Insel . .	—	45
27.	Nützliche Lehren . .	Hebel.	51
28.	Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande	—	57
29.	Kindesdank und Undank .	—	59
30.	Brodlose Kunst . .	—	61
31.	Das seltsame Recept . .	—	63
32.	Joseph Mendelssohn . .	—	64
33.	Einträglicher Räthselhandel .	—	65
34.	Beispiel von Enthaltsamkeit .	—	69
35.	Der Wolf auf dem Todtbette .	Lessing.	70
36.	Der Rangstreit der Thiere, in vier Fabeln	—	70
37.	Die Ähre und die Distel .	—	72
38.	Der wilde Apfelbaum . .	—	74
39.	Die Wohlthaten . .	—	74
40.	Die Geschichte des alten Wolfs	—	75
41.	Der Fuchs . . .	—	80
42.	Die Spinnen . . .	Hebel	81
43.	Von den Schlangen . .	—	85
44.	Die Eideren . . .	—	92

			Seite
45.	Mirtil und Daphne . .	Geßner.	96
46.	Die Schuldenlast . .	—	98
47.	Menalkas und Äschines, der Jäger	—	101
48.	Mirtil	—	103
49.	Der Herbstmorgen . .	—	104
50.	Menalkas und Alexis .	—	107
51.	Der Sturm . . .	—	112
52.	Das hölzerne Bein . .	—	115
53.	Abentheuer auf Spitzbergen .	nach Campe.	119
54.	Die kleine Ährenleserinn .	Weiße.	138
55.	Stoff zum Nachdenken .	nach Schlözer.	
	I. Gott, Welt, Erde, Menschen .		163
	II. Veränderungen der Erde .		166
	III. Veränderungen der Menschen .		177
	IV. Gesellschaft		185
	V. Erfindungen		187
	VI. Regierung		191
	VII. Begriff der Weltgeschichte . .		202
56.	Schulgesetztafel		209
57.	Gebet in früher Jugend . . .		212
58.	Das Feuerwürmchen . . .	Gleim.	213
59.	Der junge Baum und der Wind .	Willamov.	213
60.	Der Knabe und die Mücken . . .		214
61.	Das milchweiße Mäuschen . .	Bertuch.	214
62.	Die Ameise und die Grille . .	Gleim.	216
63.	Der Löwe und die Maus . . .		216
64.	Der Löwe und der Fuchs . .	Gleim.	218
65.	Das Kind und die Biene . . .		218
66.	Der Dachs und das Eichhörnchen . .		219

			Seite
67.	Die beiden Hunde . . .	Gellert.	219
68.	Das Veilchen und der Dornstrauch .	Rudolphi.	220
69.	Der Hänfling	Lichtwehr.	222
70.	Der Hecht und der Haifisch . . .		223
71.	Der Schmetterling und die Biene . .		224
72.	Der Hirsch, der sich im Wasser besieht	Gleim.	225
73.	Die Taube und die Schlange	Krummacher.	226
74.	Der Wettstreit	Herder.	227
75.	Der Mensch, das Vergnügen und der Schmerz		228
76.	Der junge Baum . .	Weiße.	228
77.	Der Mai . . .	—	229
78.	Der wahre Reichthum .	—	229
79.	Die Sonne . . .	—	230
80.	An den Schlaf . .	—	231
81.	Verehrung der Mutter .	Wagner.	231
82.	Geschwisterpflichten		232
83.	Freundschaft . . .	Weiße.	232
84.	Gesundheit und ein gut Gewissen . .		233
85.	Blumenlied . . .	Hermes.	234
86.	Goldne Regeln . .	Weiße.	235
87.	Schäfers Sonntagslied .	Uhland.	236
88.	Der alte Landmann an seinen Sohn	Hölty.	237
89.	Das Leben		238
90.	Die drei Blümchen . .	Pfeffel.	239
91.	Das Vergnügen . .	Götz.	239
92.	Greiseslehre . . .	Voigt.	240

			Seite
93.	Der Vater Martin . .	Mahlmann.	242
94.	Der Greis und seine Söhne	Weiße.	243
95.	An einen Krammetsvogel .	—	244
96.	Das Testament . .	Gellert.	245
97.	Der Menschenfreund .	Götz.	246
98.	Der Türke und der Sclave	Herder.	247
99.	Der abgebrannte Bauer .	Weiße.	247
100.	Fritz der Näscher . .	Göckingk.	248
101.	Der Gärtner Thomas .	Weiße.	249
102.	Die Tabackspfeife . .	Pfeffel.	251
103.	Der zufriedene Bauer .	Weiße.	253
104.	Der arme Greis . .	Gellert.	255
105.	Der Blinde und der Lahme	. .	257
106.	Der Milchtopf . .	Gleim.	258
107.	Die Eichel und der Kürbiß .	—	259
108.	Johann der muntre Seifensieder	Hagedorn.	260
109.	Der Peter in der Fremde	nach Grübel.	263
110.	Der Scheerenschleifer .	Pfeffel.	266
111.	Ibrahim . . .	—	267
112.	Haßan . . .	—	269
113.	Die zwei Gärtner . .	—	270
114.	Snell	. .	271
115.	Walter der verlorne Sohn	Schlotterbeck.	273
116.	Vorsehung und Tugend .	Neuffer.	278
117.	Der Wilde . . .	Seume.	286
118.	An den Mond . .	Claudius.	289
119.	Hirtenlied . . .	Stamfort.	291
120.	Die Mutter mit den Kindern	Claudius.	292

		Seite
121. Des Morgens im Saatfelde	Rudolphi.	294
122. Abendlied . . .	Claudius.	295
123. Gebet eines kleinen Knaben an den heiligen Christ . . .	Arndt.	297
124. Nachtwächterlied . .	Schreiber.	298
125. Freude des Daseyns . .	Overbeck.	299
126. Der Herbst . . .	Münter.	301
127. Parabel . . .	Rückert.	303
128. Das A. B. C. eines frommen und glücklichen Lebens . .	Jakobs.	305
129. Sprüche der Weisheit .	—	307
130. Die heilige Schrift . .	Falk.	308
131. Heiliges Lied . .	Matthisson.	309
132. Gebet. Litanei. . .	Witschel.	310

1. Das Wort im Herzen.

Als Abraham, der Erzvater, alt und wohlbetaget war, und die Stunde kam, daß er sterben sollte, versammelte er seine Kinder und Kindeskinder um sich her, und segnete sie. Da fragten ihn Isaak, sein Sohn, und Rebecka, seine Schnur, und sprachen: Mein Vater, du bist ein Pilger gewesen dein Lebenlang, und umhergezogen von Chaldäa nach Haran, und von Haran nach Canaan, und von Canaan nach Mizraim, und von Mizraim nach Canaan, als ein Fremdling in dem Lande der Verheißung, und in mancherlei Anfechtung und Fährlichkeiten ... Sage uns, Vater, was hat dich also gestärkt und geleitet in deiner Pilgrimschaft?

Da antworte Abraham und sprach: Des Herrn Wort in meinem Herzen.

Und welches ist dieses Wort? fragten die Kinder.

Abraham sprach: das Wort, das er zu mir redete in dem Hain zu Mamre: „Ich bin der Allmächtige, wandle vor mir und sey fromm!“ Es war mir eine feste Burg in den Tagen der Noth, ein Licht auf dunklem Wege und eine Waffe und Wehr zur Zeit der Gefahr. Und nun wandelt es vor mir her auf der letzten Wanderschaft, und zeiget mir aus der Ferne die Heimath, die wohlbegründete, deren Baumeister und Schöpfer der Herr ist.

Da sprachen seine Kinder: Ich bin der Allmächtige! Ach, wer es so freudig zu fassen vermöchte ....

Abraham aber antwortete und sprach: Nur, wer des Herrn Tag gesehen und seine Liebe erkannt hat ....

Nachdem er diese Worte geredet, neigete sich sein Haupt auf das Kissen, und er verschied.

2. Die Tollkirsche.

Ein Vater wandelte mit seinen beiden Kindern, einem Knaben und Mägdlein, auf den Hügeln, und die Kinder ergötzten sich, Erdbeeren zu suchen, die reichlich am Wege und in den Gründen wuchsen.

Plötzlich vernahm der Vater ein lautes Freudengeschrei der Kinder, und es wunderte ihn, was sie gefunden haben möchten. Er trat hinzu und sah, wie jedes Kind eine schöne Frucht, gleich einer Kirsche, in den Händen trug, und sie beschauete, um sie zu essen.

Aber der Vater nahm ihnen die Kirschen, warf sie auf die Erde, und zertrat sie vor ihren Augen. Darauf riß er die Pflanze aus der Erde, und zertrat sie sammt den Kirschen, die daran saßen.

Da murreten die beiden Kinder, und sahen den Vater an mit Unmuth. Der Vater aber schwieg und ging weiter.

Endlich fragten die Kinder und sprachen: Wie vermochtest du, lieber Vater, also die schöne Frucht und uns die Freude zu verderben? Warum thatest du das?

Kinder, antwortete der Vater, hättet ihr diese Frucht gegessen, so wäre es euer beider Tod gewesen. Es war eine Tollkirsche, eine tödtliche Giftpflanze.

Da sahen die Kinder beschämt vor sich nieder, und dankten dem Vater und sprachen: Lieber Vater, warum sagtest du uns dieses nicht? Wir hätten dich dann nicht betrübt durch unser thörichtes Murren.

Der Vater aber antwortete: Eben euer Unmuth und Murren hat mich daran gehindert. Hatte ich euch denn gewehrt, die süßen und heilsamen Erdbeeren zu pflücken? Jetzt wisset ihr, welche Freuden ich euch versage.

---

5. Der Apfel.

Es war ein reicher Mann an dem Hofe des Königs Herodes, der war sein Oberkämmerer, und kleidete sich in Purpur und köstliche Leinwand, und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Da kam zu ihm aus fernem Lande ein Freund seiner Jugend, den er in langen Jahren nicht gesehen hatte. Und der Kämmerer stellte ihm zu Ehren ein großes Gastmahl an, und lud alle seine Freunde. Auf den Tischen aber standen viele herrliche Speisen in Gold und Silber, und viele köstliche Gefäße mit Salben und Wein von allerlei Art. Und der reiche Mann saß oben am Tisch und war guter Dinge, und zu seiner Rechten saß sein Freund, der aus fernem Lande gekommen war.

Und sie aßen und tranken und wurden satt. —

Da sprach der Mann aus fernem Lande zu dem Kämmerer des Königs Herodes: Solch eine Herrlichkeit und Pracht, wie in deinem Hause, erscheinet mir nicht in meinem Lande weit und breit! Und er rühmte alle Pracht, und preisete ihn glücklich vor allen Menschen auf Erden.

Aber der reiche Mann, der Kämmerer des Königs, nahm einen Apfel von einem goldenen Gefäße. Der Apfel aber war groß und schön und röthlich von außen, wie Purpur. Und er nahm den Apfel und sprach: Siehe, dieser Apfel ruhete auf Gold, und seine Gestalt ist sehr schön, und reichte ihn dem Fremdling und Freund seiner Jugend. Der Fremdling aber durchschnitt den Apfel, und siehe, in seiner Mitte war ein Wurm! —

Da schauete der Fremdling seitwärts zu dem Kämmerer hin. — Der Oberkämmerer aber blickte hernieder zur Erde und seufzte.

---

4. Die heiligen Bilder.

Ein tapferer Ritter, Namens Hildebrand, war von Bruno, einem andern Ritter, schwer gekränkt und beleidigt worden. Da entbrannte der Zorn in seinem Herzen, und er konnte den Tag nicht erwarten, blutige Rache an seinem Feinde zu nehmen. So bracht' er schlaflos die Nacht zu. In der Dämmerung des Morgens gürtete er sein Schwert an die Seite, und begab sich auf den Weg zu seinem Widersacher.

Aber da es noch frühe war, trat er in eine Kapelle hart am Wege, setzte sich, und schauete die Bilder, welche an den Wänden hingen, von der Morgenröthe beleuchtet. Es waren aber der Bilder drei; das erste stellete vor den Heiland in dem Spottgewande vor Pilatus und Herodes, und darunter war geschrieben: Er schalt nicht, da er gescholten ward. Das zweite Bild stellete vor die Geißelung mit der Inschrift: Er dräuete nicht, da er litt. Und das dritte Bild war die Kreuzigung, und führete die Worte: Vater, vergib ihnen!

Als der Ritter dieses gesehen hatte, knieete er nieder und betete . . .

Da er aus der Kapelle trat, begegneten ihm Knechte von dem Ritter Bruno und sprachen: Wir wollten zu euch. Unser Herr begehret euer; denn er liegt hart darnieder. Da ging er mit ihnen.

Wie nun Hildebrand in den Saal trat, wo der Ritter lag, sprach Bruno: Ach, vergib mir meine Unbill! Ich habe dich schwer beleidigt.

Da sagte der Ritter mit freundlichen Worten: Mein Bruder, ich habe dir nichts zu vergeben in meinem Herzen! — Und sie reichten einander die Hände, umarmten und trösteten sich, und schieden in herzlicher Liebe.

Da leuchtete dem heimkehrenden Ritter die Abendröthe lieblicher, denn die Morgenröthe.

---

5. Hiob.

Zur Zeit Hiobs lebte ein Prophet des Herrn im Lande Uz, Namens Eliud, zu dem kam Joram, ein

Freund Hiobs, und sprach zu ihm: Des Herrn Wege sind unerforschlich; aber warum muß der Gerechte so vieles leiden? Siehe, Hiob hat alle seine Habe und Güter verloren, seine Kinder sind ein Raub des Todes geworden, und die ihn trösten sollten, quälen ihn mit Vorwürfen und bitterer Rede; dazu ist er mit Krankheit geschlagen, und voll Schwären von der Fußsohle bis zum Scheitel.

Die Hand des Herrn hat ihn berührt, — antwortete der Prophet.

Und doch, fuhr Joram fort, ist Hiob fromm und gottesfürchtig, wie keiner im Lande. Errettete er nicht den Bedrängten, der da schrie, und den Waisen, der keinen Helfer hatte? War er nicht ein Vater der Armen, des Blinden Auge und des Lahmen Fuß; Gerechtigkeit war sein Kleid, und welches Auge ihn sah, rühmte Hiob, und preisete ihn selig.

Selig ist der Mann, den der Allmächtige züchtiget, — antwortete der Prophet.

Ist denn der Allmächtige nicht auch der Allgütige? sprach Joram. Wozu bedurfte er der Züchtigung, der, Gottes Gaben so liebreich zum Segen verwendend, in göttlichem Wandel vor aller Welt sich bewährte?

Daß er auch vor Gott sich bewähre, — antwortete der Prophet.

Welches Opfer könnte ihm Hiob noch bringen? fragte Joram.

Das schwerste und köstlichste, antwortete der Prophet, — seinen Willen.

---

6. Der Parse, der Jude und der Christ.

Ein Jude trat in einen Parsentempel, und sah daselbst das heilige Feuer. Er sprach zu dem Priester: Wie, ihr betet das Feuer an? — Nicht das Feuer, antwortete der Priester; es ist uns ein Sinnbild der Sonne und ihres erwärmenden Lichtes. Darauf fragte der Jude: Verehret ihr denn die Sonne als eure Gottheit? Wisset ihr nicht, daß auch diese nur ein Geschöpf des Allmächtigen ist! — Das wissen wir, antwortete der Priester; aber der sinnliche Mensch bedarf des sinnlichen Zeichens, um das Höchste zu fassen. Und ist nicht die Sonne das Bild des unsichtbaren, unbegreiflichen Urlichts, das alles erhält und segnet?

Darauf antwortete der Israelit: Unterscheidet denn euer Volk das Bild von dem Urbilde? Schon nennet es die Sonne seinen Gott, und selbst von diesem wieder zu einem niederen Bilde versinkend, knieet es vor der irdischen Flamme.

Ihr reizet sein äußeres und verblendet sein inneres Auge, und indem ihr ihm das irdische Licht vorhaltet, entzieht ihr ihm das himmlische. — Du sollst dir kein Bildniß machen noch irgend ein Gleichniß.

Wie bezeichnet ihr denn das höchste Wesen? fragte der Parse.

Der Jude antwortete: Wir nennen es Jehovah Adonai, das heißt, der Herr, der da ist, der da war und seyn wird.

Euer Wort ist groß und herrlich, sagte der Parse; aber es ist furchtbar.

Darauf trat ein Christ herzu und sprach: Wir nennen ihn Vater.

Da sahen der Heide und der Jude einander an mit Verwunderung und sprachen: Es ist das Nächste und das Höchste! Aber wer gibt euch den Muth, den Ewigen also zu nennen? —

Wer anders, sagte der Christ, als Er der Vater selbst! — Darauf enthüllte er beiden das Geheimniß von der Offenbarung des Vaters in dem Sohne und von dem Worte der Versöhnung. —

Und da sie solches vernommen, wurden sie gläubig, und erhoben ihre Blicke freudig gen Himmel, und sprachen voll Inbrunst des Geistes: Vater, lieber Vater!

Und nun reichten sie sich die Hände alle drei, und nannten sich Brüder.

---

7. Die Stimmen des Gerichts.

Ein reicher Mann, Namens Chryses, gebot seinen Knechten, eine arme Wittwe sammt ihren Kindern aus einem seiner Häuser zu vertreiben, weil sie den jährlichen Zinns nicht zu zahlen vermochte. Als die Diener nun kamen, sprach das Weib: Ach verziehet ein wenig; vielleicht, daß euer Herr sich unser erbarme: ich will zu ihm gehen und ihn bitten

Darauf ging die Wittwe zu dem reichen Manne mit ihren vier Kindern, denn eines lag krank darnieder; und alle fleheten inbrünstig, sie nicht zu verstoßen. Chryses aber sprach: Meine Befehle kann

ich nicht ändern, es sey denn, daß ihr eure Schuld sogleich bezahlet.

Da weinte die Mutter bitterlich und sagte: Ach, die Pflege eines kranken Kindes hat all' mein Verdienst verzehrt, und meine Arbeit gehindert! Und die Kinder fleheten mit der Mutter, sie nicht zu verstoßen.

Aber Chryses wandte sich hinweg von ihnen, und ging in sein Gartenhaus, und legte sich auf den Polster zu ruhen, wie er pflegte.

Es war aber ein schwüler Tag, und dicht am Gartensaal floß ein Strom, der verbreitete Kühlung, und es war eine Stille, daß kein Lüftchen sich regte.

Da hörte Chryses das Gelispel des Schilfs am Ufer, aber es tönte ihm gleich dem Gewinsel der Kinder der armen Wittwe, und er ward unruhig auf seinem Polster.

Darnach horchte er auf das Rauschen des Stromes, und es däuchte ihn, als ruht' er an dem Gestade eines unendlichen Meeres, und er wälzte sich auf seinem Pfühle.

Als er nun wieder horchte, erscholl aus der Ferne der Donner eines aufsteigenden Gewitters; da war ihm, als vernähm' er die Stimme des Gerichts.

Nun stand er plötzlich auf, eilte nach Hause, und gebot seinen Knechten, der armen Wittwe das Haus zu öffnen. Aber sie war sammt ihren Kindern in den Wald gegangen, und nirgend zu finden. Unterdeß war das Wetter hinaufgezogen, und es donnerte, und fiel ein gewaltiger Regen. Chryses aber war voll Unmuth, und wandelte umher.

Am andern Tage vernahm Chryses, das kranke Kind sey im Walde gestorben, und die Mutter mit den andern hinweggezogen. Da ward ihm sein Garten sammt dem Saal und Polster zuwider, und er genoß nicht mehr der Kühlung des rauschenden Stroms.

Bald darnach fiel Chryses in eine Krankheit, und immer in der Hitze des Fiebers vernahm er des Schilfes Gelispel und den rauschenden Strom und das dumpfe Tosen des aufsteigenden Wetters. Also verschied er.

---

8. Die Vollendung.

Amos besuchte eines Tages seinen Freund Bildad, und siehe, er fand ihn, sein graues Haupt auf beide Hände gestützt, und bitterlich weinend.

Da sprach Amos zu seinem Freunde: Was weinest du?

Bildad aber zeigte mit der Hand auf ein Bett, das stand in der Kammer, und auf dem Bette lag der Leichnam eines Jünglings, des einzigen Sohnes Bildad, den eine Seuche getödtet hatte.

Siehest du, sprach Bildad, da liegt meine Hoffnung, eine Beute der Verwesung!

Deine Hoffnung, antwortete Amos mit Wehmuth; aber wird nicht meines Freundes Glaube seinen Schmerz mildern und besiegen?

Da antwortete Bildad und sprach: Ach, mein Glaube ist schwach und ermattet, seit meine Liebe und Hoffnung so getäuscht ward. Hab' ich nicht

der schönen Anlagen des Knaben mit sorgsamer Hand gewartet und gepflegt? Und nun, da sie ihrer Vollendung sich naheten mit jedem Tage . . .

Ein Strom von Thränen unterbrach die Rede des Vaters.

Amos aber schwieg eine Zeitlang. Darauf sprach er zu Bildad: Dich bekümmert, daß du dein Werk nicht vollenden konntest — — Und, wie? Bildad, die ewige Liebe, die dem Jüngling den Geist gab und die Anlagen — — sie sollte nicht vollenden, was sie begonnen hat! . .

---

9. Die Pfirsiche.

Ein Landmann brachte aus der Stadt fünf Pfirsiche mit, die schönsten, die man sehen konnte.

Seine Kinder aber sahen diese Frucht zum erstenmal. Deshalb wunderten und freuten sie sich sehr über die schönen Äpfel mit den röthlichen Backen und zartem Pflaum. Darauf vertheilte sie der Vater unter seine vier Knaben, und eine erhielt die Mutter.

Am Abend, als die Kinder in die Schlafkammer gingen, fragte der Vater: Nun wie haben euch die schönen Äpfel geschmeckt?

Herrlich, lieber Vater! sagte der Älteste. Er ist eine schöne Frucht, so säuerlich und so gut von Geschmack. Ich habe meinen Stein sorgsam bewahrt, und will mir daraus einen Baum erziehn.

Brav! sagte der Vater, daß heißt haushälterisch auch für die Zukunft gesorgt, wie es dem Verständigen geziemt! —

Ich habe die meinige sogleich aufgegessen, rief der Jüngste, und den Stein weggeworfen, und die Mutter hat mir die Hälfte von der ihrigen gegeben. O das schmeckte so süß, und zerschmilzt einem im Munde. —

Nun, sagte der Vater, du hast zwar nicht sehr klug, aber doch natürlich und nach kindlicher Weise gehandelt. Für die Klugheit ist auch noch Raum genug im Leben.

Da begann der zweite Sohn: Ich habe den Stein, den der kleine Bruder wegwarf, gesammelt und aufgeklopft. Es war ein Kern darin, der schmeckte so süß, wie eine Nuß. Aber meine Pfirsich habe ich verkauft, und so viel Geld dafür erhalten, daß ich, wenn ich nach der Stadt komme, wohl zwölf dafür kaufen kann.

Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: Klug ist das wohl, aber — kindlich wenigstens und natürlich ist es nicht. Bewahre dich der Himmel, daß du kein Geizhals werdest!

Und du Edmund? fragte der Vater. —

Unbefangen und offen antwortete Edmund; Ich habe meine Pfirsich dem Sohn unsers Nachbars, dem kranken Georg, der das Fieber hat, gebracht. Er wollte sie nicht nehmen. Da habe ich sie ihm auf das Bette gelegt, und bin hinweggegangen.

Nun, sagte der Vater, wer hat denn wohl den besten Gebrauch von seiner Pfirsich gemacht?

Da riefen sie alle drei: das hat Bruder Edmund gethan! Edmund aber schwieg still. Und die Mutter umarmte ihn mit einer Thräne im Auge.

10. Die Lehre der Natur.

Unter den Jüngern Hillel, des weisen Lehrers der Söhne Israel, befand sich einer mit Namen Saboth, den jegliche Arbeit verdroß, also daß er sich dem Müßiggang und der Trägheit ergab. Hillel aber war bekümmert um den Jüngling, und beschloß, ihn zu heilen.

Zu dem Ende führte er ihn hinaus in das Thal Hinnon bei Jerusalem. Daselbst war ein stehendes Gewässer voll Gewürm und Ungeziefer, und bedeckt mit schlammigem Unkraut.

Als sie das Thal erreicht hatten, legte Hillel seinen Stab nieder und sprach: Hier wollen wir ausruhen von unserm Wege. Der Jüngling aber wunderte sich und sprach: Wie, Meister, an diesem häßlichen Sumpfe! Merkest du nicht, welch ein vergiftender Dunst daraus emporsteigt?

Du hast Recht, mein Sohn, antwortete der Lehrer; dieser Sumpf gleichet der Seele des Müßiggängers. Wer möchte in seiner Nähe weilen!

Darauf führte Hillel den Jüngling zu einem wüsten Acker, auf welchem nur Dornen und Disteln wuchsen, die erstickten das Korn und die heilsamen Kräuter.

Da lehnte sich Hillel auf seinen Stab und sprach: Siehe, dieser Acker hat einen guten Boden, allerlei Nützliches und Erfreuliches zu tragen, aber man hat sein vergessen und ihn versäumt. So bringt er jetzt gewaltige Disteln und Dornen und giftiges Gesäme; darunter nisten die Schlangen und Molche. Vorhin sahst du die

Seele — jetzt erkenne das Leben des Müßiggängers.

Da wurde Saboth ergriffen von Scham und Reue und sprach: Meister, warum führst du mich in solche öde und traurige Gegend? Sie sind das strafende Bildniß meines Lebens. Hillel aber antwortete und sprach: Da du meinen Worten nicht glauben wolltest, so habe ich versucht, ob die Stimme der Natur zu deinem Herzen dringen möchte. — Saboth aber drückte seinem Lehrer die Hand und sagte: Es ist dir nicht mißlungen; ein neues Leben, du sollst es sehen, ist in mir aufgegangen.

Also geschah es; Saboth ward ein thätiger Jüngling. Da führte ihn Hillel in ein fruchtbares Thal, an die Ufer eines klaren Baches, der in lieblichen Windungen zwischen fruchtbaren Bäumen, blumigen Wiesen und dunklem Gebüsch dahin strömte. — Siehe hier, sagte darauf der Greis zu dem erfreuten Jüngling, das Bild deines neuen thätigen Lebens. Die Natur, die dich gewarnt hat, mag nun auch dich belohnen!

Ihre Anmuth und Schönheit kann nur den erfreuen, der in ihrem Leben sein eignes schauet.

11. Der Gotteskasten.

Es war einmal ein wohlhabender, angesehener Mann, deß Name hieß Benedictus, das heißet Segenreich. Solchen Namen führte er mit Recht, denn Gott hatte ihn reichlich mit Gütern gesegnet, und alle Welt segnete ihn desgleichen; so suchte er auch jeden

zu erfreuen, den Fremdling wie den Nachbarn, besonders die Armen und Nothleidenden. Er that aber folgendermaßen:

Wenn er einen frohen Tag gehabt hatte mit seinen Freunden, so ging er in seine Kammer und dachte: Es sind viele, die keines solchen Tages sich erfreuet haben, und was wäre es, so ich der Gäste noch einmal so viel geladen hätte! — Also legte er von seinem Gelde so viel, als ihm die Mahlzeit gekostet, in eine Lade, die nannte er den Gotteskasten.

Desgleichen, wenn er vernahm, daß irgendwo eine Feuersbrunst gewüthet, so gab er seinen Beitrag zur Unterstützung der Unglücklichen reichlich.

Darauf sah er sein Haus an und sprach: Alles stehet bei mir fest und unversehrt! und legte dafür in den Gotteskasten. Abermals, wenn er von Hagelschlag, Wassersnöthen und andern Unfällen hörte, legte er dafür in den Gotteskasten. Also auch, wenn ihm kostbarer Wein und schönes Geräthe geboten wurde, so kaufte er davon, jedoch mäßig, so daß sie sein Haus zierten und seine Freunde erfreuten, und ging alsdann in seine Kammer und sprach: Solches hast du dir kaufen und deinen Vorrath mehren können, und legte in den Gotteskasten; dazu sendete er gern von dem köstlichsten Wein, so ein Kranker dessen bedurfte. Also that er sein Lebenlang.

Als er nun sterben sollte, da klagten und weinten die Armen, die Wittwen und Waisen und sprachen: Wer wird sich unser erbarmen, wenn Benedictus von uns scheidet!

Er aber sprach: Ein guter Hausvater sorget, daß auch dann, wenn er nicht daheim ist, dem Kindlein nichts gebreche; so nehmet den Gotteskasten mit allem, was darinnen ist. Er gehöret den Armen, den Wittwen und Waisen; theilet davon aus, und verwaltet es wohl und weislich. Darauf starb er, und es geschah, wie er gesagt hatte.

Also bestehet der Gotteskasten seit hundert Jahren zum Trost der Bedürftigen, und des Mannes Andenken bleibet im Segen.

12. Der Greis und der Jüngling.

Geron, ein achtzigjähriger Greis, saß vor der Thür seines ländlichen Hauses, und freute sich des heitern Herbstmorgens. Sein Auge ruhete bald auf den blauen Bergen der Ferne, von deren Spitzen die Nebel wie Opferwolken emporstiegen, bald auf den muntern Urenkeln, die vor ihm spielten.

Da trat ein Jüngling aus der Stadt zu dem Greise, und unterredete sich mit ihm. Als er nun die Zahl seiner Jahre aus seinem Munde vernahm, wunderte er sich seines kräftigen Alters und blühenden Ansehens. Darnach befragte er den Greis, was er gethan habe, um solcher Kraft und Heiterkeit in dem Spätherbste des Lebens zu genießen.

Hierauf erwiederte Geron: Mein Sohn, es ist, wie jedes Gute, die Gabe, die von oben kommt, und deren wir uns nicht zu rühmen haben; jedoch können wir hier unten auch einiges thun, sie zu empfangen.

Nach diesen Worten erhob sich der Greis, und führte den Fremdling in den Obstgarten, und zeigte ihm die hohen, herrlichen Bäume voll köstlicher Früchte, deren Anblick das Herz erfreute.

Darauf sprach der Greis: Wunderst du dich auch, daß ich jetzt die Früchte dieser Bäume genieße? Siehe, mein Sohn, diese pflanzte ich in meiner Jugend! Hier hast du das Geheimniß meines heitern, fruchtreichen Alters.

Der Jüngling aber winkte dem Greise; denn er verstand seine Worte und nahm sie zu Herzen.

---

13. Der hungrige Araber.

Ein Araber war verirret in der Wüste.

Zwei Tage fand er nichts zu essen, und war in Gefahr, vor Hunger zu sterben. Endlich entdeckte er eine von den Wassergruben, aus denen die Reisenden ihre Kameele tränken, und sah auf dem Sande einen kleinen ledernen Sack liegen. Gott sey gelobt, sagte er, als er ihn aufhob und anfühlte, das sind, glaub' ich, Datteln oder Nüsse; wie will ich mich an ihnen erquicken und laben! In dieser süßen Hoffnung öffnete er den Sack, sah, was er enthielt, und rief voll Traurigkeit aus: Ach, es sind nur Perlen!

---

14. Der Trost im Unglück.

Ein armer Derwisch wahlfahrtete barfuß nach Mekka, weil er nicht so viel hatte, daß er seine Füße beklei-

den konnte. Der heiße Sand, über den er ging, brannte sie wund; er klagte über die Strenge seines Schicksals und nannte die Vorsehung ungerecht, weil sie ihm nicht einmal so viel geschenkt habe, als sie den Thieren des Feldes gebe. Als er endlich die Stadt Kufa erreichte, sah er an der Thüre der großen Moschee einen armen Mann sitzen, dem beide Füße abgehauen waren. Dieser Anblick machte ihn klug. „Meine Klage über die Vorsehung war verwegen," sprach er bei sich selbst. „Womit habe ich es verdient, daß ich glücklicher bin, als dieser Elende, der, wie ein Wurm der Erde, vom einem Ort zum andern kriechen muß?" Er ging in die Moschee, knieete nieder, bereuete seine Ungeduld, und setzte seine Wallfahrt zufrieden fort. Der Weg machte in wenigen Tagen seine Füße hart, und er kam nach Mekka, ohne es zu fühlen, daß er mit nackten Füßen über den heißen Sand gewandert war.

15. Die Stimme des Sterbenden.

Der Erzvater Noah, der vor und nach der Fluth eine große Anzahl Jahre gelebt hatte, war nun ein Greis geworden, der am Stabe ging, als der Todesengel vor seine Hütte trat, und ihm sein nahes Ende verkündigte.

Noah legte sich in den Staub, stärkte sein banges Herz durch Gebet, und erwartete den letzten Augenblick in stiller Geduld. Als seine Kinder und Enkel hörten, daß ihr Vater sterben werde, kamen sie zu ihm, traten um sein Lager und weinten. „Ist

es wahr, Vater," sprachen sie, „daß du deine Kinder heute verlassen willst? Warum kannst du nicht länger bei uns bleiben? Wir verehren in dir den Vater des neuen Menschengeschlechtes; du bist die Quelle des wahren Glaubens, ein Licht der Weisheit für die Deinigen, denen du die Erde zum Erbtheil gegeben hast. Dein Leben war ein starker Strom von Glück und Gesundheit; du hast alle Freude genossen, Alles erfahren und geprüft: so sage uns nun, Vater, hast du während deines langen Lebens eine vollkommene Freude gefunden, die den Namen der Glückseligkeit mit Recht verdiente?"

Der Erzvater hörte die Rede freundlich an, und als sie schwiegen, erhob er sein Haupt und sprach: „Die Welt, meine Kinder, hat zwei Thore; durch das eine kommen wir bei unserer Geburt herein, und durch das andere zieht uns der Tod an seiner starken Hand wieder hinaus. Mein Lebenslauf nahet sich dem Ende. Der lange Weg, den ich von einem Thore zum andern gegangen bin, kommt mir vor, wie der kleine Raum eines einzigen Schritts. Die vielen Jahre, über deren Anzahl ihr euch wundert, scheinen mir nicht länger, als ein verschwundener Tag. Denn jener Augenblick, in welchem ich in die Welt kam, und dieser, in welchem ich wieder aus ihr scheide, fließen vor meinen Augen in einen einzigen zusammen, wie sich die Dämmerung des Abends unvermerkt in Dunkelheit verliert. Ich habe alle irdischen Freuden genossen, aber ich habe unter denselben keine gefunden, die den Namen der wahren Glückseligkeit verdiente. Sie floßen mir wie Wasser aus der Hand, und ließen keine Spur von sich zurück.

Die einzigen Freuden, die nicht vergingen, und deren Genuß mir geblieben ist, sind die guten Werke der Liebe und der Weisheit, durch welche ich meine Kinder gesegnet habe. Diese stehen wie blühende Bäume vor mir, und ihr Schatten erquickt mich auch jetzt in der Hitze des Todes."

Der Erzvater schwieg; seine Kinder und seine Enkel aber, die sich seiner Liebe und Wohlthaten erinnerten, weinten laut. Sie begruben ihn nach seinem Tode in einem Palmenhain, um das Andenken an seine letzten Worte bis auf die spätesten Enkel zu erhalten.

---

16. Der rohe Edelstein.

Ein roher Edelstein lag im Sande zwischen vielen andern gemeinen Steinen. Eine Knabe sammelte von diesen zu seinem Spiel, und brachte sie nach Hause zugleich mit dem Edelstein; aber er kannte diesen nicht. Da sah der Vater des Knaben dem Spiele zu und bemerkte den rohen Edelstein, und sagte zu seinem Sohn: Gib mir diesen Stein! — Solches that der Knabe und lächelte, denn er dachte: Was will der Vater mit dem Stein machen?

Dieser aber nahm und schliff den Stein künstlich in regelmäßige Flächen und Ecken, und herrlich strahlte nun der geschliffene Demant.

Siehe, sagte darauf der Vater, hier ist der Stein, den du mir gabest. Da erstaunte der Knabe über des Gesteines Glanz und herrliches Funkeln, und rief aus: Mein Vater, wie vermochtest du dieses?

Der Vater sprach: Ich erkannte des rohen Steines Tugend und verborgene Kräfte, so befreit' ich ihn von der verhüllenden Schlacke. — Jetzt strahlt er mit seinem natürlichen Glanze.

Darnach, als der Knabe ein Jüngling worden war, gab ihm der Vater den veredelten Stein als ein Sinnbild von des Lebens Werth und Würde.

---

17. Die Stimme der Thränen.

Drei Tage war Isaak im Herzen seines Vaters todt, denn am vierten Tage hatte Gott sich ihn zum Opfer erkohren. Schweigend zog Abraham gen Moriah hin, in den tiefsten Gram versunken, als ihn die freundliche Stimme des Knaben weckte: „Siehe, mein Vater, hier ist Feuer und Holz; wo ist aber das Lamm zum Opfer?“ —

„Mein Sohn,“ sprach Abraham, „Gott hat selbst ein Opferlamm gewählt!“ So gingen beide schweigend miteinander.

Und als sie kamen an die Opferstätte, und der Altar gebaut, und alles bereitet war; ergriff der Vater seinen Sohn, legte ihn auf den Altar, fassete das Messer in die Rechte, und sah zum Himmel hinauf. Der Knabe duldete, schwieg und blickte mit weinendem Auge in die Höhe.

Die stumme Thräne im Auge des Vaters und des Kindes durchdrang die Wolken, und trat zum Herzen Gottes mit großem Geschrei. „Abraham!“ rief der Engel des Herrn vom Himmel herab, „Ab-

raham, schone des Knaben und thue ihm nichts! Es ist genug!"

Freudig nahm der Vater den wiedergeschenkten Sohn, das Opfer Gottes, zurück, und hieß die schreck-lich-frohe Stätte: „Jehovah schaut!" Er schaut die stumme Thräne im Auge des Leidenden; er sieht des Herzens Jammer, der ängstlicher ruft, als alles Geschrei.

* * *

Dreifach ist das Gebet des Menschen zu Gott, und kräftiger ist eines, als das andere.

Ein Gebet mit stiller Stimme gefällt ihm wohl; er höret und nimmt es auch von der stammelnden Lippe gnädig auf.

Das Gebet der Noth mit großem Geschrei durch-dringt die Wolken, und häufet glühende Kohlen auf des Unterdrückers Haupt.

Doch mächtig über alles ist die Thräne des Ver-lassenen, der fest an Gott sich hält; sie sprenget Pforten und Riegel, dringt zum Herzen Gottes, und bringt den Blick des Schauenden hernieder.

---

18. Ein gutes Recept.

Der Kaiser Joseph in Wien war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie jedermann weiß; aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist, und eine arme Frau kurirt hat. Eine arme, kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: „Kind, hol mir einen Doktor, sonst kann ich's nimmer aus-

halten vor Schmerzen!" Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweiten, aber keiner wollte kommen; denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts, als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Weg war, fuhr der Kaiser in einer offenen Kutsche langsam an ihm vorbei. Der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser war, und dachte: Ich will's versuchen. „Gnädiger Herr," sagte er, wollet ihr mir nicht einen Gulden schenken? seyd so barmherzig!" Der Kaiser dachte: „Der faßt's kurz und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch' ich nicht sechzigmal um den Kreuzer zu betteln." „Thut's ein Käsperlein oder zwei Zwanziger nicht auch?" fragt ihn der Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein," und offenbarte ihm, wozu er das Geld benöthigt sey. Also gab ihm der Kaiser den Gulden, und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heißt, und wo sie wohnt; und während das Büblein zum dritten Doctor springt, und die kranke Frau daheim betet, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen; fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht darum ansah.

Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, worin es recht leer und betrübt aussah, meint sie, es ist der Doktor, und erzählt ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sey, und

sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will euch jetzt ein Recept verschreiben," und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug ist. Also schrieb er das Recept, und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Büblein heim kommt, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sey auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sey schon so einer da gewesen, und hab ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Recept in die Hand nahm, und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sey, und was für einen Trank oder Pillen er ihr verordnet hat; erstaunte er auch nicht wenig, und sagte zu ihr: Frau, ihr seyd einem guten Arzt' in die Hände gefallen; denn er hat euch fünf und zwanzig Ducaten verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten dran steht: Joseph, wenn ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hätt' ich euch nicht verschreiben können."

Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung. Das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahlamt ausbezahlt. Der Doktor verordnete eine Mixtur, und durch die gute Arznei und durch die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke Frau kurirt, und der Kaiser die arme.

---

19. Der Staar von Segringen.

Selbst einem Staaren kann es nützlich seyn, wenn er etwas gelernt hat, wie viel mehr einem Menschen! —

Der Barbier in Segringen hatte einen Staaren und einen Lehrjungen, der dem Staaren Unterricht im Sprechen gab. Der Staar lernte nicht nur alle Wöter, die ihm sein Sprachmeister aufgab, sondern er ahmte zuletzt auch selber nach, was er von seinem Herrn hörte, zum Exempel: „Ich bin der Barbier von Segringen." Sein Herr hatte sonst noch allerhand Redensarten an sich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel: So, So, La, La; oder Par Compagnie, (das heißt so viel, als: in Gesellschaft mit andern;) oder: Wie Gott will: oder; Du Dolpatsch; So titulirte er nämlich insgemein den Lehrjungen, wenn er das halbe Pflaster auf den Tisch strich, anstatt aufs Tuch, oder wenn er das Scheermesser am Rücken abzog, anstatt an der Schneide, oder wenn er ein Arzneiglas zerbrach. Alle diese Redensarten lernte nach und nach der Staar auch. Da nun täglich viel Leute im Hause waren, weil der Barbier auch Brandtwein ausschenkte; so gab's manchmal viel zu lachen, wenn die Gäste mit einander ein Gespräch führten, und der Staar warf auch eins von seinen Wörtern darein, das sich dazu schickte, als wenn er den Verstand davon hätte; und manchmal, wenn ihm der Lehrjung rief: Hansel, was machst du? antwortete er: Du Dolpatsch! und alle Leute in der Nachbarschaft wußten von dem Hansel zu erzählen. Eines Tages aber, als ihm

die beschnittenen Flügel wieder gewachsen waren, und das Fenster offen und das Wetter schön war, da dachte der Staar: Ich hab' jetzt schon so viel gelernt, daß ich in der Welt kann fortkommen, und husch zum Fenster hinaus! Weg war er. Sein erster Flug ging ins Feld, wo er sich unter eine Gesellschaft anderer Vögel mischte, und als sie aufflogen, flog er mit ihnen; denn er dachte: Sie wissen die Gelegenheit hier zu Lande besser, als ich. Aber sie flogen unglücklicherweise alle mit einander in ein Garn. Der Staar sagte: Wie Gott will. Als der Vogelsteller kommt und sieht, was er für einen großen Fang gethan hat, nimmt er einen Vogel nach dem andern behutsam heraus, dreht ihm den Hals um, und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderischen Finger wieder nach einem Gefangenen ausstreckte, und denkt an nichts; schrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Segringen;“ als wenn er wüßte, was ihn retten könne. Der Vogelsteller erschrak anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zuginge; nachher aber, als er sich erholt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Athem kommen; und als er sagte: Ei, Hansel, hier hätte ich dich nicht gesucht, wie kommst du in meine Schlinge? da antwortete der Hansel: „Par Compagnie.“ Also brachte der Vogelsteller den Staaren seinem Herrn wieder und bekam ein gutes Fanggeld. Der Barbier aber erwarb sich damit einen guten Zuspruch, denn jeder wollte den merkwürdigen Hansel sehen; und wer jetzt noch weit und breit in der Gegend will zur Ader lassen, geht zum Barbier von Segringen.

Merke: So etwas passirt einem Staaren selten. Aber schon mancher junger Mensch, der auch lieber herum flankiren, als daheim bleiben wollte, ist ebenfalls Par Compagnie in die Schlinge gerathen, und nimmer heraus kommen.

---

20. Unglück der Stadt Leyden.

Diese Stadt heißt schon seit undenklichen Zeiten Leyden, und hat noch nie gewußt, warum, bis am 12. Jänner des Jahrs 1807. Sie liegt am Rhein in dem jetzigen Königreiche der Niederlande, und hatte vor diesem Tag elftausend Häuser, welche von 40,000 Menschen bewohnet waren, und war nach Amsterdam wohl die größte Stadt im ganzen Königreich. Man stand an diesem Morgen noch auf, wie alle Tage. Der eine betete sein „das walt Gott" der andere ließ es seyn, und niemand dachte daran, wie es am Abend aussehen wird, obgleich ein Schiff mit siebenzig Fässern voll Pulver in der Stadt war. Man aß zu Mittag, und ließ sich's schmecken, wie alle Tage, obgleich das Schiff noch immer da war. Aber als Nachmittags der Zeiger auf dem großen Thurm auf halb fünf stand, — fleißige Leute saßen daheim und arbeiteten, fromme Mütter wiegten ihre Kleinen, Kaufleute gingen ihren Geschäften nach, Kinder waren beisammen in der Schule, müßige Leute hatten Langeweile, und saßen im Wirthshaus beim Kartenspiel und Bierkrug, ein Bekümmerter sorgte für den andern Morgen, was er essen, was er trinken, womit er sich bekleiden

werde, und ein Dieb steckte vielleicht gerade einen falschen Schlüssel in eine fremde Thür; — da geschah plötzlich ein Knall. Das Schiff mit seinen 70 Fässern Pulver bekam Feuer, sprang in die Luft, und in einem Augenblick (ihr könnt's nicht so geschwind lesen, als es geschah) waren ganze lange Gassen voll Häuser mit allem, was darin wohnte und lebte, zerschmettert und in einen Steinhaufen zusammengestürzt, oder entsetzlich beschädigt. Viele hundert Menschen wurden lebendig und todt unter diesen Trümmern begraben, oder schwer verwundet. Drei Schulhäuser gingen mit allen Kindern, die darin waren, zu Grunde; Menschen und Thiere, welche in der Nähe des Unglücks waren, wurden von der Gewalt des Pulvers in die Luft geschleudert, und kamen in einem kläglichen Zustand wieder auf die Erde. Zum Unglück brach auch noch eine Feuersbrunst aus, die bald an allen Orten wüthete, und konnte fast nimmer gelöscht werden, weil viele Vorrathshäuser voll Öl und Thran mit ergriffen wurden.

Achthundert der schönsten Häuser stürzten ein, oder mußten niedergerissen werden. Da sah man auch, wie es am Abend leicht anders werden kann, als es am frühen Morgen war, nicht nur mit einem schwachen Menschen, sondern auch mit einer großen und volkreichen Stadt. Der König setzte sogleich ein namhaftes Geschenk auf jeden Menschen, der noch lebendig gerettet werden konnte. Die Todten, die aus dem Schutt hervorgegraben wurden, brachte man auf das Rathhaus, damit sie von den Ihrigen zu einem ehrlichen Begräbnisse konnten abgeholt wer-

den. Viele Hülfe wurde geleistet. Obgleich Krieg zwischen England und Holland war, so kamen doch von London ganze Schiffe voll Hülfsmittel und große Geldsummen für die Unglücklichen, und das ist schön. — Denn der Krieg soll nie ins Herz der Menschen kommen; es ist schlimm genug, wenn er außen vor allen Thoren und vor allen Seehäfen donnert.

---

21. Glück und Unglück

Auf eine so sonderbare Weise ist Glück im Unglück und Unglück im Glück noch selten beisammen gewesen, wie in dem Schicksal zweier Matrosen in einer Seeschlacht zwischen den Russen und Türken. Es ging dabei sehr hitzig zu; die Kugeln sausten, die Bretter und Mastbäume krachten, die Feuerbrände flogen, da und dort brach auf einem Schiff die Flamme aus, und konnte nicht gelöscht werden. Es muß schrecklich seyn, wenn man keine andere Wahl hat, als dem Tod in's Wasser entgegen zu springen, oder im Feuer zu verbrennen. Aber unsern zwei russischen Matrosen wurde diese Wahl erspart. Ihr Schiff fing Feuer in der Pulverkammer, und flog mit entsetzlichem Krachen in die Luft. Beide Matrosen wurden mit in die Höhe geschleudert, wirbelten unter sich und über sich in der Luft herum, fielen nahe hinter der feindlichen Flotte wieder in's Meer hinab, und waren noch lebendig und unbeschädigt, und das war ein Glück. Allein die Türken fuhren jetzt wie Drachen auf sie heraus, zogen sie wie nasse Mäuse aus dem Wasser, und brachten sie in

ein Schiff; und weil es Feinde waren, so war der Willkomm kurz. Man fragte sie nicht lange, ob sie vor ihrer Abreise von der russischen Flotte schon zu Mittag gegessen hätten, oder nicht, sondern man legte sie in dem untersten feuchten und dunklen Theil des Schiffes an Ketten, und das war kein Glück. Unterdessen sausten die Kugeln fort, die Bretter und Mastbäume krachten, die Feuerbrände flogen, und paff! sprang auch das türkische Schiff, auf welchem die Gefangenen waren, in tausend Trümmern in die Luft. Die Matrosen flogen mit, kamen wieder neben der russischen Flotte in's Wasser herab, wurden eilig von ihren Freunden herausgezogen, und waren noch lebendig, und das war ein großes Glück. Allein für diese wiedererhaltene Freiheit und für das zum zweitenmale gerettete Leben mußten diese guten Leute doch ein theures Opfer geben, nämlich die Beine. Diese Glieder wurden ihnen beim Losschnellen von den Ketten, als das türkische Schiff auffuhr, theils gebrochen, theils jämmerlich zerrissen, und mußten ihnen, sobald die Schlacht vorbei war, unter dem Knie weg abgenommen werden, und das war wieder ein großes Unglück. Doch hielten beide die Operation aus, und lebten in diesem Zustande noch einige Jahre. Endlich starb doch einer nach dem andern, und das war, nach allem, was vorhergegangen war, nicht das Schlimmste.

Diese Geschichte hat ein glaubwürdiger Mann bekannt gemacht, welcher beide Matrosen ohne Beine selber gesehen, und die Erzählung davon aus ihrem eignen Munde gehört hat.

22. Kannitverstan.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Nürnberg und Ansbach so gut, als in Amsterdam Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herum fliegen. Aber auf dem seltsamsten Umwege kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntniß. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt, voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Nürnberg bis nach Amsterdam noch keines gesehen hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieses kostbare Gebäude, die 6 Camine auf dem Dache, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht entbrechen, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund," redete er ihn an, „könnt ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört, mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternblumen und Levkoien?" — Der Mann aber, der vermuthlich etwas Wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und unwillig: Kannitverstan; und schnurrte vorüber.

Dies war ein holländisches Wort, und heißt auf deutsch soviel, als: Ich kann euch nicht verstehen.

Aber der gute Fremdling glaubte, es sey der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte.

Das muß ein grundreicher Mann seyn der Herr Kannitverstan, dachte er, und ging weiter. Gaß aus, Gaß ein, kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het Ey, oder auf deutsch: das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff, Mastbaum an Mastbaum, und er wußte anfänglich nicht, wie er mit seinen zwei Augen alle diese Merkwürdigkeiten genug sehen und betrachten könnte, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit auf sich zog, das vor Kurzem aus Ostindien angelangt war, und jetzt eben ausgeladen wurde.

Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande.

Noch wurden immer mehrere herausgewälzt, und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Taback. Als er aber lange genug zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste heraus trug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waaren an das Land bringe. „Kannitverstan!“ war die Antwort. Da dachte er: Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder, wem das Meer solche Reichthümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen, und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt ging er wieder zurück, und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Mensch sey unter so vielen reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat; kam er um eine Ecke, und

erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen, langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Todten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorüber geht, wenn er eine Leiche sieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen.

Doch machte er sich an den letzten vom Zug, ergriff ihn sachte am Mantel, und bat ihn treuherzig um Entschuldigung. „Das muß wohl auch ein guter Freund von euch gewesen seyn,“ sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht.“ „Kannitverstan!“ war die Antwort; da fielen unserm guten Landsmann ein Paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. „Armer Kannitverstan,“ rief er aus, „was hast du nun von allem deinem Reichthum? Was ich einst von meiner Armuth auch bekomme: ein Todtenkleid und ein Leintuch, und von allen deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust, oder eine Raute.“ Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis an's Grab, und sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte. Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutsch verstand, mit gutem Appetit

ein Stück Limburger Käse; und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seyen, und er so arm; so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff, und an sein enges Grab.

---

23. Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz.

Hat jede Gegend ihr Liebes, so hat sie auch ihr Leides, und wer manchmal erfährt, was an andern Orten geschieht, findet wohl Ursache, zufrieden zu seyn mit seiner Heimath. Hat zum Beispiel die Schweiz viel heerdenreiche Alpen, Käse und Butter und Freiheit; so hat sie auch Lavinen. Der 12. Dezember des Jahr 1809 brachte für die hohen Bergthäler dieses Landes eine fürchterliche Nacht, und lehret uns, wie ein Mensch wohl täglich Ursache hat, an das Sprüchlein zu denken: „Mitten wir im Leben sind, mit dem Tod umfangen.“

Auf allen hohen Bergen lag ein tiefer, frisch gefallener Schnee. Der zwölfte Dezember brachte Thauwind und Sturm. Da dachte jedermann an großes Unglück und betete. Wer sich und seine Wohnung für sicher hielt, schwebte in Betrübniß und Angst für die Armen, die es treffen wird, und wer sich nicht für sicher hielt, sagte zu seinen Kindern: „Morgen geht uns die Sonne nimmer auf!“ und bereitete sich zu einem seligen Ende. Da rissen sich auf einmal und an allen Orten von den Gipfeln der höchsten Berge die Lavinen oder Schneefälle los,

stürzten mit entsetzlichem Tosen und Krachen über die Abhänge herab, wurden immer größer und größer, schoßen immer schneller, toseten und krachten immer fürchterlicher, und jagten die Luft vor sich und so durcheinander, daß im Sturm, noch ehe die Lavine ankam, ganze Wälder zusammen krachten, und Ställe, Scheuren und Waldungen wie Spreu davon flogen, und wo die Lavinen sich in den Thälern nieder stürzten, da wurden stundenlange Strecken mit allen Wohngebäuden, die darauf standen, und mit allem Lebendigen, was darin athmete, erdrückt und zerschmettert, wer nicht wie durch ein göttliches Wunder gerettet wurde.

Einer von zwei Brüdern in Uri, die mit einander hauseten, war auf dem Dache, das hinten an den Berg anstößt, und dachte: „Ich will den Zwischenraum zwischen dem Berg und dem Dächlein mit Schnee ausfüllen, und alles eben machen, auf daß, wenn die Lavine kommt, so fährt sie über das Häuslein weg, daß wir vielleicht" — und als er sagen wollte: „daß wir vielleicht mit dem Leben davon kommen;" — da führte ihn der plötzliche Windbraus, der vor der Lavine hergeht, vom Dach hinweg, und hob ihn schwebend in der Luft, wie einen Vogel über einem entsetzlichen Abgrund. Und als er eben in Gefahr war, in die unermeßliche Tiefe hinabzustürzen, und wäre seines Gebeins nimmer gefunden worden; da streifte die Lavine an ihm vorbei, und warf ihn seitwärts an eine Halde (Abhang). Er sagt, es habe ihm nicht wohl gethan; aber in der Betäubung umklammerte er noch einen Baum, an dem er sich fest hielt, bis alles vorüber war, und

kam glücklich davon, und ging wieder heim zu seinem Bruder, der auch noch lebte, obgleich der Stall neben dem Häuslein wie mit einem Besen weggekehrt war. Da konnte man wohl auch sagen: „Der Herr hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich auf den Händen tragen; denn er macht Sturmwinde zu seinen Boten, und die Lavinen, daß sie seine Befehle ausrichten.“

Anders erging es in Sturnen, ebenfalls im Kanton Uri. Nach dem Abendsegen sagte der Vater zu der Frau und den drei Kindern: „Wir wollen doch auch ein Gebet verrichten für die armen Leute, die in dieser Nacht in Gefahr sind.“ Und während sie beteten, donnerte schon aus allen Thälern der ferne Wiederhall der Lavinen, und während sie noch beteten, stürzte plötzlich der Stall und das Haus zusammen. Der Vater wurde vom Sturmwind hinweggeführt hinaus in die fürchterliche Nacht, und unten am Berg abgesetzt, und von dem nachwehenden Schnee begraben. Noch lebte er; als er aber den andern Morgen mit unmenschlicher Anstrengung sich hervorgegraben, und die Stätte seiner Wohnung wieder erreicht hatte, und sehen wollte, was aus den Seinigen geworden sey; barmherziger Himmel! da war nur Schnee und Schnee und kein Zeichen einer Wohnung, keine Spur des Lebens mehr wahrzunehmen. Doch vernahm er nach langem ängstlichem Rufen, wie aus einem tiefen Grabe, die Stimme seines Weibes unter dem Schnee herauf. Und als er sie glücklich und unbeschädigt hervorgegraben hatte, da hörten sie plötzlich noch eine bekannte und liebe Stimme: „Mutter, ich wäre auch noch

am Leben, rief ein Kind; aber ich kann nicht heraus!" Nun arbeiteten Vater und Mutter noch einmal, und brachten auch das Kind hervor, und ein Arm war ihm gebrochen. Da ward ihr Herz mit Freude und Schmerzen erfüllt, und von ihren Augen flossen Thränen des Dankes und der Wehmuth; denn die zwei andern Kinder wurden auch noch herausgegraben, aber todt.

In Pilzeig, ebenfalls im Kanton Uri, wurde eine Mutter mit zwei Kindern fortgerissen, und unten in der Tiefe vom Schnee verschüttet. Ein Mann, ihr Nachbar, den die Lavine ebenfalls dahin geworfen hatte, hörte ihr Wimmern, und grub sie hervor. Vergeblich war das Lächeln der Hoffnung in ihrem Anlitz Als die Mutter halb nackt umher schaute, kannte sie die Gegend nicht mehr, in der sie war. Ihr Retter selbst war ohnmächtig niedergesunken. Neue Hügel und Berge von Schnee und ein entsetzlicher Wirbel von Schneeflocken füllte die Luft. Da sagte die Mutter; „Kinder, hier ist keine Rettung möglich: wir wollen beten, und uns dem Willen Gottes überlassen!" Und als sie beteten, sank die siebenjährige Tochter sterbend in die Arme der Mutter, und als die Mutter mit gebrochenem Herzen ihr zusprach, und ihr Kind der Barmherzigkeit Gottes empfahl, da verließen sie ihre Kräfte auch. Sie war eine 14tägige Kindbetterin, und sie sank, mit dem theuren Leichnam ihres Kindes in dem Schooß, ebenfalls leblos darnieder. Die andere elfjährige Tochter hielt weinend und händeringend bei der Mutter und Schwester aus, bis sie todt waren, drückte ihnen alsdann, ehe sie auf eigne Rettung bedacht war, mit

stummen Schmerze die Augen zu, und arbeitete sich mit unsäglicher Mühe und Gefahr erst zu einem Baum, dann zu einem Felsen heran, und kam gegen Mitternacht endlich an ein Haus, wo sie zum Fenster hinein aufgenommen, und mit den Bewohnern des Hauses erhalten wurde.

Kurz, in allen Berg-Kantonen der Schweiz, in Bern, Glarus, Uri, Schwitz, Graubündten sind in einer Nacht und fast in der nämlichen Stunde durch die Lavinen ganze Familien erdrückt, ganze Viehheerden mit ihren Stallungen zerschmettert, Matten und Gartenland bis auf den nackten Felsen hinab aufgeschürft und weggeführt, und ganze Wälder zerstört worden, also daß sie ins Thal gestürzt sind; oder die Bäume lagen über einander zerschmettert und zerknickt, wie die Halmen auf einem Acker nach dem Hagelschlag. Sind ja in dem einzigen kleinen Kanton Uri fast mit einem Schlag 11 Personen unter dem Schnee begraben worden, und sind nimmer auferstanden; gegen 30 Häuser und mehr als 150 Heuställe zerstört, und 359 Häuptlein Vieh umgekommen, und man wußte nicht, auf wie vielmal hundert tausend Gulden man den Schaden berechnen soll, ohne die verlornen Menschen. Denn das Leben eines Vaters oder einer Mutter oder frommen Gemahls oder Kindes ist nicht mit Gold zu schätzen.

---

24. Der Hirtenknabe.

Abbas mit dem Zunamen der Große, König von Persien, war einst auf der Jagd verirrt. Er kam

auf einen Berg, wo ein Hirtenknabe eine Heerde Schafe weidete; der Knabe saß unter einem Baum, und blies die Flöte. Die süße Melodie des Liedes und die Neugierde lockten den König näher hinzu; das offene Gesicht des Knaben gefiel ihm. Er fragte ihn über allerlei Dinge, und die schnellen, treffenden Antworten dieses Kindes der Natur, das ohne Unterricht bei seiner Heerde aufgewachsen war, setzten den König in Verwunderung. Er hatte noch seine Gedanken darüber, als sein Vezier dazu kam. „Komm Vezier," rief er ihm entgegen, „und sage mir, wie dir dieser Knabe gefällt!" Der Vezier kam herbei. Der König setzte seine Fragen fort, und der Knabe blieb ihm keine Antwort schuldig. Seine Unerschrockenheit, sein gesundes Urtheil und seine offene Freimüthigkeit nahmen den König und den Vezier so sehr ein, daß jener beschloß, ihn mit sich zu nehmen und erziehen zu lassen, damit man sähe, was aus dieser schönen Anlage der Natur unter der Hand der Kunst werde.

Wie eine Feldblume, die der Gärtner aus ihrem dürren Boden hebt, und in ein beß'res Erdreich pflanzet, in kurzem ihren Kelch erweitert, und glänzendere Farben annimmt; so bildete sich auch der Knabe unvermerkt zu einem Manne von großen Tugenden aus. Der König gewann ihn täglich lieber, er gab ihm den Namen Ali Beg, und machte ihn zu seinem Großschatzmeister.

Ali Beg besaß alle Tugenden, die vereiniget den vollkommenen Mann darstellen: Unsträflichkeit in seinen Sitten, Treue und Klugheit in seinem Amt, Freigebigkeit und Großmuth gegen die Armen, Ge-

fälligkeit gegen alle, die ihn um etwas baten, und, ob er gleich der Liebling des Königs war, die bescheidenste Demuth. Was ihn aber am meisten unter den persischen Hofleuten auszeichnete, war seine Uneigennützigkeit; denn nie ließ er sich seine Dienste bezahlen; seine guten Thaten hatten die reinste Quelle: das Verlangen, den Menschen nützlich zu werden. Und doch entging er bei allen diesen Tugenden den Verläumdungen der Höflinge nicht, die seine Erhebung mit heimlichem Neid' ansahen. Sie legten ihm allerlei Fallen, und suchten ihn bei dem Könige verdächtig zu machen.

Aber Schach Abbas war ein Fürst von seltenen Eigenschaften; argwöhnischer Verdacht war für seine große Seele zu klein. Ali Beg blieb daher in Ansehen und Ruhe, so lange sein großmüthiger Beschützer lebte.

Zum Unglück starb dieser große König, und Schach Sefi, der ihm folgte, schien die Wehklage der Völker zu rechtfertigen, die es bedauert, daß gute Fürsten wie andere Menschen sterben. Er war das völlige Widerspiel seines Vorgängers, voll Mißtrauen, Grausamkeit und Geiz. Blutvergießen schien ihn zu erquicken, wie den Durstigen ein Trunk Wasser. So einen Oberherrn hatten Ali's Feinde erwartet, und ihr verborgener Neid wurde sogleich wieder sichtbar. Sie brachten täglich Verläumdungen gegen den Schatzmeister an, auf die der König anfangs nicht achtete, bis eine unerwartete Begebenheit diese Anklagen wahr zu machen schien.

Der König nämlich verlangte einen kostbaren Säbel zu sehen, den Schach Abbas vom türki-

schen Kaiser zum Geschenk bekommen hatte, und dessen einige Hofleute erwähnten. Der Säbel war nicht zu finden, ob er gleich in dem nachgelassenen Verzeichnisse des großen Abbas eingetragen war, und so fiel Schach Sefi's Verdacht auf den Schatzmeister, daß der ihn veruntreuet habe.

Dies war, was seine Feinde wünschten; sie verdoppelten ihre Beschuldigungen, und mahlten ihn als den ärgsten Betrüger. „Er hat viele Häuser zur Bewirthung der Fremden gebaut," sagten sie, „und andere öffentliche Gebäude mit großen Kosten aufführen lassen. Er kam als ein nackter Knabe an den Hof, und doch besitzt er jetzt unermeßliche Reichthümer. Wo könnte er alle die Kostbarkeiten, womit sein Haus angefüllt ist, herhaben, wenn er den königlichen Schatz nicht bestohlen hätte?" Ali Beg trat eben zum Könige hinein, als ihn seine Feinde so verklagten, und mit zornigen Blicken sprach der König: „Ali Beg, deine Untreue ist kund worden, du hast dein Amt verloren, und ich befehle dir, in vierzehn Tagen Rechnung abzulegen! „Ali Beg erschrack nicht, denn sein Gewissen war rein; aber er bedachte, wie gefährlich es seyn würde, seinen Feinden vierzehn Tage Zeit zu lassen, ehe er seine Unschuld bewiese.

„Herr," sprach er, „mein Leben ist in deiner Hand! Ich bin bereit, die Schlüssel des königlichen Schatzes und den Schmuck der Ehre, den du mir gegeben hast, heute oder morgen vor deinem Throne niederzulegen, wenn du deinen Sclaven mit deiner Gegenwart begnadigen willst."

Diese Bitte war dem Könige um so willkommener; er sagte sie ihm zu, und besichtigte gleich des andern Tages die Schatzkammer. Alles war in der vollkommensten Richtigkeit, und Ali Beg überführte ihn, daß Schach Abbas den vermißten Säbel selbst herausgenommen, und mit den Diamanten ein anderes Kleinod habe schmücken lassen, ohne daß er es in seinem Verzeichnisse bemerket. Der König konnte nichts dagegen einwenden, allein Mißtrauen ist ungerecht, und findet sich beleidigt, wenn es sich auch in seinen falschen Muthmaßungen betrogen siehet. Er ersann einen Vorwand, und begleitete den Schatzmeister in das Haus, um die vielen Kostbarkeiten zu finden, von denen ihm seine Höflinge gesagt hatten. Zu seiner großen Verwunderung aber war auch hier alles anders. Gemeine Tapeten deckten die Wände, die Zimmer waren mit nicht mehr, als nothwendigem Hausrath versehen, und Sefi mußte selbst gestehen, ein mittelmäßiger Bürger wohne köstlicher, als der Großschatzmeister seines Reiches. Er schämte sich dieser zweiten Täuschung, und wollte sich entfernen, als ihm ein Höfling eine Thür am Ende der Gallerie zeigte, die mit zwei starken eisernen Riegeln verschlossen war. Der König ging näher, und fragte den Ali Beg, was er unter so großen Schlössern und Riegeln verwahre? Ali Beg schien erschrocken, sein Gesicht erröthete; er erholte sich aber wieder und sprach: „Herr, in diesem Gemach bewahre ich das Liebste, das ich auf der Welt habe, mein wahres Eigenthum! Alles, was du in diesem Hause gesehen hast, gehört dem Könige, meinem Herrn; was dieses Zimmer enthält, ist mein;

aber es ist ein Geheimniß, ich bitte dich, verlange es nicht zu sehen!"

Das ängstliche Betragen schien dem argwöhschen Sefi Gefühl der Schuld, und er befahl mit Heftigkeit, die Thür zu öffnen. Das Gemach that sich auf, und siehe da, vier weiße Wände mit einem Hirtenstabe, einer Flöte, einem schlechten Kleide und einer Hirtentasche geschmückt, das waren die Schätze, welche diese eisernen Riegel und Schlösser verwahrten!

Alle Anwesende erstaunten, und Schach Sefi schämte sich zum drittenmal, als Ali Beg mit der größten Bescheidenheit also sprach: „Mächtiger König! Als mich der große Abbas auf einem Berge antraf, wo ich meine Heerde hütete, waren diese Armseligkeiten alle mein Reichthum. Ich bewahrte seitdem denselben als mein einziges Eigenthum, das Denkmal meiner glücklichen Kindheit, und der großmüthige Fürst war zu gütig, als daß er es mir hätte nehmen wollen. Ich hoffe, Herr, auch du wirst es mir nicht nehmen, und mich mit ihm in jene friedlichen Thäler zurück kehren lassen, wo ich in meiner Dürftigkeit glücklicher, als im Überflusse deines Hofes war."

Ali schwieg, und alle Umstehenden waren bis zu Thränen erweicht. Der König zog sein Kleid aus, und legte es ihm an, (ein Zeichen der höchsten Gnade,) der Neid und die Verläumdung waren sehr beschämt, und sie konnten diesen Edlen nie wieder antasten. Ali lebte lange, und genoß die Belohnungen seiner Tugenden, Liebe und Verehrung bei seinem Leben, und nach seinem Tode waren Thränen die

stillen Lobredner auf seinem Grabe. Alle Einwohner der Stadt begleiteten seine Leiche, und noch im Munde der Nachwelt hieß er immer der edle, uneigennützige Ali.

---

25. Die ewige Bürde.

Der Chalif Hakkam, der die Pracht liebte, wollte die Gärten seines Pallastes verschönern und erweitern. Er kaufte alle benachbarten Ländereien, und bezahlte den Eigenthümern so viel dafür, als sie verlangten. Nur eine arme Wittwe fand sich, die das Erbtheil ihrer Väter aus frommer Gewissenhaftigkeit nicht veräußern wollte, und alle Anerbietungen, die man ihr deswegen machte, geradezu ausschlug. Den Aufseher der königlichen Gebäude verdroß der Eigensinn dieser Frau; er nahm ihr das kleine Land mit Gewalt weg, und die arme Witwe kam weinend zum Richter. Ibn Beschir war eben Kadi der Stadt. Er ließ sich den Fall vortragen, und fand ihn schlimm; denn obschon die Gesetze der Wittwe ausdrücklich Recht gaben, so war es doch nicht leicht, einen Fürsten, der gewohnt war, seinen Willen für die vollkommene Gerechtigkeit zu halten, zur freiwilligen Erfüllung des Gesetzes zu bewegen. Was that also der gerechte Kadi? Er sattelte seinen Esel, hing ihm einen großen Sack über den Hals, und ritt unverzüglich nach den Gärten des Pallastes, wo der Chalif sich eben in dem schönen Pavillon befand, den er auf dem Erbtheil der Wittwe erbauet hatte.

Die Ankunft des Kadi mit seinem Esel und Sacke setzten ihn in Verwunderung, und noch mehr erstaunte er, als sich Beschir ihm zu Füßen warf und also sagte: „erlaube mir, Herr, daß ich diesen Sack mit Erde von diesem Boden fülle!“ Hakkam gab es zu. Als der Sack voll war, bat Ibn Beschir den Chalifen, ihm den Sack auf den Esel heben zu helfen. Hakkam fand dieses Verlangen noch sonderbarer, als alles Vorige; um aber zu sehen, was der Mann vorhabe, so griff er mit an. Allein der Sack war nicht zu bewegen, und der Chalif sprach: „Die Bürde ist zu schwer, Kadi, sie ist zu schwer!“

„Herr,“ antwortete Ibn Beschir mit einer edeln Dreistigkeit, du findest diese Bürde zu schwer, und sie enthält doch nur einen kleinen Theil der Erde, die du ungerechter Weise einer armen Wittwe genommen hast; wie willst du denn das ganze geraubte Land tragen können, wenn es der Richter der Welt am letzten Gerichtstage auf deine Schuldern legt?“

Der Chalif war betroffen; er lobte die Herzhaftigkeit und Klugheit des Kadi, und gab der Wittwe das Land mit allen Gebäuden, die er darauf hatte anlegen lassen, wieder.

---

26. Die wüste Insel.

Ein reicher, gutthätiger Mann wollte einen seiner Sklaven glücklich machen; er schenkte ihm die Freiheit, und ließ ihm ein Schiff, mit vielen köstlichen

Waaren ausrüsten. „Geh,“ sagte er, „und segle damit in ein fremdes Land; wuchre mit diesen Waaren, und aller Gewinn soll dein seyn.“ Der Sklave reiste ab; aber kaum war er einige Zeit auf der See, als sich ein heftiger Sturm erhob, und sein Schiff gegen eine Klippe warf, daß es scheiterte. Die köstlichen Waaren versanken im Meer, alle seine Gefährten kamen um, und er selbst erreichte mit genauer Noth die Ufer einer Insel. Hungrig, nackt und ohne Hülfe ging er tiefer in's Land, und weinte über sein Unglück, als er von ferne eine große Stadt erblickte, aus der ihm eine Menge Einnwohner mit lautem Freudengeschrei entgegen kamen. „Heil unserm König!“ riefen sie ihm zu, setzten ihn auf einen prächtigen Wagen, und führten ihn in die Stadt. Er kam in den königlichen Pallast, wo man ihm einen Purpurmantel anlegte, ein Diadem um seine Stirne band, und ihm einen goldnen Thron besteigen ließ. Die Vornehmen traten um ihn her, fielen vor ihm nieder, und schwuren ihm im Namen des ganzen Volks den Eid der Treue.

Der neue König glaubte anfangs, alle diese Herrlichkeit sey ein schöner Traum, bis die Fortdauer seines Glücks ihn nicht mehr zweifeln ließ, daß diese wunderbare Begebenheit wirklich wahr sey. „Ich begreife nicht,“ sprach er bei sich selbst, „was die Augen dieses wunderlichen Volks bezaubert hat, einen nackten Fremdling zu ihrem Könige zu machen. Sie kennen mich nicht, wer ich bin; sie fragen nicht, wo ich herkomme, und setzen mich auf ihren Thron. Was ist das für eine sonderbare Sitte in diesem Lande?“

So dacht er, und wurde so neugierig, die Ursache seiner Erhebung zu wissen, daß er sich entschloß, einen von den Vornehmen an seinem Hofe, der ihm ein weiser Mann zu seyn schien, um die Auflösung dieses Räthsels zu fragen. „Vezier,“ rede er ihn an, „warum habt ihr mich denn zu eurem Könige gemacht? Wie konntet ihr wissen, daß ich auf eurer Insel angekommen sey, und was wird endlich mit mir werden?“ „Herr,“ antwortete der Vezier, diese Insel wird von Gott wohlgefälligen Leuten bewohnt; ihre Vorfahren haben vor langen Zeiten den Allmächtigen gebeten, ihnen jährlich einen Sohn Adams zu senden, daß er sie regiere.“

„Der Allmächtige hat ihre Bitte angenommen, und läßt alle Jahre an dem nämlichen Tage einen Menschen an ihrer Insel landen. Die Einwohner eilen ihm, wie du gesehen hast, freudig entgegen, und erkennen ihn für ihren Oberherrn; aber seine Regierung dauert nicht länger, als ein Jahr. Ist diese Zeit verflossen, und der bestimmte Tag wieder erschienen; so wird er seiner Würde entsetzt, man beraubt ihn des königlichen Schmuckes, und legt ihm schlechte Kleider an. Seine Bedienten tragen ihn mit Gewalt an's Ufer, und legen ihn in ein besongers dazu gebautes Schiff, das in auf eine andere Insel bringt. Die Insel ist wüst' und öde; jeder, der noch vor wenigen Tagen ein mächtiger König war, kommt hier nackt an, und findet weder Unterthanen noch Freunde. Niemand nimmt an seinem Unglück Theil, und er muß in diesem wüsten Lande ein trauriges und kummervolles Leben führen, wenn er sein Jahr nicht klug angewendet hat. Nach der Verbannung des

alten Königs geht das Volk dem neuen, den ihm die Vorsehung des Allmächtigen jedes Jahr ohne Ausnahme sendet, auf die gewöhnlche Weise entgegen, und nimmt ihn mit gleicher Freude auf, wie den vorigen. Dies, Herr, ist das ewige Gesetz dieses Reichs, das kein König während seiner Regierung aufheben kann."

„Sind denn auch meine Vorgänger," fragte der König weiter, „von dieser kurzen Dauer ihrer Hoheit unterrichtet gewesen?" „Keinem von ihnen," antwortete der Vezier, „war dieses Gesetz der Vergänglichkeit unbekannt; aber einige ließen sich von dem Glanze, der ihren Thron umgab, verblenden; sie vergaßen die traurige Zukunft, und verlebten ihr Jahr, ohne weise zu seyn; andere berauschten sich in der Süßigkeit ihres Glücks, sie getrauten sich nicht, an die wüste Insel zu denken, aus Furcht, die Annehmlichkeit des gegenwärtigen Genusses zu verbittern; und so taumelten sie, wie Trunkene, aus eine Freude in die andere, bis ihre Zeit um war, und sie in das Schiff geworfen wurden. Wenn der unglückliche Tag kam, so fingen alle an, sich zu beklagen, und ihre Verblendung zu seufzen; aber nun war es zu spät, und sie wurden ohne Schonung dem Elend übergeben, das sie erwartete, und dem sie durch Weisheit nicht hatten vorbeugen wollen."

Diese Erzählung des Veziers erfüllte den König mit Furcht; er schauderte vor dem Schicksal der vorigen Könige, und wünschte ihrem Unglück zu entgehen. Er sah mit Schrecken, daß schon einige Wochen von diesem kurzen Jahre verfloßen waren, und daß er eilen müßte, die übrigen Tage seiner Regierung desto

besser zu benützen. „Weiser Vezier,“ antwortete er, „du hast mir mein künftiges Schicksal und die kurze Dauer meiner königlichen Macht entdeckt; aber ich bitte dich, sage mir auch, was ich thun muß, wenn ich das Elend meiner Vorgänger vermeiden will.“

„Erinnere dich, Herr,“ antwortete der Vezier, „daß du nackt auf unsere Insel gekommen bist; denn eben so wirst du wieder hinausgehen, und nie wieder zurückkommen. Es ist also nur ein einziges Mittel möglich, dem Mangel vorzubeugen, der dir in jenem Lande der Verbannung droht, wenn du es nämlich fruchtbar machst, und mit Einwohnern besetzest. Dies ist dir nach unsern Gesetzen vergönnt, und deine Unterthanen sind dir so vollkommen gehorsam, daß sie hingehen, wo du sie hinsendest. Schicke also eine Menge Arbeitsleute hinüber, und laß' die wüsten Felder in fruchtbare Äcker verwandeln; baue Städte und Vorrathshäuser, und versieh sie mit allen nothdürftigen Lebensmitteln. Kurz, bereite dir ein neues Reich, dessen Einwohner dich nach deiner Verbannung mit Freuden aufnehmen. Aber eile, laß keinen Augenblick ungenützt vorbeigehen; denn die Zeit ist kurz, und je mehr du zum Anbau deiner künft'gen Wohnung thust, desto glücklicher wird dein Aufenthalt dort seyn. Denke, dein Jahr sey morgen schon vorbei, und nütze deine Freiheit, wie ein kluger Flüchtling, der dem Verderben entgehen will. Wenn du meinen Rath verachtest, oder zauderst und schläfrig wirst, so bist du verloren, und langes Elend ist dein Loos.“

Der König war ein kluger Mann, und die Rede des Veziers gab seiner Enschließung und seiner Thä-

tigkeit Flügel. Er sandte sogleich eine Menge Einwohner ab. Sie gingen mit Freuden, und griffen das Werk mit Eifer an. Die Insel fing an, sich zu verschönern, und ehe sechs Monden vergangen waren, standen schon Städte auf ihren blühenden Auen. Demohngeachtet ließ der König in seinem Eifer nicht nach; er sandte immer mehr Einwohner hinüber, und die folgenden waren noch freudiger, als die ersten, da sie in ein so wohl angebautes Land gingen, das ihre Freunde und Anverwandten bewohnten.

Unterdessen kam das Ende des Jahrs immer näher. Die vorigen Könige hatten vor diesem Augenblicke gezittert, an dem sie ihre vergängliche Herrlichkeit ablegen mußten; dieser aber sahe ihm mit Sehnsucht entgegen, denn er ging in ein Land, wo er sich durch seine kluge Thätigkeit eine dauernde Wohnung gebaut hatte. Der bestimmte Tag erschien endlich. Der König wurde in seinem Pallast ergriffen, seines Diadems und seiner königlichen Kleidung beraubt, und auf das unvermeidliche Schiff gebracht, das ihn nach seinem Verbannungsorte führte. Kaum war er aber am Ufer der neuen Insel gelandet, als ihm die Einwohner mit Freuden entgegen eilten, ihn mit großer Ehre empfingen, und sein Haupt statt jenes Diadem, dessen Herrlichkeit nur ein Jahr währte, mit einem unverwelklichen Blumenkranze schmückten. Der Allmächtige belohnte seine Weisheit, er verlieh seinen Unterthanen die Unsterblichkeit, und machte ihn zu ihrem ewigen Könige.

* * *

Der reiche, wohlthätige Mann ist Gott; der Sklave, den sein Herr fortsendet, ist der Mensch bei

seiner Geburt; die Insel, wo er anlandet, ist die Welt; die Einwohner, welche ihm freudig entgegen kommen, sind die Eltern, die für den nackten Weinenden sorgen. Der Vezier, der ihn von dem traurigen Schicksal, das ihm bevorsteht, unterrichtet, ist die Weisheit. Das Jahr seiner Regierung ist der Lauf des menschlichen Lebens, und die wüste Insel, auf welche er hingeführt wird, die künftige Welt. Die Arbeitsleute, die er dahin sendet, sind die guten Werke, die er während seines Lebens verrichtet.

Die Könige aber, welche vor ihm dahin gegangen sind, ohne über das Unglück, das ihnen drohte, nachzudenken, sind der größte Theil der Menschen, die sich blos mit irdischen Freuden beschäftigen, ohne an ihr Leben nach dem Tode zu denken; sie werden mit Mangel und Elend gestraft, weil sie vor dem Throne des Allmächtigen mit Händen erscheinen, die an allen guten Werken leer sind.

---

27. Nützliche Lehren.

Man vergißt im menschlichen Leben nichts so leicht, als das Multipliciren, wenn man es noch so gut in der Schule gelernt hat. Und doch lernt man in der Schule für das Leben, und die Weisheit besteht nicht im Wissen, sondern in der rechten Anwendung und Ausübung davon.

Es kann jemand einen Tag in den andern nur einen Groschen unnöthigerweise ausgeben. Mancher, der den Groschen übrig hat, thut es, und meint, es sey nicht viel. Aber in einem Jahre sind es 365

Groschen, und in dreißig Jahren 10,950 Groschen. Facit: 547 fl. 30 kr. weggeworfenes Geld, und das ist doch viel.

Ein anderer kann einen Tag in den andern zwei Stunden unnütz und im Müßiggang zubringen, und meintt jedesmal, für heute lasse es sich verantworten. Das multiplicirt sich in einem Jahr zu 730 Stunden und in 30 Jahren zu 21,900 Stunden. Facit: 912 verlorene Tage des kurzen Lebens. Das ist noch mehr, als 547 fl., wer's bedenkt. —

Die Erde hat 540 deutsche Meilen, oder 10,800 Stunden im Umkreis; das ist ein weiter Weg. Aber wenn man in gerader Linie fortgehen könnte, und es wollte jemand jeden Tag nur eine Stunde davon zurücklegen, so könnte er im dreißigsten Jahre wieder daheim seyn. Daraus ist zu lernen, wie weit ein Mensch in seinem Leben es nach und nach bringen kann, wenn er zu einem nützlichen Geschäft jeden Tag nur eine Stunde anwenden will, und wie viel weiter noch, wenn er alle Tage dazu benützt, besser und vollkommener zu werden, und sein eigenes Wohl zu befördern. Aber wer nie anfängt, der hört nie auf, und wem wenig auf einmal nicht genug ist, der erfährt nie, wie man nach und nach zu vielem kommt.

* *
*

„Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiser antwortet.“ Das ist ein wahres Sprüchwort. Fürs erste kann der einfältigste Mensch eine Frage thun, worauf auch der Weiseste keinen Bescheid zu geben weiß. Denn Fragen ist leichter,

als Antworten, wie Fordern oft leichter ist, als Geben, Rufen leichter, als Kommen. Für's andere könnte manchmal der Weise wohl eine Antwort geben; aber er will nicht, weil die Frage einfältig ist, oder wortwitzig, oder weil sie zur Unzeit kommt. Gar oft erkennt man ohne Mühe den einfältigen Menschen am Fragen, und den Verständigen am Schweigen. „Keine Antwort ist auch eine Antwort.“ Von dem Doktor Luther verlangte einst jemand zu wissen, was wohl Gott vor Erschaffung der Welt die lange, lange Ewigkeit hindurch gethan habe. Diesem erwiederte der fromme und witzige Mann: „in einem Birkenwalde sey der liebe Gott gesessen und habe zur Bestrafung für solche Leute, die unnütze Fragen thun, Ruthen geschnitten.

* * *

„Rom ist nicht in Einem Tage erbaut worden.“ Damit entschuldigen sich viele fahrlässige und träge Leute, welche ihr Geschäft nicht treiben und vollenden mögen, und schon müde sind, ehe sie recht anfangen. Mit dem Rom ist es aber eigentlich so zugegangen: Es haben viele fleißige Hände viele Tage lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend unverdrossen daran gearbeitet, und nicht abgelassen, bis es fertig war.

So ist Rom entstanden. Was du zu thun hast, mach's auch so!

* * *

„Es ist nicht alles Gold, was glänzt.“ Mancher, der nicht an das Sprüchwort denkt, wird betrogen.

Aber eine andere Erfahrung wird noch öfter vergessen: „Manches glänzt nicht, und ist doch Gold;“ und wer das nicht glaubt, und nicht daran denkt, der ist noch schlimmer daran. In einem wohlbestellten Acker, in einem gut eingerichteten Gewerbe ist viel Gold verborgen, und eine fleißige Hand weiß es zu finden. Ein ruhiges Herz und ein gutes Gewissen glänzen auch nicht, und sind noch mehr als Goldes werth. Oft ist gerade da am wenigsten Gold, wo der Glanz und die Prahlerei am größten ist. Wer viel Lärm macht, hat wenig Muth. Wer viel von seinen Thalern redet, hat nicht viel. Einer prahlte, er habe ein ganzes Schäffel voll Dukaten daheim. Als er sie zeigen sollte, wollte er lange nicht daran. Endlich brachte er ein kleines, rundes Schächtelein zum Vorschein, das man mit der Hand decken konnte. Doch half er sich mit einer guten Ausrede. Das Dukatenmaß, sagte er, sey kleiner, als das Fruchtmaß.

* * *

Es sagt ein altes Srüchwort: Selber essen macht fett. Ich will noch ein paar dazu setzen: Selber Achtung geben macht verständig, und selber arbeiten macht reich. Wer nicht mit eignen Augen sieht, sondern sich auf andere verläßt, und wer nicht selber Hand anlegt, wo es nöthig ist, sondern andere thun läßt, was er selber thun soll, der bringt's nicht weit, und mit dem Fettwerden hat es bald ein Ende.

* * *

Einmal ist keinmal. Dies ist das unwahrste und schlimmste unter allen Sprüchwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein schlechter Rechenmeister, oder ein boshafter. Einmal ist wenigstens einmal, und daran läßt sich nichts abmarkten. Wer einmal gestohlen hat, der kann sein Lebenlang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: Gottlob! ich habe mich nie an fremdem Gut vergriffen; und wenn der Dieb erhascht und gehenkt wird, alsdann ist einmal nicht keinmal. Aber das ist noch nicht alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: Einmal ist Zehnmal, und Hundert- und Tausendmal. Denn wer das Böse einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gern B, und alsdann tritt zuletzt ein anderes Spüchwort ein, daß der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er bricht.

* * *

Nun kommen zwei Sprüchwörter, und die sind beide wahr, wenn sie schon einander widersprechen. Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Muth, etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hinein regnete. Er sagte immer: Wo nichts ist, kommt nichts hin; und so war es auch. Er blieb sein Lebenlang der arme Bruder Wonichtsist, weil es ihm nie der Mühe werth war, mit einem kleinen Ersparniß den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem größeren Vermögen zu kommen. So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: Was

nicht ist, das kann werden. Er hielt das wenige, das ihm von der Verlassenheit der Eltern zu Theil geworden war, zu Rath, und vermehrte es nach und nach durch eignes Ersparniß, indem er fleißig arbeitete, und eingezogen lebte.

Anfänglich ging es hart und langsam. Aber sein Sprüchwort, was nicht ist, kann werden, gab ihm immer Muth und Hoffnung. Mit der Zeit ging es besser. Er wurde durch unverdrossenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann, und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Wonichtsist, der selber nichts zu leben hat.

* * *

Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt. Z. B. wenn dich früh die Sonne zu einem neuen kräftigen Leben weckt, so bietet er dir: Guten Morgen; wenn sich Abends dein Auge zum erquicklichen Schlummer schließet: Gute Nacht! Wenn du mit gesundem Appetit dich zur Mahlzeit setzest, sagt er: Wohl bekomm's! Wenn du eine Gefahr noch zur rechten Zeit entdeckst, so sagt er: Nimm dich in Acht, junges Kind, oder altes Kind, und kehre lieber wieder um! Wenn du am schönen Maitag im Blüthenduft und Lerchengesang spazieren gehst, und es ist dir wohl, sagt er: Sey willkommen in meinem Schloßgarten! Oder du denkst an nichts, und es wird dir auf einmal wunderlich im Herzen, und naß in den Augen, und denkst: Ich will doch anders werden, als ich bin, so sagt er: Merkst du, wer bei dir ist? Oder du gehst an einem offenen Grabe vorbei, und es schaudert dich, so ruft er dir zu: Me-

mento mori, heißt auf deutsch: Denk an den Tod! Also grüßt Gott manchen, der ihm nicht antwortet und nicht dankt.

* * *

Man muß mit den Wölfen heulen, heißt das: Wenn man zu unvernünftigen Leuten kommt, muß man auch unvernünftig thun wie sie? Nein; sondern erstlich, du mußt dich nicht unter die Wölfe mischen, sondern ihnen aus dem Wege gehen. Zweitens, wenn du ihnen nicht entweichen kannst, so sollst du sagen: Ich bin ein Mensch, und kein Wolf; ich kann nicht so schön heulen, wie ihr. Drittens, wenn du meinst, es sey nimmer anders von ihnen loszukommen, so magst du ein oder zweimal mit bellen; aber du sollst nicht mit ihnen beißen, und andrer Leute Schafe fressen; sonst kommt zuletzt der Jäger, und du wirst mit ihnen geschossen.

---

28. Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande.

In der Türkei, wo es bisweilen etwas ungerade hergehen soll, trieb ein reicher und vornehmer Mann einen Armen, der ihn um eine Wohlthat anflehte, mit Scheltworten und Schlägen von sich ab, und als er ihn nicht mehr erreichen konnte, warf er ihn mit einem Stein. Die es sahen, verdroß es; aber niemand konnte errathen, warum der arme Mann den Stein aufhob, und ohne eine Wort zu sagen, in die Tasche steckte, und niemand dachte daran, daß er ihn von nun an bei sich tragen würde, aber das

that er. Nach Jahr und Tag hatte der reiche Mann ein Unglück, nämlich er verübte einen Spitzbubenstreich, und wurde deßwegen nicht nur seines Vermögens verlustig, sondern er mußte auch nach dortiger Sitte zur Schau und Schande rückwärts auf einen Esel gesetzt, durch die Stadt reiten. An Spott und Schimpf fehlte es nicht, und der Mann mit dem räthselhaften Stein in der Tasche, stand unter den Zuschauern eben auch da, und erkannte seinen Beleidiger. Jetzt fuhr er schnell mit der Hand in die Tasche; jetzt griff er nach dem Stein; jetzt hob er ihn schon in die Höhe, um ihn wieder nach seinem Beleidiger zu werfen; aber wie von einem guten Geist gewarnt, ließ er ihn wieder fallen, und ging mit einem bewegten Gesicht davon.

Daraus kann man lernen: Erstens, man soll im Glück nicht übermüthig, nicht unfreundlich und beleidigend gegen geringe und arme Menschen seyn; denn es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war, und „wer dir als Freund nichts nützen kann, der kann vielleicht als Feind dir schaden.“ Zweitens, man soll seinem Feind keinen Stein in der Tasche und keine Rache im Herzen nachtragen. Denn als der arme Mann den seinen auf die Erde fallen ließ, und davon ging, sprach er zu sich selber so: „Rache an deinem Feind auszuüben, so lange er reich und glücklich war, das war thöricht und gefährlich; jetzt, wo er unglücklich ist, wäre es unmenschlich und schändlich.

* * *

Ein andrer meint, es sey schön, Gutes zu thun an seinen Freunden, und Böses an seinen Feinden; aber noch ein anderer erwiederte, das sey schön, an den Freunden Gutes zu thun, und sich die Feinde zu Freunden zu machen.

* * *

Es ist doch nicht alles so uneben, was die Morgenländer sagen und thun.

Einer Namens Lockmann, wurde gefragt, wo er seine feinen und wohlgefälligen Sitten gelernt habe. Er antwortete: Bei lauter unhöflichen und groben Menschen; ich habe immer das Gegentheil demjenigen gethan, was mir an ihnen nicht gefallen hat.

* * *

Ein anderer entdeckte seinem Freund das Geheimniß, durch dessen Kraft er mit den zänkischen Leuten immer in gutem Frieden ausgekommen sey. Er sagte so: Ein verständiger Mann und ein thörichter Mann können nicht einen Strohhalm mit einander zerreißen. Denn wenn der Thor zieht, so läßt der Verständige nach, und wenn jener nachläßt, so zieht dieser. Aber wenn zwei Unverständige zusammen kommen, so zerreißen sie eiserne Ketten.

---

29. Kindesdank und Undank.

Ein Fürst traf auf einem Spazierritt einen fleißigen und frohen Ackermann an dem Ackergeschäfte an, und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach eini-

gen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigenthum sey, sondern daß er als Taglöhner täglich um 15 Kreuzer arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sey, täglich mit 15 Kreuzern auszureichen und noch so frohen Muthes dabei zu seyn, und verwunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Zwilchrock erwiederte ihm: „Es wäre mir übel gefehlt, wenn ich so viel brauchte. Mir muß ein Dritttheil davon genügen, mit einem Dritttheile zahle ich meine Schulden ab, und den übrigen Dritttheil lege ich auf Kapitalien an.“ Das war dem guten Fürsten ein neues Räthsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort und sagte: „Ich theile meinen Verdienst mit meinen armen Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden.“ War das nicht artig gesagt, und noch schöner und edler gedacht und gehandelt? Der Fürst belohnte die Rechtschaffenheit des wackern Mannes, sorgte für seine Söhne, und der Segen, den ihm seine sterbenden Eltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung redlich entrichtet.

Aber ein anderer ging mit seinem Vater, welcher durch Alter und Kränklichkeit freilich wunderlich geworden war, so übel um, daß dieser wünschte, in ein Armenspital gebracht zu werden, das im nämli-

chen Orte war. Dort hoffte er wenigstens bei dürftiger Pflege von den Vorwürfen frei zu werden, die ihm daheim die letzten Tage seines Lebens verbitterten. Das war dem undankbaren Sohn ein willkomm'nes Wort. Ehe die Sonne hinter den Bergen hinabging, war dem armen alten Greis sein Wunsch erfüllt; aber er fand im Spital auch nicht alles, wie er es wünschte.

Wenigstens ließ er seinen Sohn nach einiger Zeit bitten, ihm die letzte Wohlthat zu erweisen, und ihm ein Paar Leintücher zu schicken, damit er nicht alle Nacht auf blosem Stroh schlafen müßte. Der Sohn suchte die zwei schlechtesten, die er hatte, heraus und befahl seinem zehnjährigen Kinde, sie dem alten Großvater in's Spital zu bringen; aber mit Verwunderung bemerkte er, daß der kleine Knabe vor der Thür eines dieser Tücher in einen Winkel verbarg, und folglich dem Großvatter nur eines davon brachte. „Warum hast du das gethan?" fragte er den Jungen bei seiner Zurückkunft. „Zur Aushülfe für die Zukunft," erwiederte dieser kalt und bösherzig, „wenn ich euch, o Vater, auch einmal in das Spital schicken werde!

Was lernen wir daraus? — Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlgehe!

---

30. Brodlose Kunst.

In der Stadt Aachen ist eine Fabrik, in welcher nichts als Nähnadeln gemacht werden. Das ist keine brodlose Kunst, denn es werden in jeder alle Wochen

zwei hundert Pfund Nähnadeln verfertigt, von denen 5000 Stück auf ein Pfund gehen; **Facit:** Eine Million, und der Meister Schneider, die Näherinn und jede Hausmutter weiß wohl, wie viel man für einen Kreuzer bekommt, auch ist es nicht schwer auszurechnen, wie viel Geld an den Aachner Nadeln in der Fabrik selbst und durch den Handel jährlich verdient und gewonnen wird. Das Werk geht durch Maschinen, und die meisten Arbeiter sind Kinder von 8 bis 10 Jahren.

Ein Fremder besichtigte einst diese Arbeiten, und wunderte sich, daß es möglich sey, in die allerfeinsten Nadeln mit einem noch feinern Instrument ein Loch zu stechen, durch welches nur der allerfeinste, fast unsichtbare Faden kann gezogen werden. Aber ein Mägdlein, welchem der Fremde eben zuschaute, zog sich hierauf ein langes Haar aus dem Kopfe, stach mit einer der feinsten Nadeln eine Öffnung dadurch, nahm das eine Ende des Haares, bog es um, uud zog es durch die Öffnung zu einer artigen Schleife.

Das war so brodlos eben auch nicht. Denn das Mägdlein bot dieses künstlich geschlungene Haar dem Fremden zum Andenken, und bekam dafür ein artiges Geschenk, und das wird mehr als einmal im Jahr geschehen seyn. Solch ein kleiner Nebenverdienst ist einem fleißigen Kinde wohl zu gönnen.

Aber während ehrliche Eltern und Kinder aller Orten etwas Nützliches arbeiten, ihr Brod mit Ehren verdienen, und mit gutem Gewissen essen, zog zu seiner Zeit ein Tagdieb durch die Welt, der sich in der Kunst geübt hatte, in einer ziemlich großen Entfer-

nung durch ein Nadelöhr kleine Linsen zu werfen. Das war eine brodlose Kunst. Doch lief es auch nicht ganz leer ab. Denn als der Linsenschütz unter andern nach Rom kam, ließ er sich auch vor dem Pabst sehen, der sonst ein großer Freund von seltsamen Künsten war, hoffte ein hübsches Stück von ihm zu bekommen, und machte schon ein Paar wunderliche Augen, als der Schatzmeister des heiligen Vaters mit einem Säcklein auf ihn zuging, und bückte sich entsetzlich tief, als ihm der Schatzmeister das ganze Säcklein anbot.

Allein was war darin? Ein halber Becher Linsen, die ihm der weise Pabst zur Belohnung und Aufmunterung seines Fleißes übermachen ließ, damit er sich in seiner Kunst noch ferner üben, und immer größere Fortschritte darin machen könnte.

---

31. Das seltsame Recept.

Es ist kein großer Spaß dabei, wenn man ein Recept in die Apotheke tragen muß; aber vor langen Jahren war es doch einmal ein Spaß.

Da hielt ein Mann von einem entlegenen Hof eines Tages mit einem Wagen und zwei Stieren vor der Stadtapotheke still, lud sorgsam eine große tannene Stubenthür ab, und trug sie hinein. Der Apotheker machte große Augen und sagte: Was wollt ihr da, guter Freund, mit eurer Stubenthür? der Schreiner wohnt um zwei Häuser links. Dem sagte der Mann, der Doktor sey bei seiner kranken Frau gewesen, und habe ihr wollen ein Tränklein verordnen;

so sey in dem ganzen Haus keine Feder, keine Dinte und kein Papier gewesen, nur eine Kreide. Da habe der Doktor das Recept an die Stubenthür geschrieben; und nun soll der Herr Apotheker so gut seyn, und das Tränklein kochen.

Wohl dem, der sich in der Noth zu helfen weiß.

---

32. Moses Mendelssohn.

Moses Mendelssohn war jüdischer Religion und Handlungsbedienter bei einem Kaufmannn, der das Pulver nicht soll erfunden haben. Dabei war er aber ein sehr frommer und weiser Mann, und wurde daher von den angesehensten und gelehrtesten Männern hochgeachtet und geliebt. Und das ist recht, denn man muß um des Bartes willen den Kopf nicht verachten, an dem er wächst. Dieser Moses Mendelssohn gab unter andern von der Zufriedenheit mit seinem Schicksal folgenden Beweis. Als eines Tages ein Freund zu ihm kam, und er eben an einer schweren Rechnung schwitzte, sagte dieser: „Es ist doch Schade, guter Moses, und ist unverantwortlich, daß ein so verständiger Kopf, wie ihr seyd, einem Manne ums Brod dienen muß, der euch das Wasser nicht bieten kann! Seyd ihr nicht am Finger gescheidter, als der am ganzen Körper, so groß er ist?" Einem andern hättte das im Kopf gewurmt, aber der verständige Mendelssohn sah seinen Freund ruhig an, und sprach zu ihm also: „Das ist recht gut, wie es ist, und von der Vorsehung weise ausgedacht. Denn so kann mein Herr von meinen

Diensten viel Nutzen ziehen, und ich habe zu leben. Wäre ich der Herr, und er mein Schreiber, ihn könnte ich nicht brauchen.

---

33. Einträglicher Räthselhandel.

Von Basel fuhren elf Personen in einem Schiffe den Rhein hinab. Ein Jude, der nach Schalampi wollte, bekam die Erlaubniß, sich in einen Winkel zu setzen, und auch mitzufahren, wenn er sich gut aufführen, und dem Schiffer achtzehn Kreuzer Trankgeld geben wollte. Nun klingelte es zwar, wenn der Jude an die Tasche schlug; allein es war doch nur noch ein Zwölfkreuzerstück darin, denn das andere war ein messingener Knopf. Dessen ungeachtet nahm er die Erlaubniß dankbar an, denn er dachte: Auf dem Wasser wird sich auch noch etwas erwerben lassen; es ist ja schon mancher auf dem Rhein reich geworden. Im Anfang und von dem Wirthshaus weg war man sehr gesprächig und lustig, und der Jude in seinem Winkel und mit seinem Sack auf der Achsel, den er gar nicht ablegte, mußte viel leiden, wie man es manchmal diesen Leuten macht, und versündigt sich daran. Als sie aber schon weit an Hüningen und an der Schusterinsel vorbei waren, wurde einer nach dem andern stille, und gähnten, und schauten den langen Rhein hinunter, bis wieder einer anfing: Mousche, fing er an, weißt du nichts, daß uns die Zeit vergeht? Deine Väter müssen doch auch auf allerlei gedacht haben in der langen Wüste.

Jetzt, dachte der Jude, ist es Zeit, das Schäflein zu scheeren, und schlug vor, man solle sich in der Reihe herum allerlei kuriose Fragen vorlegen, und er wolle mit Erlaubniß auch mithalten. Wer sie nicht beantworten kann, soll dem Aufgeber ein Zwölfkreuzerstück bezahlen; wer sie gut beantwortet, soll einen Zwölfer bekommen.

Das war der ganzen Gesellschaft recht, und weil sie sich an der Albernheit oder an dem Witze des Juden zu belustigen hofften, fragte jeder in den Tag hinein, was ihm einfiel. So fragte z. B. der erste: Wie viel weich gesottene Eier konnte der Riese Goliath nüchtern essen? — Alle sagten, das sey nicht zu errathen, und bezahlten ihre Zwölfer; aber der Jud' sagte: Eins; denn wer Ein Ei gegessen hat, ißt das zweite nimmer nüchtern. Der Zwölfer war gewonnen.

Der andere dachte: Wart' Jude, ich will dich aus dem neuen Testament fragen; so soll mir dein Zwölfer nicht entgehen. Warum hat der Apostel Paulus den zweiten Brief an die Korinther geschrieben? Der Jud sagte: Er wird nicht bei ihnen gewesen seyn, sonst hätt' er's ihnen mündlich sagen können. Wieder einen Zwölfer.

Als der dritte sah, daß der Jude in der Bibel so gut bewandert sey, fing er's auf eine andere Art an: Wer zieht sein Geschäft in die Länge, und wird doch zu rechter Zeit fertig? Der Jud' sagte: Der Seiler, wenn er fleißig ist.

Der vierte: Wer bekommt noch Geld dazu, und läßt sich dafür bezahlen, wenn er den Leuten etwas

weiß macht? Der Jud' sagte: Der Bleicher und der Tüncher.

Unterdessen näherte man sich einem Dorf, und einer sagte: Das ist Bamlach. Da fragte der fünfte: In welchem Monat essen die Bamlacher am wenigsten? Der Jud' sagte: Im Februar, denn der hat nur 28 Tage.

Der sechste sagte: Es sind zwei leibliche Brüder, und doch ist nur einer davon mein Vetter. Der Jud' sagte: der Vetter ist euer's Vaters Bruder; euer Vater ist nicht euer Vetter. Ein Fisch schnellte in die Höhe, so fragte der siebente: Welche Fische haben die Augen am nächsten beisammen? Der Jud' sagte: Die kleinsten.

Der achte fragt: Wie kann einer zur Sommerszeit im Schatten von Nürnberg nach Fürth reiten, wenn die Sonne noch so heiß scheint? Der Jud' sagt: Wo kein Schatten ist, muß er absteigen und zu Fuße gehen.

Fragt der neunte: Wenn einer im Winter von Nürnberg nach Fürth reitet, und hat die Handschuhe vergessen; wie muß er's angreifen, daß es ihn nicht an die Hand friert? Der Jud' sagte: Er muß aus der Hand eine Faust machen.

Fragt der zehnte: Warum schlüpft der Büttner in die Fässer? Der Jud' sagte: Wenn die Fässer Thüren hätten, könnte er aufrecht hinein gehen.

Nun war noch der elfte übrig. Dieser fragte: Wie können fünf Personen fünf Eier theilen, also daß jeder ein's bekomme, und doch ein's in der Schüssel bleibe? Der Jud' sagte: Der letzte muß die

Schüssel sammt dem Ei nehmen, dann kann er es darin liegen lassen, so lang er will.

Jetzt war die Reihe an ihm selber, und nun dacht' er erst einen guten Fang zu machen. Mit viel Komplimenten und Freundlichkeit fragte er: Wie kann man zwei Forellen in drei Pfannen backen, also daß in jeder Pfanne eine Forelle liegt? Das brachte abermals keiner heraus, und einer nach dem andern gab dem Hebräer seinen Zwölfer.

Nun verlangten die elf, er sollte ihnen für ihr Geld das Räthsel auch auflösen. Aber der Jude wand sich lange bedenklich hin und her, zuckte die Achseln, drehte die Augen. „Ich bin ein armer Jud," sagte er endlich. Die andern sagten: Was sollen diese Präambeln? Heraus mit dem Räthsel! — „Nichts für ungut," war die Antwort, — „daß ich gar ein armer Jud' bin." — Endlich nach vielem Zureden, daß er die Auflösung nur heraus sagen sollte, sie wollten ihm nichts daran übel nehmen, griff er in die Tasche, nahm einen von seinen gewonnenen Zwölfern heraus, legte ihn auf das Tischlein, so im Schiffe war, und sagte: „Daß ich's auch nicht weiß; hier ist mein Zwölfer." Als das die andern hörten, machten sie zwar große Augen, und meinten, so sey's nicht gewettet. Weil sie aber doch das Lachen selber nicht verbeißen konnten, und waren reiche und gute Leute, und der hebräische Reisegefährte hatte ihnen von kleinen Kems bis nach Schalampi die Zeit verkürzt: so ließen sie es gelten, und der Jude hat aus dem Schiffe getragen — das soll mir ein fleißiger Schüler im Kopf ausrechnen. Wie viel Gulden und Kreuzer hat der Jud' aus dem Schiff ge-

tragen? Einen Zwölfer und einen messingenen Knopf hatte er schon; elf Zwölfer hat er mit Errathen gewonnen; elf mit seinem eigenen Räthsel, einen hat er zurückbezahlt, und dem Schiffer 18 Kreuzer Trankgeld entrichtet.

---

54. Beispiel von Enthaltsamkeit.

Alexander der Große kam auf seinem Zuge, die Welt zu erobern, durch eine lange Sandwüste Asiens, in der sich nirgend Wasser fand. Endlich hatte ein Soldat ein wenig Wasser aufgefunden, und brachte es in seinem Helm dem Alexander. Da dieser aber sahe, daß seine Soldaten eben so wie er vor Durst lechzten, sprach er: Soll ich der einzige seyn, der da trinkt? und goß das Wasser auf die Erde. Alle, voll Bewunderung über die Enthaltsamkeit des König's, riefen: Auf, führe uns fort! wir sind nicht ermattet; wir sind nicht durstig; wir verlieren den Muth nicht, so lange ein solcher König an unserer Spitze steht.

---

35. Der Wolf auf dem Todbette.

Der Wolf lag in den lezten Zügen, und schickte einen prüfenden Blick in sein vergangenes Leben zurück. „Ich bin freilich ein Sünder," sagte er, „aber doch, ich hoffe, keiner von den gröfsten. Ich habe Böses gethan, aber auch viel Gutes. Einsmals, erinnere ich mich, kam mir ein blökendes Lamm, welches sich von der Heerde verirrt hatte, so nahe, dafs ich es gar leicht hätte würgen können, und ich that ihm nichts. Zu eben dieser Zeit hörte ich die Spöttereien und Schmähungen eines Schafes mit der bewundernswürdigsten Gleichgültigkeit an, ob ich schon keine schützenden Hunde zu fürchten hatte."

Und das alles kann ich dir bezeugen, fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, in's Wort; denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umstände dabei. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine so jämmerlich würgtest, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog.

36. Der Rangstreit der Thiere, in vier Fabeln.

1.

Es entstand ein hitziger Rangstreit unter den Thieren. Ihn zu schlichten, sprach das Pferd,

lasset uns den Menschen zu Rathe ziehen; er ist keiner von den streitenden Theilen, und kann desto unpartheiischer seyn.

Aber hat er auch den Verstand dazu? liefs sich ein Maulwurf hören. Er braucht wirklich den allerfeinsten, unsere oft tief versteckten Vollkommenheiten zu erkennen.

Das war sehr weislich erinnert! sprach der Hamster.

Ja wohl! rief auch der Igel. Ich glaube es nimmermehr, dafs der Mensch Scharfsichtigkeit genug besitzet.

Schweigt ihr! befahl das Pferd. Wir wissen es schon: Wer sich auf die Güte seiner Sache am wenigsten zu verlassen hat, ist immer am fertigsten, die Einsicht seines Richters in Zweifel zu ziehen.

2.

Der Mensch ward Richter. — Noch ein Wort, rief ihm der majestätische Löwe zu, bevor du den Ausspruch thust! Nach welcher Regel' Mensch, willst du unsern Werth bestimmen? — Nach welcher Regel? Nach dem Grade, ohne Zweifel, antwortete der Mensch, in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich seyd. —

Vortrefflich! versetzte der beleidigte Löwe. Wie weit würde ich alsdann unter den Esel zu stehen kommen! Du kannst unser Richter nicht seyn, Mensch! Verlafs die Versammlung!

3.

Der Mensch entfernte sich. — Nun, sprach der höhnische Maulwurf, (und ihm stimmten der Hamster und der Igel wieder bei) siehst du, Pferd? der Löwe meint es auch, dafs der Mensch unser Richter nicht seyn kann. Der Löwe denkt, wie wir. Aber aus bessern Gründen; als ihr! sagte der Löwe, und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

4.

Der Löwe fuhr weiter fort: Der Rangstreit, wenn ich es recht überlege, ist ein nichtswürdiger Streit! Haltet mich für den Vornehmsten oder für den Geringsten; es gilt mir gleich viel. Genug, ich kenne mich! — Und so ging er aus der Versammlung.

Ihm folgten der weise Elephant, der kühne Tieger, der ernsthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd; kurz, alle, die ihren Werth fühlten, oder zu fühlen glaubten.

Die sich am lezten wegbegaben, und über die zerrissene Versammlung am meisten murreten, waren — der Affe uud der Esel.

---

37. Die Aehre und die Distel.

Ein frommer Landmann mit silberweisem Haar wandelte mit seinem Enkel, einem Jüngling, auf dem Felde zur Zeit der Ernte. Da scherzte der Greis mit den Schnittern, wie sie nur Kinder ge-

gen ihn seyen, der mehr denn sechzig Ernten gewältigt.

Da reichte einer der Schnitter ihm eine Sense, der Greis aber nahm sie, und mähete einen Schwaden zu Boden, wie ein rüstiger Jüngling. Und die Schnitter jauchzten, und strichen die Sensen ihm zu Ehren.

Der Jüngling, sein Enkel, aber sprach zu ihm: Mein Groſsvater, woher hast du solch ein gutes Alter?

Da antwortete der Greis und sprach: Siehe, mein Sohn, ich habe von Jugend an auf Gott vertraut in guten und bösen Tagen, dadurch hab' ich mir den frischen Muth bewahrt; ich habe fleiſsig meines Beruf's gewartet, und treu gearbeitet, dadurch gewann ich des Leibes Stärke und Gottes Segen; ich wandelte fromm vor Gott und friedsam mit den Menschen, dadurch habe ich mir Friede und Freudigkeit bereitet. Und mit den Jahren ist solches alles durch Gottes Gnade in mir befestigt und gegründet worden. — Thue deſsgleichen, mein Sohn, so wird dein Alter seyn wie eine volle Garbe, die der Herr der Ernte mit Freuden in die Scheune sammelt.

Wem vergleichest du denn ein böses Alter? fragte der Jüngling.

Der Jüngling wandelte schweigend zur Seite des redenden Greises, da nahm dieser seinen Stab und zeigte auf eine Distel am Wege und sprach: Siehe hier das Bild eines unfruchtbaren, trostlosen Alters! Sie stehet

einsam und unbeachtet; ihr graues Haupt ist ein Spiel der Winde, die ihren Samen verwehen.

---

38. Der wilde Apfelbaum.

In dem hohlen Stamm eines wilden Apfelbaum's liefs sich ein Schwarm Bienen nieder. Sie füllten ihn mit den Schätzen ihres Honigs, und der Baum ward so stolz darauf, dafs er alle andern Bäume gegen sich verachtete.

Da rief ihm ein Rosenstock zu: Elender Stolz auf geliehene Flüssigkeiten! Ist deine Frucht darum weniger herbe? In diese treibe den Honig hinauf, wenn du es vermagst, und dann erst wird der Mensch dich segnen.

---

39. Die Wohlthaten.

1.

Hast du wohl einen gröfsern Wohlthäter unter den Thieren, als uns? fragte die Biene den Menschen?

Ja wohl! erwiederte dieser.

Und wen?

Das Schaf; denn seine Wolle ist mir nothwendig, und dein Honig ist mir nur angenehm.

2.

Und willst du noch einen Grund wissen, warum ich das Schaf für meinen gröfsern

Wohlthäter halte, als dich, Biene? Das Schaf schenket mir seine Wolle ohne die geringste Schwierigkeit; aber wenn du mir deinen Honig schenkest, mufs ich mich noch immer vor deinem Stachel fürchten.

---

40. Die Geschichte des alten Wolfs.

1.

Der böse Wolf war zu Jahren gekommen, und fafste den gleifsenden Entschlufs, mit dem Schäfer auf einem gütlichen Fufse zu leben. Er machte sich also auf, und kam zu dem Schäfer, dessen Heerden seiner Höhle am nächsten waren.

Schäfer, sprach er, du nennst mich den blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin!

Freilich mufs ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert; denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger, mache mich nur satt, und du sollst mit mir recht wohl zufrieden seyn. Denn ich bin wirklich das zahmste, sanftmüthigste Thier, wenn ich satt bin. — Wenn du satt bist? Das kann wohl seyn; aber wann bist du denn satt? versetzte der Schäfer. Du und der Geiz werden es nie. Geh deinen Weg!

2.

Der abgewiesene Wolf kam zu einem zweiten Schäfer.

Du weifst, Schäfer, war seine Anrede, dafs ich dir das Jahr durch manches Schaf würgen könnte. Willst du mir überhaupt jedes Jahr sechs Schafe geben, so bin ich zufrieden. Du kannst alsdann sicher schlafen und die Hunde ohne Bedenken abschaffen.

Sechs Schafe, sprach der Schäfer, das ist ja eine ganze Heerde! —

Nun weil du es bist, will ich mich mit fünfen begnügen, sagte der Wolf.

Du scherzest; fünf Schafe! Mehr als fünf Schafe opfere ich kaum im ganzen Jahre dem Pan. —

Auch nicht viere? fragte der Wolf weiter; und der Schäfer schüttelte spöttisch den Kopf.

Drei? — Zwei?

Nicht ein einziges, fiel endlich der Bescheid. Denn es wäre ja wohl thörigt, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachsamkeit sichern kann.

3.

Aller guten Dinge sind drei, dachte der Wolf, und kam zu einem dritten Schäfer.

Es geht mir recht nahe, sprach er, dafs ich unter euch Schäfern als das grausamste, gewissenloseste Thier verschrien bin. Dir, Montan, will ich jetzt beweisen, wie Unrecht ihr mir thut! Gib mir jährlich Ein Schaf, so soll deine Heerde in jenem Walde, den niemand unsicher macht, als ich, frei und unbeschädigt weiden dürfen.

Ein Schaf, welche Kleinigkeit! Könnte ich grofsmüthiger, könnte ich uneigennütziger handeln? Du lachst, Schäfer, worüber lachst du denn?

O über nichts! Aber wie alt bist du, guter Freund? sprach der Schäfer.

Was geht dich mein Alter an? Immer noch alt genug, dir deine liebsten Lämmer zu würgen.

Erzürne dich nicht, alter Isegrimm! Es thut mir leid, dafs du mit deinem Vorschlage einige Jahre zu spät kommst. Deine ausgebissenen Zähne verrathen dich. Du spielst den Uneigennützigen, blofs um dich desto gemächlicher, mit desto weniger Gefahr nähern zu können.

4.

Der Wolf ward ärgerlich, fafste sich aber doch, und ging auch zu dem vierten Schäfer. Diesem war eben sein treuer Hund gestorben und der Wolf machte sich den Umstand zu Nutzen.

Schäfer, sprach er, ich habe mich mit meinen Brüdern in dem Walde veruneiniget, und so, dafs ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen aussöhnen werde. Du weifst, wie viel du von ihnen zu fürchten hast. Wenn du mich aber anstatt deines verstorbenen Hundes in Dienste nehmen willst, so stehe ich dir dafür, dafs sie keines deiner Schafe auch nur scheel ansehen sollen.

Du willst sie also, versetzte der Schäfer, gegen deine Brüder im Walde beschützen?

„Was meine ich denn sonst? Freilich.“

Das wäre nicht übel! Aber, wenn ich dich nun in meine Heerden einnähme, so sage mir doch, wer sollte alsdann meine armen Schafe gegen dich beschützen? Einen Dieb ins Haus nehmen, um vor den Dieben aufser dem Hause sicher zu seyn, das halten wir Menschen — —

Ich höre schon! sagte der Wolf; du fängst an zu moralisiren. Lebe wohl!

5.

Wäre ich nicht so alt! knirschte der Wolf. Aber ich mufs mich, leider, in die Zeit schicken. Und so kam er zu dem fünften Schäfer.

Kennst du mich, Schäfer? fragte der Wolf.

Deines gleichen wenigstens kenne ich, versetzte der Schäfer.

Meines gleichen? daran zweifle ich sehr. Ich bin ein so sonderbarer Wolf, dafs ich deiner und aller Schäfer Freundschaft wohl werth bin.

Und wie sonderbar bist du denn?

Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und fressen, und wenn es mich das Leben kosten sollte. Ich nähre mich blofs mit todten Schafen. Ist das nicht löblich? Erlaube mir also immer, dafs ich mich dann und wann bei deiner Heerde einfinden, und nachfragen darf, ob dir nicht — —

Spare die Worte! sagte der Schäfer. Du müstest gar keine Schafe fressen, auch nicht einmal todte, wenn ich dein Feind nicht seyn sollte. Ein Thier, das mir schon todte Schafe frifst, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für todt, und gesunde für krank ansehen. Mache auf meine Freundschaft also keine Rechnung, und geh'!

6.

Ich mufs nun schon mein Liebstes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen, dachte der Wolf, und kam zu dem sechsten Schäfer.

Schäfer, wie gefällt dir mein Pelz? fragte der Wolf.

Dein Pelz? sagte der Schäfer. Lafs sehen! er ist schön; die Hunde müssen dich nicht oft unten gehabt haben.

Nun, so höre, Schäfer; ich bin alt, und werde es so lange nicht mehr treiben. Füttere mich zu Tode, und ich vermache dir meinen Pelz.

Ei sieh doch! sagte der Schäfer; kommst du auch hinter die Schliche der alten Geizhälse? Nein, nein, dein Pelz würde mich am Ende siebenmal mehr kosten, als er werth wäre.

Ist es dir aber ein Ernst, mir ein Geschenk zu machen, so gib mir ihn gleich jetzt. — Hiermit griff der Schäfer nach der Keule und der Wolf floh.

O die Unbarmherzigen! schrie der Wolf und gerieth in die äufserste Wuth. So will ich auch als ihr Feind sterben, ehe mich der Hunger tödtet; denn sie wollen es nicht besser!

Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, rifs ihre Kinder nieder, und ward, nicht ohne grofse Mühe, von den Schäfern erschlagen.

Da sprach der Weiseste von ihnen: Wir thaten doch wohl Unrecht, dafs wir den alten Räuber auf das Aeufserste brachten, und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch war, benahmen.

---

41. Der Fuchs.

Ein verfolgter Fuchs rettete sich auf eine Mauer. Um auf der andern Seite gut herab zu kommen, ergriff er einen nahen Dornstrauch. Er liefs sich auch glücklich daran nieder, nur dafs ihn die Dornen schmerzlich verwundeten. Elende Helfer, rief der Fuchs, die nicht helfen können, ohne zugleich zu schaden!

---

42. Die Spinnen.

Die Spinne ist ein verachtetes Thier, viele Menschen fürchten sich sogar davor, und doch ist sie auch ein merkwürdiges Geschöpf, und hat in der Welt ihren Nutzen. Zum Beispiel: die Spinne hat nicht zwei Augen, sondern acht. Mancher wird dabei denken, da sey es keine Kunst, daß sie Fliegen und Mücken, die an ihren Fäden hängen bleiben, so geschwind erblickt und zu erhaschen weiß. Allein das macht's nicht aus; denn die Fliege hat nach den Untersuchungen der Naturkundigen viele hundert Augen, und nimmt doch das Netz nicht in Acht, noch ihre Feindinn, die groß genug darin sitzt. Was folgt daraus? Es gehören nicht nur Augen, sondern auch Verstand dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen und in keine verborgenen Fallstricke gerathen will. Wie fein ist ein Faden, den eine Spinne in der größten Geschwindigkeit von einer Wand bis an die andere zu ziehen weiß! Und doch versichern abermals die Naturkundigen, daß ein solcher Faden, den man kaum mit bloßen Augen sieht, wohl sechstausendfach zusammengesetzt seyn könne. Das bringen sie so heraus: Die Spinne hat an ihrem Körper nicht nur eine, sondern sechs Drüsen, aus welchen zu gleicher Zeit Fäden hervorgehen. Aber jede von diesen Drüsen hat wohl tausend feine Öffnungen, von welchen keine umsonst da seyn wird. Wenn also jedesmal aus allen diesen Öffnungen solche Fä-

den herausgehen, so ist an der Zahl sechstausend nichts auszusetzen, und dann kann man wohl begreifen, daß ein solcher Faden, obgleich so fein, doch auch so fest seyn könne, daß das Thier mit der größten Sicherheit daran auf- und absteigen, und sich im Sturm und Wetter darauf verlassen kann. Muß man nicht über die Kunst und Geschicklichkeit dieser Geschöpfe erstaunen, wenn man ihnen an ihrer stillen und unverdrossenen Arbeit zuschaut, und an den großen und weisen Schöpfer denken, der für alles sorgt, und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weiß?

* * *

Das mag alles gut seyn, denkt wohl mancher, wenn sie nur nicht giftig wären; und läuft davon, oder zertritt sie, wo er eine findet. Aer wer sagt denn, daß unsere Spinnen giftig seyen? Noch kein Mensch ist in unsern Gegenden von einer Spinne vergiftet worden. Gibt es nicht hie und da Leute, welche sie statt Butter auf's Brod streichen, und verschlucken? Wohl bekomm's, wem es schmeckt! Auch sonst thun diese Thierlein, die nur für die Erhaltung ihres eigenen Lebens besorgt sind, keinem Menschen etwas zu Leide. Im Gegentheil leisten sie in der Natur einen großen Nutzen, den man aber, wie es oft geschieht, nicht hoch anschlägt, weil jede einzelne wenig dazu beizutragen scheint. Es ist das Geringste, daß sie hie und da einer Stubenfliege den Garaus machen; für diese wäre noch anderer Rath. Aber sie verzehren auch jährlich und täglich eine große Anzahl anderer sehr kleiner Mücklein, die uns durch

ihre Menge erstaunend beschwerlich und schädlich würden, und gegen welche man sich nicht erwehren könnte, wenn sie überhand nähmen. Sind nicht manchmal ganze Ackerfurchen mit Spinnengewebe überzogen, und glänzen im Morgenthau? Da geht manches Mücklein zu Grunde, das die aufkeimende Saat vielleicht angegriffen und verletzt hätte. Ein Gefangener machte einst in seinem einsamen Kerker eine Spinne so zahm, daß sie seine Stimme kannte, und allemal kam, wenn er sie lockte, und etwas für sie hatte. Sie verkürzte ihm an einem Orte, wo kein Freund zu ihm kommen konnte, manche traurige Stunde. Aber als der Kerkermeister es merkte, brachte er sie um's Leben. Was ist verabscheuungswürdiger: ein solches Thier, das doch noch einem Unglücklichen einiges Vergnügen machen kann, oder ein solcher Mensch, der dem Unglücklichen auch dieses Vergnügen mißgönnt und zerstört?

Ein anderer Gefangener, der sonst nichts zu thun wußte, gab lange auf die Spinnen Acht, und merkte, daß sie auch Wetterpropheten seyen. Bald ließen sie sich sehen und arbeiteten, bald nicht. Einmal spannen sie träg, ein andermal hurtig, lange Fäden oder kurze, einmal näher zusammen, ein andermal weiter auseinander, so oder so; und endlich konnte er daran erkennen, was für Wetter kommt, Sturm, Regen oder Sonnenschein, anhaltend oder veränderlich. Also auch dazu sind sie gut, und wenn sich jemand verwundet hat, und findet geschwind ein Spinnengewebe, das er auf die blutende Wunde legen kann: so ist er doch auch froh darüber. Wenn es rein ist, so kann es Blut und Schmerzen

stillen; wenn es aber voller Staub ist, so schmerzt es noch mehr, weil der unreine Staub in die Wunde kommt.

* * *

Daß es mancherlei Thiere dieser Gattung gebe, sieht man schon an der Verschiedenheit ihres Gewebes, in der freien Luft, an Fensterscheiben, in den Winkeln, auf den Feldern, da und dort. Manche spinnen gar nicht, sondern springen nach ihrer Beute.

Im Frühjahr und noch vielmehr im trocknen, warmen Nachsommer sieht man oft gar viele weiße Fäden in der Luft umher fliegen. Alle Bäume hangen manchmal voll, und die Hüte der Wanderer auf der Straße werden davon überzogen. Man konnte lange nicht errathen, wo diese Fäden und Flocken herkommen, und machte sich allerlei wunderliche Vorstellungen davon. Jetzt weiß man gewiß, daß es lauter Gespinnst ist von unzählig viel kleinen schwarzen Spinnen, welche deßwegen die Spinnen des fliegenden Sommers genannt werden. Da sieht man wieder, wie viel auch durch kleine Kräfte kann ausgerichtet werden, wenn nur viele das nämliche thun. — Aber eine gefürchtete Spinne lebt in dem untersten heißen Italien. Sie ist unter dem Namen Tarantel bekannt. Diese soll wohl die Menschen beißen, und durch den giftigen Biß krank und schwermüthig machen. Ein Mittel dagegen soll ein gewisser Tanz seyn, die Tarantata genannt. Wenn die Kranken die Musik dazu hören, so fangen sie an zu tanzen, bis sie vor Müdigkeit umfallen, und sind alsdann genesen. Es ließe sich wohl begreifen, daß durch die

heftige Bewegung das Gift aus dem Körper herausgetrieben werde. Allein es ist doch, wie man für gewiß weiß, viel Einbildung und Übertreibung dabei, und wohl auch Betrug.

Ein anderes merkwürdiges Thier dieser Art lebt in einer Gegend von Amerika, und heißt Buschspinne. Diese nimmt nicht mit Stubenfliegen und Mücklein vorlieb. Nein, einer gewissen Art von Vögeln geht sie nach, greift sie an, bezwingt sie, tödtet sie, und saugt ihnen das Blut und die Eier aus. Worüber soll man sich am meisten verwundern, über die große Spinne, oder über die kleinen Vögel?

---

43. Von den Schlangen.

Noch immer glauben Leute, daß die giftigen Schlangen mit der Zunge stechen. Allein es ist schon lange außer Zweifel gesetzt, daß sie an der obern Kinnlade zwei Giftzähne haben, die sie in eine Scheide zurückziehen und wieder herausstoßen können. Diese Zähne sind hohl, und haben an der Spitze eine feine Öffnung; hinter jedem derselben befindet sich eine Drüse, in welcher das Gift bereitet wird, und wenn das Thier beißt, so tritt das Gift aus der Drüse in den Zahn, und durch die Öffnung in die Wunde. Es ist also eine Fabel, daß die Schlangen, ehe sie ins Wasser gehen, das Gift unter einem Stein ablegen. Wenn ein solches Thier im Wasser nicht giftig ist, so hat es auch kein Gift außer demselben. An jenen Zähnen hätte man also wohl ein

Kennzeichen, um die gefährlichen Thiere dieser Art von den unschuldigen zu unterscheiden. Aber wie kann man ihnen, so lange sie leben, in den Mund schauen, und wer wird's thun? — Lieber geht man ihnen zur Sicherheit aus dem Wege, oder schlägt sie todt. Allein so wird doch auch manches unschädliche und sogar nützliche Thier getödtet. Denn die Schlangen verzehren viel sogenanntes Ungeziefer, und helfen also uns von der schädlichen Menge desselben bewahren. Ein guter und besonnener Mensch will doch lieber erhalten, als ohne Zweck und Noth zerstören, lieber leben lassen, als tödten, wäre es auch nur ein Thier im Staube. Die Schlange, ob sie gleich mit dem Bauch au; der Erde schleicht, ist doch ein merkwürdiges und wirklich ein schönes Thier. Schon das verdient ja unsere Bewunderung, daß dieses Thier ohne Füße, nur durch seine zahlreichen Muskeln sich so leicht fortbewegen kann. Ihre Gestalt ist so einfach, und doch fehlt ihnen nichts, was ihnen zur Erhaltung und zum Genusse ihres Lebens nöthig ist.

Mit welcher Geschwindigkeit und Gewandtheit gleiten sie in den mannigfaltigsten Wendungen ihres schlanken Körpers nach allen Richtungen dahin, und ereilen ihre fliehende Beute, oder retten ihr verfolgtes Leben!

Mit welcher leichten Biegsamkeit wenden sie sich zwischen und über und unter den tausend Hindernissen durch, die ihrem Laufe überall im Wege liegen! Wer hat über den ganzen Körper hinab Schild an Schild und Schuppe an Schuppe gereiht und übereinander gelegt, daß sie bei jeder Bewegung in der

größten Geschwindigkeit ausweichen, nachgeben, sich übereinander schieben, und doch den zarten Körper bedecken, und allemal wieder in ihre vorige Lage zurückkehren?

Wer hat sie mit der Schönheit und Manchfaltigkeit ihrer Farben geziert? In Amerika wird eine Schlange mit rothen, schwarz eingefaßten Flecken, citronengelben Querstreifen wegen ihrer ausnehmenden Schönheit als Halsschmuck zum Prunk getragen, oder in die Haare geflochten. Auch von unsern Schlangen sind manche, zumal wenn sie sich noch nicht lange gehäutet haben, an Farbe und Zeichnung schön, wenn man sie nur ohne Furcht und Abscheu betrachten kann.

* * *

Aber wenn wir nur erst die gefährlichen unter ihnen kennten! Ein gelehrter Beobachter dieser Thiere hat folgende allgemeine Kennzeichen angegeben, die leicht zu merken sind. Wenn der Kopf breit und mit dünnen Schuppen besetzt ist, so ist die Schlange verdächtig; wenn er aber mehr rund ist, so ist sie es nicht. Ferner, wenn sich das Ende des Körpers fein zuspitzt, so ist nicht zu trauen; ist es aber stumpf und abgerundet, so hat man keine Gefahr. Doch gibt er diese Kennzeichen selber nicht für ganz untrüglich aus, und das Beste an der Sache ist das, daß wir nur sehr wenige giftige Schlangen haben, die leicht zu kennen sind, und daß diese nicht muthwillig den Menschen angreifen, sondern nur sich selber vertheidigen, wenn sie beunruhigt, gereizt, gedrückt oder verfolgt werden.

Zum Beispiel, die sogenannte Otter hat einen fast herzförmigen Kopf, eine Länge von 1 bis 2 Fuß und ein spitziges Ende. Die Farbe ist nach den verschiedenen Häutungen oben grau, olivenbraun oder schwärzlich, unten hellgrau, auch bläulich. Auf dem Kopfe steht ein großer herzförmiger brauner Fleck, auf dem Halse dergleichen Punkte im Zickzack, dann Streifen, und von der Mitte an noch einzelne größere und kleinere Flecken hie und da, die ebenfalls braun sind.

Die Kupferschlange, auch Kreuzotter, hat einen platten, eirunden Kopf, dünnen Hals, eine Länge von 6, 8 bis 12 Zoll und einen zugespitzten Schweif. Oben ist sie rostfarbig, bald stärker, bald schwächer. Sie hat auf dem Kopfe zwei von einander abgekehrte Halbzirkel)(. Ueber den Rücken hinauf läuft ein dunkelbrauner Streifen im Zickzack, und an den Seiten hin liegen braune Punkte. Der Unterleib ist aschgrau mit weißen Querbinden, auf welchen wieder schwärzliche Punkte stehen, und die Endspitze ist braun.

Auch findet man hie und da noch eine giftige Schlange, die am ganzen Körper schwarz ist, und deßwegen auch die schwarze Otter genannt wird.

Alle halten sich gern in einsamen, waldigen, düstern und verwilderten Gegenden auf. Jede Art von giftigen Schlangen bringt durch ihren Biß andere, aber allemal schmerzhafte, traurige, bisweilen sehr gefährliche Folgen hervor. Auch ist der Biß von der nämlichen Schlangenart nicht immer gleich furchtbar. Er ist gefährlicher, wenn das Thier alt, als wenn es jung ist, gefährlicher in der heißen und

schwülen Witterung, als in der kühlen, und desto gefährlicher, je mehr der Feind gereizt und erbost ist. Auf alle Fälle soll man nicht säumen, oder sich auf Segensprechen oder Sympathie verlassen, wenn man gebissen worden ist, sondern so geschwind als möglich einen erfahrnen Arzt oder Wundarzt zu Rathe ziehen.

Unterdessen soll man wenigstens die Wunde unterbinden, wenn es seyn kann, erweitern, und mit Salzwasser auswaschen. Man empfiehlt auch, ein Loch in die Erde zu graben, und das verwundete Glied hinein zu stecken. Jäger haben schon Schießpulver auf die Wunde gestreut und angezündet, und haben die Wirkung gerühmt.

Auch mit den getödteten Schlangen von giftiger Natur muß man gar behutsam seyn. Man hat Beispiele, daß unvorsichtige Personen durch die Giftzähne noch am abgeschnittenen Kopf einer Schlange gefährlich verwundet worden sind. Aber verschlucken könnte man solches Gift ohne Gefahr, wenn man nur innerhalb gesund und unverletzt ist; denn es schadet nur, wenn es unmittelbar in's Blut kommt. Auch das Fleisch dieser Thiere ist unschädlich. Schon manche Schlange ist gegessen worden, ja man bereitet von dem Fleische der giftigen Otter für gewisse Kranke eine sehr nahrhafte und heilsame Brühe.

Aber an denjenigen unserer Schlangen, die keine Giftzähne haben, ist auch sonst nichts Furchtbares, und ihre Größe macht sie nicht gefährlich. Ob man gleich nicht genau sagen kann, wie alt sie werden, so hat man doch Ursache zu glauben, daß sie lange

wachsen, und die ungewöhnliche Größe mancher Schlange bewiese also nur, daß ihr der Zufall viel Zeit gelassen hat, sich zu strecken.

* * *

Es ließe sich noch viel Merkwürdiges von diesen Thieren, besonders aus fremden Ländern, erzählen; z. B. die giftige Klapperschlange in Amerika gibt mit ihren beweglichen Gelenken am Schweif einen zischenden oder rauschenden Laut von sich, ehe sie angreift. Wer es hört, ist gewarnt und kann sich in Acht nehmen. Aber Eichhörnchen und andere Thiere, die zu ihrer Nahrung bestimmt sind, werden durch diesen Laut herbeigelockt, und liefern sich selber zur Beute; und die jungen Amerikaner, wenn sie Eichhörnchen fangen wollen, sind so keck, daß sie sich irgendwo im Gebüsche verbergen, das Rauschen der Klapperschlange nachmachen, die Eichhörnchen damit locken, und sich alsdann ihrer zu bemächtigen suchen.

Es gibt auch ungeheuer große Schlangen in Afrika, Ostindien rc. rc; die größte soll mehr als Mannsdicke und eine Länge von 40 Fuß auch drüber erreichen. Sie ist nicht giftig, aber durch ihre Größe und Stärke selbst dem grausamsten Raubthiere, dem Tiger, gefährlich. Sie umwindet ihn, und drückt ihm die Knochen im Leibe entzwei. Sie schlingt Thiere ganz hinab, die dicker als sie selbst sind, weil der Körper nachgibt, und sich über seine gewöhnliche Dicke ausdehnen läßt, aber alsdann wird sie träge und unbehilflich.

Man erzählt, daß ein Vater eben dazu kam, als eine große Schlange sein Kind verschluckte. Augen-

blicklich und glücklich soll er sie getödtet, ihr den Bauch aufgeschnitten, und sein Kind lebendig und unversehrt herausgezogen haben. Es gehört Glauben dazu, aber als ein äußerst glücklicher Zufall scheint es wenigstens möglich zu seyn.

Wenn die Neger in Afrika einer großen Schlange die Haut abstreifen wollen, so ziehen sie dieselbe mit einem Strick an den Ast eines hohen Baumes hinauf. Einer klettert alsdann mit einem Messer hinauf, geht auf dem Ast hervor, läßt sich an das Ungeheuer hinab, löst ihm die Haut unter dem Kopf, streift sie ab, und gleitet alsdann sachte mit der Haut, die er von oben nachzieht, an dem glatten Körper zur Erde hinab.

Große Schlangen wurden bei den Alten auch Drachen genannt. Aber wer dabei an geflügelte oder feuerspeiende Unthiere denkt, oder an sogenannte Basilisken, der denkt an eine Fabel. Es ist nur soviel an der Sache, daß es in fremden Welttheilen auf den Bäumen Eidexen gibt, die durch sogenannte Flughäute auf dem Rücken und am Hals oder an den Seiten zwischen den vordern und hintern Beinen sich in der Luft schwebend erhalten, und weite Sprünge machen können.

Man kennt auch eine Schlange, die auf dem Kopfe zwei bewegliche Auswüchse wie Hörner hat, und nennt sie deßwegen die gehörnte. Sie weiß sich sehr geschickt im Grase zu verbergen, so daß nur diese Auswüchse hervorschauen. Vögel, die dies sehen, halten sie für Würmer, fliegen herzu und wollen anbeißen, werden aber augenblicklich von der Schlange erhascht und gefressen. So begegnet wohl auch man-

chem Menschen gerade dasjenige selber, was er aus Eigennutz oder Schadenfreude einem andern zugedacht hat.

---

44. Die Eidexen.

Daß viele Menschen sich vor den Schlangen fürchten, davon springen, oder sie des Lebens berauben, das ist noch wohl begreiflich, weil man sie für gefährlich hält, und im zweifelhaften Fall lieber eine ungiftige todtschlägt, als von einer giftigen sich beißen läßt. Aber warum sind viele Leute sogar den Eidexen feind, den unschuldigen Thieren, die niemanden beleidigen, niemanden schaden, vielmehr dem Landmann nützlich werden, indem sie von allerlei kleinen Insekten oder sogenanntem Ungeziefer sich nähren? Höchstens können sie euch ein wenig erschrecken, wenn ihr so in euren stillen Gedanken dahin wandelt, und auf einmal etwas im Laube rauscht. Aber wer ein gutes Gewissen hat, muß sich gewöhnen, nicht vor allem zu erschrecken. Wer ein böses Gewissen hat, dem ist freilich in diesem Punkt übel zu rathen.

„Der Wind im Wald, das Laub am Baum
saust ihm Entsetzen zu."

Nun, alle Leute sind so furchtsam freilich auch nicht, und im Frühjahr, wenn man wieder in's Feld und in's Grüne geht, und überall in der manchfaltigsten Gestalt das frohe Leben hervorwimmelt und laut wird, bleibt auch wohl ein verständiger Mann einen Augenblick vor einer Eidexe stehen, betrachtet ihr grünes Gewand, wenn es schöner als

Smaragd an der Sonne schimmert, bewundert ihre unnachahmliche Geschwindigkeit, und sieht mit Vergnügen ihren unschuldigen Spielen zu. Dann geht er mit guten Gedanken seines Weges weiter, riecht an seinem Frühlingsstraus, und kann sich nicht genug erschauen an den blühenden Bäumen und farbigen Matten umher.

Gott sorgt auch für diese Thiere. Sie haben nicht genug Wärme in sich, um den Winter über in dem Boden auszuhalten; auch würde es ihnen an Nahrung und Gebüsch zum verborgenen Aufenthalt fehlen. Sie verkriechen sich daher, und bringen den Winter im Schlaf zu. Ohne Kalender wissen sie ihren Monat. Aber wie im Frühjahr das Volk der kleinen Mücken lebendig wird, und alle Keime in Gras und alle Knospen in Laub aufgehen, ruft die tiefer dringende Frühlingssonne auch dieses Geschöpf aus seinem Schlaf und Winterquartier, und, wenn es erwacht, ist schon für alles gesorgt, was zu seines Lebens Nahrung und Nothdurft gehört. — Bekanntlich haben nicht alle diese Thiere einerlei Farbe; aber eine Art derselben muß um ihrer Nahrung willen sich am meisten aus dem dunkeln Gebüsche heraus ins Grüne wagen. Darum ist auch ihre Farbe grün. In dieser Farbe wird sie im Gras weder von den Thieren, welchen sie nachstellt, so leicht entdeckt, noch von dem Storch, der ihr selber auf's Leben geht.

* *
*

Es gibt auch zweierlei Eidexen im Wasser, nur nennt man sie anders, und diese sind zum Schwim-

men abgerichtet. Selbst auf dem Grund der klaren Brunnenquellen findet man sie oft, und darf sich deßwegen vor dem Wasser nicht scheuen. Auch diese sind nicht giftig, und theilen dem Wasser keine Unreinigkeit mit. Vielmehr loben es viele Brunnenmeister als ein gutes Zeichen. Solch ein Thierlein in seiner verschlossenen Brunnenstube hat ein geheimes Leben und Wesen, sieht nie die Sonne auf- oder untergehen; erfährt nichts davon, daß Griechen und Türken einander auf die grausamste Art ermorden; daß auf der Insel Scio viele tausend kleine, unschuldige Kinder von den bösen Türken an Bäume aufgehenkt, oder in's Wasser geworfen worden sind; weiß nicht, ob es noch mehr solche Brunnenstuben in der Welt gibt, oder ob die seinige die einzige ist, und ist doch in seinem nassen Element des Lebens froh, und hat keine Klage und keine Langeweile.

An der großen schwarz- und gelbgefleckten, warzigen und schmutzig-feuchten Eidexe, die man den Salamander oder gelben Molch nennt, hat niemand Freude. Noch weniger aber freut es ihn, wenn er einen Menschen erblickt; denn selten kommt er unangefochten davon. Er hält sich nur an dunkeln, feuchten und kühlen, auch modrigen Orten auf, und das Beste ist, daß man ihn dort sitzen lasse. Wer aber Lust hat, darf ihn herzhaft in die Hände nehmen, er thut euch gewiß nichts Leides.

* * *

Wer sich aber mit Recht vor den Eidexen fürchtet, oder eine Heldenthat durch die Erlegung

derselben vollziehen will, der muß nach Afrika oder Asien oder Amerika gehen. Das fürchterliche Krokodill ist nichts anders, als eine 20 bis 50 Fuß lange Eidere.

Davor muß jedermann Respekt haben.

Oben braun oder schwarz gefleckt, unten weißlich gelb. Durch die schuppige Rückenhaut geht kein Flintenschuß; am Bauch ist sie weich. In jedem Kiefer des großen Rachens stehen 50 scharfe Zähne. Der Schwanz beträgt mehr als die Hälfte von der ganzen Länge; damit wirft es im Wasser kleine Schiffe um, und tödtet einen Menschen mit einem Schlag. Es lebt im Wasser, z. B. im Nilfluß in Egypten, und geht an's Land, frißt Fische und Thiere, Buben und Mägdlein, auch erwachsene Egypter. Schnell, wie ein Pfeil, geht es in gerader Linie auf seinen Raub, kann sich aber nur langsam umdrehen. Mit einem glücklichen Seitensprung ist man außer Gefahr. Das Weibchen legt 100 häutige Eier, so groß wie die Gänseeier, und verscharrt sie in den Sand. Die Sonnenwärme brütet sie aus. Die meisten werden aber, ehe es dazu kommt, von einer egyptischen Ratze gefressen; auch von Menschen werden sie aufgesucht und zerstört oder gegessen. Wohl bekomm's.

Daß es nicht nur auf der Erde und im Wasser, sondern auch in der Luft Eideren gebe, nämlich solche, die da fliegen, wird mancher nicht gerne glauben. Aber wenn ihm ein Fabelhans von Drachen spricht, die auf hohen Felsen und in alten zerstörten Bergschlössern hausen, und feuerspeiend durch die Luft schießen, Brunnen vergiften, den Reiter und

das Roß mit Sporn und Hufeisen Schluck und Druck verschlingen; das findet man schon glaublicher, weil einem der kalte Schauer vom Kopf bis zum Nagel der Zehe über die Haut läuft, wenn man es hört.

Bei allem dem muß so viel wahr bleiben, daß es in Asien und andern Welttheilen Eidexen von ein bis anderthalb Fuß Länge gibt, die auf Bäumen leben, wie bei uns der Laubfrosch, und durch Hülfe von häutigen Auswüchsen auf beiden Seiten große Sprünge in der Luft machen, und von einem Baum auf den andern schießen können. Einige haben dabei nur zwei, andere vier Füße, sind unschädlich, und leben wie andere Eidexen von Insekten. Andere Basilisken und Drachen gibt es in Asien nicht, außer unter den Menschen, wenn einer den andern gern mit dem Blick vergiften oder durchbohren möchte, und giftige Verläumdungen und Scheltworte über ihn ausgießt; wie man denn dergleichen auch schon in Europa viele will gesehen haben. —

---

45. Mirtil und Daphne.

Mirtil. Schon so früh, meine Schwester? Noch ist die Sonne nicht hinter'm Berg hervor; kaum hat die Schwalbe ihren Gesang angefangen; der frühe Hahn hat kaum noch den Morgen gegrüßt: und du bist schon in den Thau hinausgegangen. Was willst du heute für ein Fest bereiten, daß du so früh dein Körbchen voll Blumen sammelst?

Daphne. Ich habe hier Veilchen gesucht, und Maienblumen und Rosen, und will jetzt, da unser Vater und Mutter noch schlafen, sie auf ihr Bett hinstreuen; dann werden sie unter lieblichen Gerüchen erwachen, und sich der schönen Blumen erfreuen.

Mirtil. O du geliebte Schwester! Mein Leben lieb ich nicht so sehr, wie ich dich liebe. Du weißt es, Schwester, gestern bei'm Abendroth, als unser Vater nach dem Hügel hinsah, auf dem er oft ruht: Lieblich wär' es, sprach er, stünd eine Laube dort, die uns in ihren Schatten nähme. Ich hört' es, und that, als hätte ich's nicht gehört. Aber früh vor der Morgensonne ging ich hin, baute die Laube, und band die flatternden Haselstauden an ihren Seiten fest. O meine Schwester, sieh hin, die Arbeit ist vollendet; verrathe nichts, bis er es selbst sieht: der Tag soll uns voll Freude seyn.

Daphne. O mein Bruder, wie angenehm wird er erstaunen, wenn er die Laube von ferne sieht! Jetzt geh' ich, schleiche leise zu ihrem Bette mich hin, und streue diese Blumen um sie her.

Mirtil. Wenn sie unter den lieblichen Gerüchen erwachen, dann werden sie mit freundlichem Lächeln sich ansehen und sagen: Das hat Daphne gethan; wo ist sie, das beste Kind? Sie hat für unsere Freude vor unserm Erwachen gesorgt.

Daphne. Und Bruder! Wenn er dann vom Fenster her die Laube sieht; wie, trüg ich mich? sagt er dann, eine Laube steht dort auf dem Rücken des Hügels! Gewiß, die hat mein Sohn gebaut. Gesegnet sey er! Ihn hält die Ruhe der Nacht nicht

ab, für unsers Alters Freude zu sorgen! Dann, Bruder, dann ist uns der ganze Tag voll Wonne! Denn wer am Morgen etwas Gutes beginnt, dem gelingt alles besser, und auf jeder Staude wächst ihm Freude.

46. Die Schuldenlast.

Schlammig wälzten sich empörte Fluthen im Rinnsal des Stromes dahin, traten Verwüstung rauschend über die niedern Ufer, und rissen in wildem Gemenge Eisklöße, entwurzelte Bäume und Balken zerstörter Gebäude mit sich. Auf einem der Balken ritt ein Knabe, blaß vor Entsetzen wie eine Leiche, und schrie erbärmlich um Hülfe. Gegen eine noch stehende Brücke trieben ihn die gräßlichen Wogen hinab. Berstend drängten sich dort Schollen, wie fahrende Inseln zwischen krachenden Pfeilern durch. Dort harrte des Knaben Zermalmung und Tod. Gerührt sah Cephis, der Fischer, die nahe Gefahr, sprang herzhaft in den Kahn, und stieß ihn rudernd durch die knirschenden Trümmer, um ein Menschenleben zu retten. Schon hatte er den Knaben glücklich in sein Fahrzeug gezogen, schon strengte er alle Kräfte an, sich wieder an das Ufer zu helfen; da schlossen die Schollen einen schauerlichen Kreis um den Kahn, als ob sie zürnten, dem Strom ein Opfer entrissen zu sehen. Vergebens bemühte sich Cephis, den tödtlichen Kreis zu durchbrechen; vergebens stieß er mit dem Ruder um sich, um irgendwo die Schollen zu trennen. Unaufhaltsam stürmten die Fluthen auf ihn los, und trieben ihn dem Verderben entgegen.

Angstvoll rief er seine Mitgenossen zu Hülfe. Sie versuchten, mit einem großen Nachen ihm eilig näher zu kommen. Allein noch eiliger warf ihn der wüthende Strom an die Brücke, und stürzte sein Fahrzeug um. Im Wirbelgedränge fand der Knabe den Tod. Aber seinem guten Erretter quetschten zwei pressende Klumpen die Brust, und führten ihn fest eingezwängt als Beute dahin. Blut, das ihm aus Mund und Nase floß, röthete schon die schwarze Fluth umher, als ihn, ach zu spät! die Arme seiner Freunde den grausamen Trümmern entrissen. Trauernd schifften sie an das Gestade, und legten den Röchelnden auf bemoostes Erdreich.

„Willig" — so bemühte sich der Unglückliche zu stammeln — „ach! willig sterbe ich; geh ich doch als Opfer des Mitleids in jene bessere Welt. Aber eins drückt noch — schwer mein Herz. Als ich hieher kam, da hatte ich weder Werkzeuge noch Geld: Darben oder Betteln — wäre mein Loos gewesen; denn ohne Kahn, ohne Fischergeräthe — wie sollte ich, Hüfloser, etwas erwerben! Da sah Myrtale meine Noth. Ach, die Gütige! Sie lebte damals in einer glücklichen Lage, und lieh mir — so viel Baarschaft, als ich brauchte, um die nöthigsten Werkzeuge zu kaufen. Gering war bisher mein Verdienst; noch konnte ich — das Geborgte — unmöglich bezahlen. Zwar wünschte ich lange — sehnlich es zu können; denn meine Wohlthäterinn, ihr wißt es, gerieth seitdem durch Unglück in Armuth, und wäre der — mir dargelehnten Summe — selbst sehr bedürftig gewesen. Immer noch hoffte ich durch angestrengten Fleiß etwas zu erwerben. Aber nun — quälender

Gedanke! — nun soll ich, mit dieser drückenden Schuld beladen, aus dem Leben gehen, und das gütigste Weib, wegen meiner darbend, verlassen! Alt und morsch — sind meine Geräthe; sie reichen zur Vergütung nicht hin. O, wie schmerzte mich das!" So klagte Cephis. Innig bewegt verließ Medon, ein reicherer Fischer, den Kreis der Trauernden, der des Leidenden Lager umgab. Geschwinde suchte er Myrtale auf, erkundigte sich, wie viel Cephis ihr schuldig sey, und zählte ihr ungesäumt die ganze Summe vor. „Nun eile, gute Frau!" sagte er dringend, „eile, so geschwind du kannst, an's Ufer hinaus; dort liegt der arme Cephis, vom Eise zerquetscht; bald entfliegt sein Geist. Nichts erschwert ihm das Scheiden, außer daß er dich als dein Schuldner verlassen soll. Geh hin, und sage ihm, er sey dir nichts mehr schuldig." Myrtale lief eilig hin, wo der Sterbende auf dem Moose lag. „Unglücklicher Freund!" sprach sie mit Thränen im Auge, „gern hätte ich dir das Entlehnte in das Grab geschenkt. Aber sieh hier das Geld! Sieh, Medon gab es mir! Er hat eben deine Schuld getilgt!"

„Medon, lieber Modon!" rief Cephis mit der letzten innigsten Anstrengung, „wo bist du, Edler, daß ich dir danke? — O, nun empfangt mich, ihr Gebilde der Seligen!" Bald entflog sein frommer Geist. Aber Medon's Herz, wenn er einsam unter Blumen oder auf Blumenauen saß, durchschauerte von nun an oft ein süßes unnennbares Wonnegefühl; Freudenthränen entströmten unwillkührlich seinen Augen, und ein himmlisches, unsichtbares Wesen schien zärtlich ihn an den Busen zu drücken.

47. Menalkas und Äschines, der Jäger.

Der junge Hirt Menalkas weidete auf dem hohen Gebirge, und er ging tief in dasselbe, um ein Schaf zu suchen; und im wilden Hain fand er einen Mann, der abgemattet im Busche lag. Ach junger Hirt, so rief der Mann, ich kam gestern auf wilde Gebirge, die Rehe und die wilden Schweine zu verfolgen. Ich habe mich verirret, und bis jetzt keine Hütte, keine Quelle für meinen Durst, und keine Speise für meinen Hunger gefunden. Der junge Menalkas gab ihm Brod aus seiner Tasche, und frischen Käs, und nahm seine Flasche von der Seite: Erfrische dich, so sprach er, hier ist frische Milch, und dann folge mir, daß ich dich aus dem Gebirge führe; und der Mann erfrischte sich, und der Hirt führte ihn aus dem Gebirge.

Äschines, der Jäger, sprach jetzt: Du guter Hirt, du hast mein Leben gerettet; wie soll ich dich belohnen? Komm mit mir in die Stadt, dort wohnet man nicht in strohernen Hütten, Paläste von Marmor steigen dort hoch an die Wolken, und hohe Säulen stehen um sie her; du sollst bei mir wohnen, und aus Gold trinken, und die köstlichen Speisen aus silbernen Schüsseln essen.

Menalkas sprach: Was soll ich in der Stadt? Ich wohne sicher in meiner niedern Hütte, sie schützt mich vor Regen und rauhen Winden; und stehen nicht Säulen umher, so stehen doch fruchtbare Bäume und Reben umher; dann hol' ich aus der nahen Quelle klares Wasser im irdenen Krug. Auch hab' ich süßen Most; und dann ess' ich, was mir die Bäume und

meine Heerde geben; und hab' ich nicht Silber und Gold, so streu' ich wohlriechende Blumen auf den Tisch.

Äschines. Komm mit mir, Hirt! Dort hat man auch Bäume und Blumen, dort hat sie die Kunst in gerade Gänge gepflanzet, dort hat man auch Quellen; Männer und Nymphen von Marmor, gießen sie in große marmorne Becken.

Menalkas. Schöner ist der ungekünstelte, schattige Hain mit seinen gekrümmten Gängen; schöner sind die Wiesen, mit tausendfältigen Blumen geschmückt. Ich hab' auch Blumen um die Hütte gepflanzet, Majoran und Lilien und Rosen; und o wie schön sind die Quellen, wenn sie aus Klippen sprudeln, oder aus dem Gebüsche von Hügeln fallen, und dann durch blumige Wiesen sich schlängeln! Nein, ich geh nicht in die Stadt.

Äschines. Was soll ich dir denn geben, Hirte? Hier nimm die Hand voll Gold und dies goldene Hüfthorn!

Menalkas. Was soll mir das Gold? Ich habe Überfluß. Soll ich mit dem Golde die Früchte von den Bäumen erkaufen, oder die Blumen von den Wiesen; oder soll ich von meiner Heerde die Milch erkaufen?

Äschines. Was soll ich dir denn geben, glücklicher Hirte? Womit soll ich deine Gutthat belohnen?

Menalkas. Gib mir die Kürbisflasche, die an deiner Seite hängt! Und der Jäger gab ihm freundlich lächelnd die Flasche; und der junge Hirt hüpfte vor Freuden, wie ein junges Lamm hüpft.

---

48. Mirtil.

Bei stillem Abend hatte Mirtil noch den mondbeglänzten Sumpf besucht; die ruhige Gegend im Mondschein und das Lied der Nachtigall hatten mit stillem Entzücken ihn aufgehalten. Aber jetzt kam er zurück in die grüne Laube von Reben vor seiner einsamen Hütte, und fand da seinen alten Vater, sanft schlummernd im Mondschein hingesunken, sein graues Haupt auf den einen Arm hingelehnt. Da stellt er sich, die Arme in einander geschlungen, vor ihn hin. Lange stand er da, sein Blick ruhete unverwandt auf dem Greise; nur blickte er zuweilen auf durch das glänzende Reblaub zum Himmel, und Freudenthränen flossen dem Sohn vom Auge.

O du, so sprach er jetzt, du, den ich nächst Gott am meisten ehre, Vater, wie sanft schlummerst du da! Wie lächelnd ist der Schlaf des Frommen! Gewiß ging dein zitternder Fuß aus der Hütte hervor, in stillem Gebete den Abend zu feiern, und betend schliefest du ein. Du hast auch für mich gebetet, Vater! Ach wie glücklich bin ich, Gott höret dein Gebet! Oder warum ruhet unsere Hütte so sicher in den von Früchten gebogenen Ästen? Warum ruhet der Segen auf unserer Heerde und auf den Früchten unsers Feldes? Oft, wenn du bei meinen schwachen Sorgen für die Ruhe deines matten Alters Freudenthränen weinest, wenn du dann gen Himmel blickest, und freudig mich segnest; ach, was empfind' ich dann, Vater! ach dann schwillt mir die Brust und häufige Thränen quellen vom Auge! Da du heut' an meinem Arm aus der Hütte gingest,

an der wärmenden Sonne dich zu erquicken, und die frohe Heerde um dich her sahest, und die Bäume voll Früchte, und die fruchtbare Gegend umher; da sprachst du: Meine Haare sind unter Freuden grau geworden! Seyd immer gesegnet, Gefilde! nicht lange mehr wird mein dunkelnder Blick euch durchirren; bald werd' ich euch um seligere Gefilde vertauschen. Ach, Vater! Bester Freund, bald soll ich dich verlieren! Trauriger Gedanke! Ach, dann — dann will ich einen Altar neben dein Grab hinpflanzen, und so oft ein seliger Tag kommt, wo ich Nothleidenden Gutes thun kann, will ich, Vater, Blumen auf dein Grabmahl streuen!

Jetzt schwieg er, und sah mit thränendem Aug' auf den Greis. Wie er lächend da liegt und schlummert! sprach er jetzt schluchzend; seine Stirne ist durch seine frommen Thaten erheitert, die ihm träumend vor die Seele treten. Wie der Mondschein sein kahles Haupt bescheint, und den glänzend weißen Bart! O daß die kühlen Abendwinde dir nicht schaden, und der feuchte Thau! Jetzt küßt er ihm die Stirn, sanft ihn zu wecken, und führt ihn in die Hütte, um sanfter auf weichen Fellen zu schlummern.

---

49. Der Herbstmorgen.

Die frohe Morgensonne flimmerte schon hinter dem Berg herauf, und verkündigte den frohen Herbsttag, als Micon an's Gitterfenster seiner Hütte trat. Schon glänzte die Sonne durch das purpurgestreifte, grün und gelb gemischte Reblaub, das, von sanften Mor-

genwinden bewegt, am Fenster sich wölbte. Hell war der Himmel; Nebel lag wie ein See im Thal, und die höchsten Hügel ragten, Inseln gleich, daraus hervor mit ihren rauchenden Hütten und ihrem bunten herbstlichen Schmuck im Sonnenglanz; gelb und purpurn, wenige noch grün, standen die Bäume, mit reifen Früchten überhangen, im schönsten Gemische. In frohem Entzücken übersah er die weit ausgebreitete Gegend, hörte das frohe Gebrüll der Heerden und die Flöten der Hirten nah und fern, und den Gesang der muntern Vögel, die bald noch in hoher Luft sich jagten, bald tiefer im Nebel des Thals sich verloren. Staunend stand er lange so; aber in frommer Begeisterung nahm er jetzt die Leier von der Wand und sang:

Möcht' ich, allgütiger Gott, möcht' ich mein Entzücken, meinen Dank dir würdig singen! Alles, alles überströmt in vollem Segen. Anmuth herrschet überall und Freude, und von Bäumen und vom Weinstock lächelt des Jahres Segen. Schön, schön ist die ganze Gegend in des Jahres feierlichem Schmucke.

Glücklich ist der, dessen unbeflecktes Gemüth keine begangene Bosheit benagt, der seinen Segen zufrieden genießt, und, wo er kann, Gutes thut. Ihn weckt zur Freude der helle Morgen; der ganze Tag ist ihm voll Wonne, und sanft umfängt die Nacht ihn mit süßem Schlummer. Jede Schönheit, jede Freude genießt sein frohes Gemüth; ihn entzückt jede Schönheit des wechselnden Jahres, jeder Segen der Natur.

Die Fülle meines Glückes seyd ihr, ihr anmuths-vollen Kinder, mit jedem Liebreiz der Mutter geschmückt! was für Segen blüht in euch uns auf! Die erste Sylbe, die sie euch stammeln lehrte, war, mir zu sagen, daß ihr mich liebet. Gesundheit und Freude blühen in euch auf, und sanfte Gefälligkeit herrschet schon in jedem eurer Spiele. Die Freude seyd ihr unsrer Jugend, und euer Glück wird einst unsers Alters Freude seyn. Wenn ihr, komm' ich vom Felde oder von der Heerde zurück, an der Schwelle mit frohem Gewimmel mich rufet; an meinen Knieen hängend, mit kindischer Freude die kleinen Geschenke empfanget, süße Früchte, oder was ich bei der Wartung der Heerde, kleines Feld- oder Gartengeräthe, euch schnitze, eure kleine Geschäftigkeit zu üben: o wie erquickt mich dann jede eurer unschuldsvollen Freuden! Mit Entzücken eil' ich dann, o Daphne, dir entgegen, und mit holder Anmuth küssest du die Thränen der Freude von meinen Wangen.

Seit du der Segen meiner Hütte bist, seitdem ist mir alles mit doppelter Anmuth geschmückt, gesegnet ist meine Hütte, gesegnet meine Heerde, und alles, was ich pflanze, und alles, was ich sammle. Freudig ist jedes Tages Arbeit, und komm' ich müde zurück unter mein ruhiges Dach, o wie entzücket mich da deine holde Geschäftigkeit, mich zu erquicken! Schöner ist mir der Frühling, schöner der Sommer und der Herbst, und, wenn der Winter um unsere Hütten stürmet, dann, beim Feuerheerde, an deiner Seite, unter Geschäften und sanftem Gespräche, fühl' ich ganz die Anmuth häuslicher Sicherheit. Bei dir eingeschlossen, mögen Stürme wüthen, und Schneegestö-

ber die ganze Aussicht rauben! Dann erst fühl' ich's, wie du mir alles bist.

Aber jetzt kam Daphne, ein anmuthsvolles Kind auf jedem Arm, und sagte: O mein Geliebter, o wie bin ich glücklich! Wir kommen, o wir kommen, dir zu danken, daß du so uns liebest.

Jetzt schließt er alle drei in seine Arme. Sie redeten nicht, sie empfanden nur ihr ganzes Glück, und wer sie da gesehen hätte, würde, durch die ganze Seele gerührt, empfunden haben, daß Tugendhafte glücklich sind.

---

50. Menalkas und Alexis.

Ein Greis war Menalkas; achtzig Jahre waren schon über sein Haupt geflohen, silbern war sein Haar auf seinem Scheitel und um sein Kinn, und ein Stab sicherte seinen wankenden Fußtritt. Und wie der, der nach den Arbeiten eines schönen Sommertages vergnügt an der Kühlung des Abends sitzt, und den stillen Schlaf erwartet, so waren seine übrigen Tage Gott und der Ruhe heilig; denn er hätte gearbeitet und Gutes gethan, und erwartete gelassen und froh den Schlummer in dem Grabe.

Er sah seine Kinder gesegnet; reiche Heerden und schöne Triften hat er ihnen übergeben. Mit zärtlicher Sorgfalt eiferten sie, wer mehr den frommen Alten erfreuen, mehr die Pflege der Jugend ihm vergelten könne. Vor seiner Hütte saß er oft, oder im sonnenreichen Vorhaus, wo er den wohlbepflanzten Garten übersah, oder in weit sich verlierender Entfernung die Arbeiten und den Reichthum des

Feldes; oder er hielt den Vorübergehenden mit freundlicher Schwatzhaftigkeit auf, und hörte die Geschichten der Nachbarschaft, und von dem Fremdling die Neuigkeiten, Sitten und Gebräuche ferner Länder. Seine Kindeskinder, sein süßester Zeitvertreib, gaukelten dann um ihn her. Er schlichtete ihre kleinen Zwiste, und lehrte sie gütig seyn, nachgebend, und mitleidig gegen Menschen und gegen das kleinste Thier; und unter die mannigfaltigen Spiele, die er sie lehrt, mischt er immer süß treffenden Unterricht. Er selbst macht ihnen ihre Spielgeräthe; immer kamen sie gelaufen: Mach uns dies, und mach uns das! und wenn's fertig war, küßten sie ihn, und hüpften mit frohem Gewühl um ihn her. Aus Schilf lehrt' er sie die Flöten machen und Hirtenpfeifen, und blies ihnen vor, wie man den Schafen und den Ziegen zur Weide und von der Weide bläst. Er lehrte sie viele Lieder, die Kleinen mußten sie singen, die Größeren sie mit der Flöte begleiten. Oder er erzählte ihnen lehrreiche Geschichten, dann saßen sie aufmerksam an der Erde, oder auf der Thürschwelle um ihn her.

Einst saß er so im Vorhaus an der Sonne, und Alexis, sein Enkel, stand allein bei ihm. Ein schöner Jüngling; jetzt hatt' er dreizehn Frühlinge gesehen, der jugendlichen Gesundheit Rosenfarbe glühte auf seinen Wangen, und in goldnen Locken wallete sein Haar. Der Greis erzählte ihm von dem Vergnügen, andern Gutes zu thun, und denen, die in der Noth sind, beizustehen, und daß kein Vergnügen dem gleicht, das man fühlt, wenn man eine gute That gethan hat. „Die schön aufgehende Sonne, das Abendroth, der

volle Mond in einer hellen Nacht schwellen unsern Busen vor Vergnügen; aber süßer, mein Sohn, süßer ist jene Freude noch!" Dem schönen Knaben quollen Thränen die Wangen herunter; mit Entzücken sah es der Greis. Du weinest, mein Sohn, so sagt' er, und sah mit freundlichem Blick ihm in's Gesicht; aber gewiß, nicht meine Reden allein können dies; in deinem Busen muß etwas seyn, das ihnen die Stärke gibt.

Alexis wischte die Thränen von der Röthe seiner Wangen, aber neue quollen immer nach. Ach, sagt' er, ich fühl' es, ich fühl' es ganz: Nichts ist süßer, als andern Gutes thun. Menalkas drückte gerührt des Jünglings Hand in seine Hände und sprach: Auf deiner Stirne, in deinen Augen seh' ich's, dich rührt etwas mehr, als das, was ich dir sagte.

Betroffen blickte der Jüngling seitwärts. Sind, so sprach er, deine Reden nicht rührend genug, Thränen wie Thau auf die Wangen zu gießen?

Ich sehe, mein Sohn, sagte Menalkas, daß du mir etwas verhehltest, zum erstenmal vielleicht, das dein Herz erhebt, und schon auf deiner Zunge sitzt.

Alexis weinte und sprach: O so will ich dir alles erzählen, was ich sonst in dem Innersten des Busens verschwieg. Nur halb gut ist der, der mit dem Guten prahlt, so lehrtest du uns; darum wollt' ich verschweigen, was mir's so sanft empfinden läßt, daß Gutes thun die süßeste Freude unsers Lebens ist. Eins unserer Schafe hatte sich verirrt; ich sucht' es in dem Gebirge, und ich hört' im Gebirg eine Stimme, die jammerte; da schlich ich mich hin, und ein Mann stand da. Er nahm eine schwere Bürde

von der Schulter, und legte sie auf den dürren Boden hin. „Weiter," so sprach er, „vermag ich nicht zu gehen. Mühselig ist mein Leben, und kümmerliche Nahrung mein ganzer Gewinn. Stundenlang irr' ich schon mit dieser Last in der Mittagshitze, und keine Quelle finde ich, den brennenden Durst zu löschen, und kein Baum und keine Staude bietet eine Frucht mir dar, daß sie mich erquicke. Ach, um mich her seh' ich nur Wildniß, keinen Fußsteig, der mich zu den Meinen führe, und weiter können meine schwankenden Kniee nicht. Doch ich murre nicht, denn immer hat mir der Gott geholfen!" So sagt' er, und kraftlos setzt' er sich auf seine Bürde hin. Von ihm nicht gesehen, lief ich da, so schnell ich konnte, zu unsrer Hütte, raffte einen Korb voll gedörrter und frischer Früchte zusammen, nahm meine große Flasche voll Milch, und in größter Eile lief ich in's Gebirg zurück, und fand den Mann noch, den jetzt ein sanfter Schlaf erquickte. Leise, leise schlich ich mich zu ihm hin, und stellte mein Körbchen neben ihn und die Flasche voll Milch; und still schlich ich mich in's Gebüsch zurück.

Aber bald erwachte der Mann. Er sah' auf seine Bürde hin und sprach: „Wie süß ist die Erquickung des Schlafes! Nun will ich's versuchen, dich weiter zu schleppen. Hast du doch so sanft mir zum Pfühle gedient. Vielleicht leitet der Allgütige meinen Schritt, daß ich bald das Rieseln einer Quelle höre; vielleicht eine Hütte finde, wo der gutthätige Hauswirth mich unter sein Dach aufnimmt." Jetzt wollt' er die Bürde auf die Schulter heben, da erblickt er die Flasche und den Korb. Aus seinen Ar-

men entfiel die Bürde. „Gott! was seh' ich?" so rief er. „Ach, mir Hungrigen träumet von Speise, und wenn ich erwache, ist's nicht mehr! Doch nein, ich wache, ich wache!" Jetzt langt er nach den Früchten. „Ich wache! O welche Gottheit, welche gütige Gottheit thut dieses Wunder? Nimm, o nimm gnädig meinen Dank auf, der meine ganze Seele durchdringt!" So sprach er, setzte sich hin, und mit Entzücken und mit Freudenthränen genoß er sein Mahl. Erquickt stand er wieder auf, und dankte noch einmal der Gottheit, die so gütig für ihn sorgte. „Oder" so sagt er, „hat vielleicht Gott einen gutthätigen Sterblichen hergeführt, o warum soll ich ihn nicht sehen, ihn nicht umarmen? Wo bist du, daß ich dir danke, daß ich dich segne. Segne, Gott, segne den Redlichen, die Seinen; segne, o segne alles, was ihm zugehört! Satt bin ich, und diese Früchte nehme ich mit; mein Weib und meine Kinder sollen davon essen, und mit Freudenthränen mit mir den unbekannten Gutthäter segnen." Jetzt ging er. O ich weinte vor Freude! Aber ich lief durch's Gebüsch den Weg ihm vor, und setzte mich an einen Berg hin, wo er vorbei mußte; er kam, er grüßte mich und sprach: „Höre, mein Sohn, sage, hast du niemanden in diesem Gebüsche gesehen, der eine Flasche trug, und einen Korb voll Früchte?" —

Nein, niemanden hab' ich in diesem Gebüsche gesehen, der eine Flasche trug, und einen Korb voll Früchte. Aber sage mir, so fragt' ich, wie kommst du in diese Wildniß? Übel hast du gewiß dich verirrt, denn hier führt keine Straße. „Übel," so erwiedert' er, „übel hab' ich mich verirrt, mein Sohn;

und hätte nicht die gütige Gottheit oder ein Sterblicher, den Gott dafür segnen wird, mich gerettet, so wär' ich vor Hunger und vor Durst im Gebirge gestorben." — So laß mich nun den Weg dir zeigen; gib deine Bürde mir zu tragen, so folgest du mir leichter. Nach vielem Weigern gab er die Bürde mir, und so führt ich ihn auf die Straße. Und sieh', das ist es nun, das jetzt noch mich vor Freude weinen läßt. Gering und mühelos war, was ich that, und doch vergnügt es mich, wenn's mir zu Sinne kommt, wie sanfter Sonnenschein. O wie muß der glücklich seyn, der viel Gutes gethan hat!

Und der Greis umarmte den schönen Knaben, voll der süßesten Freude. O, so sprach er, froh und ruhig geh' ich in's Grab; laß ich doch Tugend und Frömmigkeit in meiner Hütte zurück.

51. Der Sturm.

Auf dem Vorgebirge, zu dessen Seite der schilfreiche Tesernus in's Meer fließt, saßen Lacon und Battus, die Hirten der Rinder. Ein schwarzes Gewitter stieg fernher auf; ängstliche Stille war in den Wipfeln der Bäume, und die Seevögel und Schwalben schwirrten in banger Unruhe hin und her. Schon hatten sie die Heerden vom Gebirge nach ihrer Wohnung geschickt, sie aber blieben auf dem Gebirge zurück, die fürchterliche Ankunft des Gewitters und den Sturm auf dem Meere zu sehen. Fürchterlich ist diese Stille, so sagte Lacon; sieh die untergehende Sonne verbirgt sich in jene Wolken, die, Gebirgen gleich, am Saume des Meeres aufsteigen.

Battus. Schwarz liegt das unabsehbare Meer vor uns. Noch ruhig — aber eine bange Stille, die bald mit fürchterlichem Tumulte wechseln wird. Ein dumpfes Geräusche tönt fernher, wie das Geheul der Angst und eines allgemeinen plötzlichen Unglücks etwa von ferne gehört wird.

Lacon. Sieh, langsam steigen die Gebirge der Wolken; immer schwärzer, immer fürchterlicher heben sie sich hinter dem Meere hinauf.

Battus. Immer fürchterlicher wird das dumpfe Geräusche. Nacht liegt auf dem Meere, schon hat sie die diometischen Inseln verschlungen, du siehst sie nicht mehr. Nur flimmert noch die Flamme des Leuchtethurms von jenem Vorgebirge in der schauervollen Dunkelheit. Aber jetzt, jetzt fängt das Geheul der Winde an; sieh, sie zerreißen die Wolken, treiben sie wüthend empor, sie toben auf dem Meere, es schäumt —

Lacon. Fürchterlich kommt der Sturm daher Doch gern will ich ihn wüthen sehen. Wenn du willst, so bleiben wir; bald sind wir das Gebirge herunter in unsrer wohl verwahrten Hütte.

Battus. Gut, ich bleibe mit dir. Schon ist das Gewitter da, schon toben die Wellen an unserm Ufer, und die Winde heulen durch die gebogenen Wipfel.

Lacon. Ha, sieh, wie die Wellen toben, ihren Schaum in die Wolken emporspritzen, fürchterlich wie Felsengebirge sich heben, und fürchterlich in den Abgrund sich stürzen! Die Blitze flammen an ihren Rücken, und erleuchten die schreckenvolle Scene.

Battus. Gott! sieh, ein Schiff; wie ein Vogel auf einem Vorgebirge sitzt, sitzt es auf jener Welle. Ha! sie stürzt; wo ist's nun, wo sind die Elenden? Begraben im Abgrund.

Lacon. Trüg' ich mich nicht, so steigt's dort auf dem Rücken jener Welle wieder empor. Gott, rette, o rette sie! Sieh, sieh! die nächste Welle stürzt mit ihrer ganzen Last auf sie her. O! was suchtet ihr, daß ihr so euer väterliches Ufer verlassend, auf ungeheuren Meeren schwebt? Hatte euer Geburtsland nicht Nahrung genug, euern Hunger zu sättigen? Reichthum suchtet ihr, und fandet einen jammervollen Tod.

Battus. Am väterlichen Ufer werden eure Väter und eure Weiber und eure Kinder vergebens weinen, vergebens für eure Rückkunft in den Tempeln beten. Leer wird euer Grabmahl seyn, denn euch werden Strandvögel am Ufer verzehren, verschlingen die Ungeheuer des Meeres euch nicht. O Gott, laß mich immer ruhig in armer Hütte wohnen! Zufrieden mit wenigem, nähre mein Anger und mein kleines Feld mich und meine Heerde!

Lacon. Nie soll mich Unzufriedenheit quälen, nie will ich mehr wünschen, als ich habe: Ruhe und mäßige Nahrung.

Battus. Laß uns hinuntergehen! Vielleicht daß die Wellen einige von diesen Elenden an's Ufer werfen. Leben sie noch, so haben wir den Trost sie zu retten; sind sie todt, so beruhigen wir doch ihren Geist, und geben ihnen ein ruhiges Grab.

Sie gingen hinunter an's Ufer, und fanden im Sand ausgestreckt einen schönen Jüngling todt. Mit

Thränen begruben sie ihn am Ufer. Trümmer des Schiffes lagen im Sande zerstreut, und sie fanden unter den Trümmern eine Kiste, öffneten sie und schwere Reichthümer von Gold waren drinnen. Was soll uns das? sagte Battus.

Lacon. Behalten wollen wir's, nicht um reich zu seyn, sondern um es zurück zu geben, wenn's ein Eigenthümer sucht, oder einem, der's mehr nöthig hat, als wir.

Und die Hirten gingen voll Trauer über den todten Jüngl ng in ihre Hütten, zu ihren Heerden zurück.

---

52. Das hölzerne Bein.

Auf dem Gebirge, wo der Rautibach in's Thal rauschet, weidete ein junger Hirt seine Ziegen. Seine Querpfeife rief den siebenfachen Wiederhall aus den Felsklüften, und tönte munter durch's Thal hin. Da sah er einen Mann von der Seite des Gebirges heraufkommen, alt und von silbergrauem Haar; und der Mann, langsam an seinem Stabe gehend, (denn eines seiner Beine war von Holz) trat zu ihm, und setzte sich zu seiner Seite auf ein Felsstück. Der junge Hirt sah ihn erstaunt an, und blickt' auf sein hingestrecktes hölzernes Bein. Kind, sagte der Alte mit Lachen, gewiß du denkst, mit so einem Beine blieb ich wohl unten im Thal. Diese Reise aus dem Thal mache ich alle Jahre einmal. Dieses Bein, so wie du es da siehst, ist mir ehrenhafter, als manchem seine zwei guten; das sollst du wissen. Ehrenhaft, mein Vater, mag es wohl seyn, erwiederte der Hirt;

doch, ich wette, die andern sind bequemer. Aber müde mußt du doch seyn. Willst du, so gebe ich dir einen frischen Trunk aus jener Quelle, die dort am Felsen rieselt.

Der Alte. Du bist ein guter Knabe; ein Trunk frisches Wasser wird mich erquicken. Gehst du und holst ihn, so erzähl' ich dir dann die Geschichte von meinem hölzernen Beine. Der junge Hirt lief, und schnell bracht' er einen frischen Trunk aus der Quelle zurück.

Der Greis hatte sich erquickt. Daß mancher eurer Väter, so sprach er, voll Narben und verstümmelt ist, daß sollt ihr Gott und ihnen danken, ihr Jungen! Muthlos würdet ihr den Kopf hängen, statt jetzt an der Sonne froh zu seyn, und mit muntern Liedern den Wiederhall zu rufen. Munterkeit und Freude tönt jetzt durchs Thal, und frohe Lieder hört man von einem Berge zum andern. Freiheit, Freiheit beglückt das ganze Land. Was wir sehen, Berg und Thal gehören uns. Freudig bauen wir unser Eigenthum, und was wir sammeln, das sammeln wir mit Jauchzen für uns.

Der junge Hirt. Der ist nicht werth, ein freier Mann zu seyn, der je vergessen kann, daß unsere Väter es erfochten.

Der Alte. Und der's nicht eben so thun würde, mein Sohn! Seit jenem blutigen Tag ging ich alle Jahr' einmal auf diese Höhe, aus dem Thal herauf; aber ich spür' es, dies wird das letzte Mal seyn. Von hier seh' ich die ganze Ordnung der Schlacht, die wir für unsere Freiheit gewannen. (Die Schlacht bei Näfels im Canton Glarus im Jahr 1388.)

Sieh, hier an der Seite hervor kam die Schlachtordnung der Feinde; viele tausend Spieße blitzten daher, und wohl zwei hundert Ritter in prächtiger Rüstung. Federbüsche schwankten auf ihren Helmen, und unter ihren Pferden zitterte das Land. Schon einmal war unser kleiner Haufe zertrennt, nur wenig Hunderte waren wir. Wehklagen war weit umher, und der Rauch des brennenden Näfels erfüllte das Thal, und schlich fürchterlich an den Gebirgen hin.

Aber am Fuß des Berges stand jetzt unser Hauptmann. Dort stand er, wo die beiden Weißtannen auf dem Felsen steh'n; nur wenige standen bei ihm. Mir ist's, ich seh' ihn noch muthvoll da stehen, wie er die zerstreuten Haufen zusammenruft; wie er das Panier hoch in die Luft schwingt, daß es rauscht, wie ein Sturmwind bei einem Gewitter. Von allen Seiten her liefen die Zerstreuten zu. Siehst du vom Felsen herunter jene Quellen? Steine, Felsen und umgestürzte Bäume mögen sich ihnen entgegensetzen. Sieh! sie dringen durch; sie stürzen sich weiter, und sammeln sich dort im Teiche.

So war's, so eilten die Zerstreuten herbei, und schlugen durch die Feinde uns durch; standen um den Helden her, und schwuren: Wir kleiner Haufen, steht Gott uns bei, wollen siegen, oder doch sterben; in gedrängter Schlachtordnung stürmte der Feind auf uns ein. Elfmal schon hatten wir ihn angegriffen, und zogen dann wieder an den uns schützenden Berg zurück. Ein eng geschlossener Haufe standen wir wieder da, undurchdringlich, wie der hinter uns stehende Fels. Aber jetzt, jetzt fielen wir, durch

dreißig Tapfere von Schwitz verstärkt, in die Feinde, wie ein Bergfall oder ein geborstener Fels hoch hinunter in einen Wald sich wälzt, und vor sich her die Bäume zersplittert. Die Feinde vor und um uns her, Ritter und Fußknechte, in fürchterliche Unordnung gemengt, stürzten einander selbst, indem sie unsrer Wuth wichen.

So wütheten wir unter den Feinden, und drangen über Todte und Zerstümmelte vorwärts, um weiter zu tödten. Ich auch; aber im Gewühl stürzt' ein feindlicher Reuter mich zu Boden, und sein Pferd zertrat mir das eine meiner Beine. Einer, der neben mir focht, sah rückwärts, rafft' auf seine Schulter mich, und lief mit mir aus der Schlacht. Ein frommer Ordensmann betete nicht weit auf einem Felsen um unsern Sieg. Pflege diesen, Vater! er hat gefochten, wie ein Mann. Er sprach's, und lief in die Schlacht zurück.

Sie ward gewonnen, Kinder, sie ward gewonnen! Mancher der Unsern lag da, über einem Haufen Feinde ausgestreckt, sagte man nachher, wie ein müder Schnitter auf der Garbe ruht, die er selbst geschnitten hat. Ich wurde gepflegt, ich wurde geheilt. Aber meinen Retter kannt' ich nicht; nie hab' ich's ihm danken können, daß ich lebe. Ich hab' ihn umsonst gesucht; umsonst Gelübde gethan, daß ein Engel mir's offenbare. Ach, umsonst! ich soll ihm in diesem Leben nicht danken.

Der junge Hirt hatte mit Thränen im Auge ihm zugehört, und sprach: Vater, du kannst in diesem Leben ihm nicht mehr danken! Erstaunt rief

der Alte: Wie, was sagst du, weißt du denn, wer er war?

Der junge Hirt. Mich müßte alles trügen, oder es war mein Vater selbst. Oft hat er mir die Geschichte der Schlacht erzählt, und dann gesagt: „Lebt wohl der Mann noch, welcher so tapfer an meiner Seite focht, den ich aus dem Schlachtfelde trug?"

Der Alte. O Gott! Der Redliche sollte dein Vater seyn?

Der junge Hirt. Eine Narbe hatt' er hier (er wies auf die linke Wange); der Splitter eines Spießes hatt' ihn verwundet, vielleicht eh' er aus der Schlacht dich trug.

Der Alte. Seine Wange blutete, da er mich trug. O mein Kind, mein Sohn!

Der junge Hirt. Vor zwei Jahren starb er, und jetzt hüt' ich, denn er war arm, um schlechten Lohn hier diese Ziegen.

Der Alte umarmt ihn. O Gott sey's gedankt, so kann ich seine Wohlthat in dir ihm wieder vergelten! Komm, Sohn, komm in meine Wohnung! Und sie gingen hinunter in's Thal, nach seiner Wohnung. Reich war der Greis an Feld und an Heerden, und kinderlos. — Er nahm den jungen Hirten an Kindesstatt an, und machte ihn zum Erben aller seiner Güter.

---

53. Abentheuer auf Spitzbergen.

In der russischen Stadt Metzen am weißen Meer rüstete ein Kaufmann ein Schiff aus, um es nach

Spitzbergen auf den Wallfischfang zu senden. Dies Schiff hatte einen so günstigen Wind, daß es schon am achten Tage nach seiner Abfahrt in der Gegend von Spitzbergen ankam. Die Absicht des Schiffers war, an der westlichen Küste dieses Landes hinzusegeln; allein plötzlich drehte sich der Wind, und das Schiff wurde an die östliche Küste verschlagen.

Dieser Zufall war sehr ungünstig, weil auf dieser Seite des Landes mehr Eis, als auf der andern zu seyn pflegt; man sahe auch bald das Schiff mit mächtigen Eisbänken umgeben, zwischen denen es wie eingemauert sitzen blieb.

Solche Eisbänke sind in der That fürchterlich, denn sie sind zum Theil 40 bis 50 Klafter dick, wovon 30 bis 36 Klafter tief im Wasser gehen, und 10 bis 14 Klafter hoch über dasselbe hervorragen. Und dies sind noch nicht die stärksten, denn es soll Eisberge geben, welche hundert Klafter hoch über dem Meere hervorstehen. — Zwischen so furchtbaren Massen war das Schiff eingeklemmt, die dasselbe immer mehr zusammen drückten, und jeden Augenblick zu zertrümmern drohten. In dieser großen Gefahr erinnerte sich der Steuermann, daß vor einigen Jahren gewisse Leute aus der nämlichen Stadt Metzen, woher sie selbst gekommen waren, sich entschlossen hätten, auf einer Insel, die ihnen im Gesichte lag, und welche man Ostspitzbergen nennt, zu überwintern; daß sie in dieser Absicht alles zu einer Hütte erforderliche Holz mit sich genommen, und ihren Entschluß wirklich ausgeführt hätten. Man zweifelte nicht, daß die Hütte noch da stünde, und beschloß, sie aufzusuchen, und in Besitz zu nehmen. In dieser

Absicht rief der Steuermann — Alexei Himkof war sein Name — drei Matrosen, Namens: Ivan Himkof, Stepan Scharapof und Fedor Werignin, auf, ihn zu begleiten, indem er selbst an's Land gehen wollte, um diesen Vorsatz auszuführen. Bei ihrer Abreise vom Schiffe nahmen sie folgende Sachen mit: eine Flinte, ein Horn mit zwölf Schüssen Pulver und eben so viel Kugeln, eine Axt, einen kleinen Kessel, einen Beutel mit zwanzig Pfund Mehl, einen Feuerzeug, ein Stück Lunte, ein Messer, eine Blase voll Rauchtaback und — vier hölzerne Tabackspfeifen.

Mit diesen wenigen Sachen bepackt, und noch etwa einen Stecken in der Hand, stiegen sie aus dem Schiffe auf das Eis. Der Weg von da bis nach der Küste mochte ohngefähr eine gute halbe deutsche Meile betragen; aber dieser Weg war mißlich. Er ging nämlich über Eisschollen, die noch nicht an einander gefroren waren, sondern durch die wallenden Meereswogen hin und her geschaukelt wurden. Da mußten sie also von einer Scholle auf die andere springen, und sich jedesmal wohl in Acht nehmen, daß sie nicht zu kurz sprangen oder abgleiteten, sonst war's um sie gethan. Sie bestanden indeß dieses Abentheuer glücklich, und langten ohne irgend einen Unfall auf der Insel an.

Ein ödes Land, voll Eis, Schnee, und unfruchtbarer Felsen! Sie wanderten eine Strecke darauf fort, und nicht lange, so war die gesuchte Hütte glücklich gefunden. Sie stand ohngefähr eine Viertelstunde vom Gestade; und man bemerkte mit Vergnügen, daß die schadhaften Stellen derselben noch

einer Ausbesserung fähig waren. Ihre Länge betrug fast sechs Klafter und ihre Breite und Höhe jede drei. Sie hatte ein kleines Vorgemach, folglich auch zwei Thüren, eine, um dieses Vorzimmer, die andere, um die eigentliche Stube zu verschließen; eine Einrichtung, welche viel beitragen konnte, die Wärme in dem Zimmer zu erhalten, wenn man eingeheizt hatte. Hiezu fand man in diesem Zimmer noch einen Ofen von Lehm, nach russischer Bauart, d. i. eine Art von Backofen ohne Schornstein. Solche Öfen sind in Rußland sehr gebräuchlich, und dienen dem Landmanne nicht nur zum Einheizen, sondern auch zum Kochen, und zugleich — zur Bettstelle, indem ein Theil der Familie auf demselben zu schlafen pflegt. Zum Abzuge des Rauchs hat man kleine Öffnungen in den Wänden des Zimmers angebracht und diese mit Schiebern versehen, um sie nach Bedürfniß zu öffnen, oder zuzuschieben. Diese Löcher vertreten zugleich die Stelle des Fensters, und verhindern, daß der Rauch in einer solchen Stube sich nie tiefer herabsenkt, als bis zur Höhe eines sitzenden Menschen.

Unsere vier Russen waren sehr erfreut, diese Hütte gefunden zu haben, und brachten, um sie einzuweihen, die erste Nacht, so gut sie konnten, darin zu. Mit Anbruch des folgenden Tages machten sie sich auf, um die angenehme Nachricht von der gefundenen Hütte nach dem Schiffe zu bringen.

Sie kamen an den Strand; aber welch' Entsetzen! sie sahen nicht nur das Meer ganz offen, sondern auch — das Schiff verschwunden! — Ein heftiger Sturm, der die Nacht hindurch geweht hatte,

war die Ursache dieser großen Widerwärtigkeit. Sie standen eine Zeit lang ganz betäubt, und blickten einander voll Bekümmerniß und Schrecken an. Endlich ermunterten sie sich durch die Hoffnung, daß das Schiff vielleicht nur vom Sturmwinde verschlagen wäre, und wiederkehren würde. — Ach, eitle Hoffnung! Es kehrte nie zurück; auch in Rußland hat man nie etwas davon erfahren; es war also ohne Zweifel, durch die Eisstöße zertrümmert, untergegangen.

Sobald die vier Russen zu dieser schrecklichen Gewißheit gekommen waren, so übersahen sie ihren ganzen hülflosen Zustand mit Schaudern. Unter einem so rauhen Klima, wo die fürchterlichste Kälte herrscht, wo in einer vier Monat langen Nacht keine Sonne sichtbar ist; auf einer wüsten Insel, mit einer so kleinen Portion Mehl, und mit so wenigen Hülfsmitteln zu ihrer Vertheidigung gegen wilde Thiere und zur Erwerbung irgend einer menschlichen Nahrung; fern von aller menschlichen Gesellschaft, und fast ohne Hoffnung einer möglichen Erlösung leben zu sollen: — das war eine Vorstellung, die auch den muthigsten Mann mit Schrecken erfüllen konnte.

Aber unsere Russen waren Männer, welche wußten, daß durch Winseln und Wehklagen nichts ausgerichtet wird. Sie erholten sich also bald von ihrer Betäubung und überlegten, was sie zu thun hätten, um in ihrem hüflosen Zustand ihr Leben so lange zu fristen, als es Gott gefallen würde. Vor allem mußten sie an die Ausbesserung der schadhaften Hütte denken; und da sie als Russen gewohnt waren, sich ohne Hülfe eines Zimmermanns ihre Wohnungen selbst zu

erbauen: so konnte es ihnen nicht schwer fallen, das Schadhafte derselben wieder herzustellen, wenn sie nur die benöthigten Materialien, Holz und Moos, zum Ausstopfen der Ritzen hatten. Aber woher dieses auf einer kahlen, mit Schnee und Felsen bedeckten Insel, auf welcher man nicht einmal Gesträuch, viel weniger Bäume sah?

Die Vorsehung hatte indeß für beides schon gesorgt. Unter dem Schnee und zwischen den Felsen fanden sie Moos genug, und an dem Strande erblickten sie hie und da Ruinen gescheiterter Schiffe und — zu ihrer großen Freude — auch Treibholz. Unter diesem Namen versteht man Bäume, welche Wind und Meer auf der Küste des festen Landes loszureißen und den kalten Ländern im Eismeere, wo kein Holz wächst, zuzuführen pflegen.

Noch machten sie eine andere, nicht minder erfreuliche Entdeckung, indem sie bemerkten, daß es sehr viele Rennthiere auf dieser Insel gebe, die hier vom Moose lebten. Sie hatten Hunger, und wandten also einen der zwölf mitgebrachten Schüsse sogleich dazu an, eines dieses Thiere zu erlegen, wodurch sie sich auf mehrere Tage Nahrung verschafften. Und nun schritten sie mit gestärkter Kraft muthig zur Ausbesserung der Hütte, womit sie denn auch in einigen Tagen glücklich zu Stande kamen. Ferner schafften sie den nöthigen Vorrath von Brennholz herbei, um sich in ihrer Wohnung gegen die grimmige Kälte zu schützen, die in diesem Lande eine Strenge erreicht, von der man sich bei uns keinen Begriff machen kann. — Auch dieses Geschäft ging gut von statten; und da sie von Zeit zu Zeit wieder ein Renn-

thier schoßen, so waren ihre vornehmsten Bedürfnisse befriediget, und ihr Zustand war für Leute, die sich durch keine weichliche Lebensart verwöhnt hatten, noch ziemlich erträglich. Aber wie lange konnte dieses währen? Pulver und Blei gingen zu Ende, und andere Waffen hatten sie nicht; womit sollten sie nun die Rennthiere erlegen? Wie sollten sie sich gegen die Angriffe der weißen Bären schützen, von denen sie alle Augenblicke angefallen werden konnten, da sie Spuren derselben schon häufig in ihrer Nachbarschaft bemerkt hatten? —

Jetzt also fing ihre Noth erst eigentlich an; und jetzt galt es, Kopf und Herz zu haben, um in dieser großen Verlegenheit den Muth nicht sinken zu lassen, sondern neue Hülfsmittel zur Erhaltung ihres Lebens zu ersinnen. Denkt einmal nach, liebe Kinder! was ihr wohl an der Stelle dieser unglücklichen Männer würdet erfunden haben, um sowohl den Hunger, als auch die fürchterlichen Bären von euch abzuhalten? — Der letzte Schuß war verbraucht, und sie zehrten von dem letzten Rennthiere.

Zwar hatten sie eine Art, womit sie sich im Nothfall gegen die Bären wehren konnten; aber diese konnte nur einer von ihnen führen, und wie glücklich hätte dieser hauen müssen, wenn er einen Bären jedesmal auf den ersten Hieb hätte erlegen sollen? Gelang ihm aber dieses nicht, dann ließ ihm der Bär nicht Zeit, einen zweiten Hieb zu thun, und so war er, so waren seine unbewaffneten Gefährten verloren. Und wenn nun vollends zwei, drei oder mehr Bären auf einmal kämen; wie da?

Woher sollten sie ferner den nöthigen Unterhalt bekommen? Wie konnten sie ohne Pulver und Blei noch Rennthiere erlegen, welche nicht, wie die Bären, selbst angreifen, sondern mit einer solchen Geschwindigkeit fliehen, daß kein Mensch im Stande ist, sie einzuholen? Diese armen Leute waren also in der größten Verlegenheit, und wir werden schwerlich ein Mittel zu ihrer Rettung zu ersinnen wissen. Aber der Mensch ist ein bewundernswürdiges Geschöpf, unerschöpflich an Hülfsquellen, sobald er nur von Bedürfnissen angespornt, und von der Noth getrieben wird.

Überzeugt, daß man auch in dem hoffnungslosesten Zustand die Hände nicht in den Schooß legen, und in unthätige Verzweiflung hinsinken müsse, gingen sie an den Strand. Hier fanden sie unter einigen Trümmern ehemals gescheiterter Schiffe, die das Meer ausgeworfen hatte, ein schlechtes Brett; aber an diesem Brette einen großen und dicken eisernen Hacken, nebst einigen starken Nägeln: ein unbedeutender Fund für uns, die wir so etwas, sobald wir es brauchen, alle Tage haben können; aber für sie ein Schatz, den sie sicher nicht gegen eine Tonne Goldes vertauschen mochten. Sie fanden noch eine zweite Kostbarkeit, die wir freilich nicht des Aufhebens werth achten würden; die aber ihnen, welche jetzt bloß auf den wirklichen, nicht auf den eingebildeten Werth der Dinge sahen, viel schätzbarer, als der unschätzbare Brilliant in der portugiesischen Krone war. Es war — eine starke und biegsame Tannenwurzel.

Mit diesen großen Schätzen eilten sie nun weiter ihrer Hütte zu. Beim Zurückgehen stießen sie

auf einen dicken, ziemlich harten und oben glatten Stein, den sie gleichfalls mitnahmen. Dieser sollte ihnen zum Amboß dienen. Der gefundene große Haken war oben rund und stark, und weiter unten hatte er ein Loch, um ihn annageln zu können; sie legten ihn in's Feuer, um ihn glühend zu machen, verfertigten eine Zange von Rennthiergeweihen, um ihn anzufassen; legten dann den glühenden Haken auf den Ambos, trieben in das Loch des Hackens einen starken Nagel, um die Öffnung zu erweitern, und fuhren damit so lange fort, bis die Öffnung weit genug war, um in dieselbe das dicke Ende eines Stockes bringen zu können, und so hatten sie einen Hammer.

Das gekrümmte Ende dieses Hackens hieben sie ab, schmiedeten es zu einer geraden Spitze, schliffen und schärften dieselbe nachher auf Steinen, befestigten sie mit Riemen von Rennthierhäuten an einem dicken und langen Äste von einem der hergeschwemmten Bäume, und es entstand eine Lanze.

Ein zweites Werkzeug dieser Art wurde aus einem der großen Nägel geschmiedet.

Nun kam es darauf an, zu versuchen, ob diese Waffen auch wohl die Probe aushalten würden; und dazu fand sich bald Gelegenheit. Ein großer weißer Bär, der unsere Fremdlinge gewittert hatte, näherte sich ihrer Hütte; und sobald man seiner gewahr wurde, beschloß man, ihm beherzt entgegen zu gehen.

Zwei Matrosen, welche sich mit den Lanzen bewaffnet hatten, traten auf, rannten ihm mit den Spießen in den weitaufgesperrten Rachen, und nach-

dem sie einen harten Kampf mit ihm bestanden, gelang es ihnen, ihn zu besiegen und zu erlegen. — Die Helden wischten sich den Schweiß ab, und schleppten die Beute nach ihrer Hütte.

Das Fleisch des Bären diente ihnen nun zur Speise, und sie fanden es so wohlschmeckend, als Rindfleisch. Sein großes, zottiges Fell diente ihnen zum Schutz gegen die Kälte. Da sie fanden, daß sich die Flechsen oder Sehnen dieses Thieres, wie dicker Bindfaden, in mehrere dünne Fäden zertheilen ließen: so fiel ihnen ein, daß sie sich daraus ein Werkzeug zur Erlegung der Rennthiere bereiten könnten. Sogleich wurde Hand an's Werk gelegt, und es bedurfte nur einer kleinen Nachhülfe mit dem Messer, um der neulich gefundenen Tannenwurzel die Gestalt eines Bogens zu geben, und die Flechsen waren sehr geeignet, die Stelle einer tüchtigen Sehne zu vertreten. Nun fehlte es nur noch an Pfeilen; aber auch mit diesen kam man bald und glücklich zu Stande. Aus vier Nägeln schmiedete man eben so viel Pfeilspitzen, schärfte sie durch Abschleifen, und befestigte sie mit Bindfaden von Bärenflechten an Tannenstäbchen, deren anderes Ende man mit Federn von Wasserhühnern und Meerschwalben besiederte. Bogen und Pfeile waren fertig.

So war nun den dringendsten Bedürfnissen der Matrosen glücklich abgeholfen. Sie konnten sich gegen ihre fürchterlichen Feinde, die Bären, wehren, und Rennthiere und Füchse erlegen, um ihren Hunger zu stillen. Wasser schöpften sie entweder aus den Quellen, welche hie und da zwischen Felsen hervorsprudelten, oder sie schmolzen, wenn die Kälte

alles Wasser in Eis verwandelt hatte, den Schnee, und versorgten sich auf diese Weise mit Getränk. Gleichwohl fehlte ihnen noch vieles, um ihres Daseyns in dieser unfreundlichen Weltgegend nur einigermaßen froh zu werden.

Sie hatten zwar Holz, um ihre Hütte zu erwärmen; aber sie mußten sparsam damit umgehen, weil es ungewiß war, ob wohlthätige Stürme sie immer mit Treibholz versehen würden. Sie hatten einen kleinen Kessel; aber da sie diesen zum Schöpfen und Aufbewahren des Wassers und zum Schneeschmelzen haben mußten: so durften sie nicht wagen, ihn auch zum Kochen zu gebrauchen, wodurch er leicht hätte Noth leiden können. Sie mußten sich daher begnügen, ihr Fleisch nur ein wenig zu rösten, und es dann ohne Brod und Zugemüße zu verzehren. Aber wenn man eine solche Kost Tag für Tag und nichts ander's genießt, so sehnt man sich endlich doch nach einer Veränderung. Die gescheidten Männer sannen daher angelegentlich auf etwas, das anstatt des Brodes dienen könnte, und ihr Nachsinnen blieb auch hier nicht fruchtlos.

Sie hingen einen Theil ihres vorräthigen Fleisches an die Decke ihrer Hütte in den Rauch. War es hinlänglich durchgeräuchert, so hingen sie es an dem Dache außen auf, doch so, daß es von Bären und Füchsen nicht erreicht werden konnte. Hier wurde es nun von der Luft und dem Winde dergestalt ausgetrocknet, daß sie es zu ihrem frischen Fleisch anstatt des Brodes essen konnten. Dadurch wurde der Ekel an ihrer täglichen Fleischspeise ver-

hütet, und ihnen sogleich das Mittel gewährt, ihr überflüssiges Fleisch für die Zukunft aufzuheben.

Die lange traurige Winternacht nahete nun heran, die in dieser Weltgegend beinahe vier Monate dauert. Was sollten sie nun machen, wenn sie keine Lampe hatten? Sie strengten daher noch einmal ihre ganze Erfindungskraft an, um auch diesem dringenden Bedürfniß abzuhelfen. — Glücklicherweise hatten sie in einer gewissen Gegend der Insel eine Stelle bemerkt, welche eine fette Erde oder Thon enthielt. Sie versuchten daher, ob sich aus diesem Thon nicht ein Gefäß formen ließe, das ihnen zur Lampe dienen könnte. Gesagt, gethan. Die Lampe ward fertig; sie versahen dieselbe mit einem Dochte, den sie aus alten Lapppen bereiteten, und füllten sie mit Rennthierfett an. Jetzt wurde die Lampe angezündet; aber kaum war das darin befindliche Fett geschmolzen, so sahen sie mit Kummer, daß es den lockern Thon durchdrang und auslief. Sie ließen sich durch dieses Mißlingen nicht abschrecken, vielmehr dachten sie auf Mittel, die Zwischenräume des lockern Thones, welche das Fett durchließen, auszufüllen. Sie verfertigten ein neues Gefäß, ließen es zuerst an der Luft gut trocknen, brannten es darauf im Feuer, und legten es in gekochtes Mehl, das sie noch von dem Schiffe mitgebracht hatten; dieses in kochendem Wasser aufgelöste Mehl drang in jeden kleinen Zwischenraum des Thon's, und verstopfte ihn. Nachdem sie hierauf die Lampe getrocknet hatten, und abermals einen Versuch damit anstellten, hatten sie die unbeschreibliche Freude, zu sehen, daß die Lampe fest geworden war, und kein Fett mehr durchließ. Aus

Besorgniß aber, daß dieses für ihre ganze jetzige Wohlfahrt sehr wichtige Gefäß zufällig zerbrochen werden könnte, verfertigten sie sogleich noch ein paar andere, um bei einem solchen Vorfall nicht in Verlegenheit zu gerathen. Den nöthigen Docht bereiteten sie aus ihren Hemden und von altem Takelwerk (Schiffsseile), welches sie unter den Schiffstrümmern am Strande gefunden hatten.

Bis hieher haben wir an dem Beispiele dieser braven Leute gesehen, was Aufmerksamkeit, Nachdenken und Eifer vermögen; jetzt werden wir von ihnen lernen, wie wichtig es oft sey, auch auf eigene und andere Erfahrung geachtet zu haben.

Unsere guten Russen fingen an den Scorbut zu bekommen. Diese Krankheit, der die Seefahrer sehr unterworfen sind, ist um so fürchterlicher, je weiter man in der kalten Zone hinauf gegen die Pole zu reiset. Sie besteht in einer Fäulniß im Geblüt, die sich zuerst und vornehmlich dem Zahnfleische mittheilt, dann aber sich durch den ganzen Körper verbreitet, und den, der damit behaftet ist, in hohem Grade krank und elend macht. Es war vorauszusehen, daß die Matrosen in kurzer Zeit an dieser fürchterlichen Krankheit jämmerlich sterben müßten, wenn sie kein Mittel dagegen ausfindig machen würden. Zum Glück erinnerte sich der jüngste unter ihnen, Ivan Himkof, des Steuermann's Pathe, einiger Mittel gegen den Scharbock oder Scorbut, deren Heilsamkeit ihm von glaubwürdigen Personen versichert worden war. Er rieth also seinen Kameraden, so viel Löffelkraut als möglich unter dem Schnee und Eis aufzukratzen, und es roh zu verzehren; ferner nach

dem Beispiel der Samojeden warmes Blut von Rennthieren zu trinken, Fleisch tüchtig durchfrieren lassen, und es dann roh zu verzehren; vor allem aber sich täglich viel Leibesbewegung zu machen, auch wenn die Witterung noch so rauh und die Kälte noch so grimmig wäre; denn, fügte er hinzu, wer bei dieser Krankheit dem Trieb zur Ruhe und zum Schlafe nachgibt, und sich nur einige Tage auf die faule Seite legt, der wird bald gar nicht aufstehen, und zuletzt sich nicht mehr rühren können. Also frisch Kameraden, meinem Beispiele gefolgt und auf, um Löffelkraut zu suchen!

Zwei seiner Gefährten, der Steuermann und der zweite Matrose, folgten seinem Rathe, und befanden sich wohl dabei. Nur der dritte Matrose, Fedor Weriguin, ein dicker und träger Mann, blieb auf seinem weichen und warmen Lager in der Hütte liegen, indeß die andern in tiefem Schnee herum wateten; und das Rennthierblut sammt dem rohen Fleisch war seinem zärtlichen Gaumen so sehr zuwider, daß er nichts davon genießen wollte. — Die Folge war, daß die drei ersten bald von der Krankheit befreit und gesund und stark wurden, und daß besonders Ivan Himkof, der sich am meisten übte, eine solche Fertigkeit im Laufen erlangte, daß er es mit dem schnellsten Pferde aufnehmen konnte. Fedor Weriguin hingegen, der unterdeß der Ruhe pflegte, wurde immer mehr vom Scharbock ergriffen, konnte bald gar nicht mehr ausgehen, sich endlich gar nicht mehr rühren, nicht einmal selbst mehr essen, so daß sich seine mitleidigen Kameraden genöthigt sahen, ihn wie ein neugebornes Kind zu füttern. In diesem

jammervollen Zustande blieb er ganze fünf Jahre lang. Die andern Matrosen pflegten ihn während dieser Zeit mit der größten Sorgfalt bis endlich der Tod seinen Leiden ein Ende machte. Sie begruben dann seinen Leichnam in Schnee. —

Unsere Helden hatten nun manche große Schwierigkeit glücklich besiegt, aber noch war vieles zu thun übrig. Ihre Hemden waren theils zu Docht verbraucht, theils mußten sie dazu erspart werden; ihre Schuhe und Strümpfe waren abgetragen, ihre übrigen Kleidungsstücke wurden auch immer schlechter, und die größte Strenge des Winters war vor der Thüre. Sie mußten also an neue Kleidungsstücke denken. Aber woher diese nehmen auf einer Insel, wo es weder Tuchhändler, noch Schneider, weder Gerber, noch Schuster gibt; wo keine Scheere, keine Nadel, kein Pfriem, kein Zwirn, kein Pechdrath zu finden sind?

Sie hatten freilich Felle von Bären, Rennthieren und Füchsen; aber diese waren ungegerbt. Sie versuchten daher, selbst sie zu gerben, indem sie solche mehrere Tage lang in's Wasser legten, um sie recht durch zu weichen; alsdann zogen sie die losgewordenen Haare aus, und schabten sie ab, rieben das kahlgemachte, aber noch nasse Leder so lange zwischen ihren Händen, bis es unter dem Reiben trocken wurde, Nun schmierten sie es mit Rennthierfett ein, rieben es von Neuem, und machten es endlich so weich und geschmeidig, daß es sich bequem verarbeiten ließ. Dies sollte zu Schuhen und Stiefeln dienen.

Aber nun brauchten sie auch rauhes Pelzwerk zu Kleidern, um sich gegen die grimmige Kälte zu

schützen. Da sie die rohen Häute hierzu abermals nicht brauchen konnten, so mußten sie noch eine zweite Art von Gerberei erfinden, wodurch die Häute geschmeidig gemacht würden, ohne die Haare zu verlieren. Nachdem sie sorgfältig darüber nachgedacht hatten, ließen sie die hierzu bestimmten Felle nur einen einzigen Tag im Wasser liegen, um sie nur erst durchweichen zu lassen; dann verfuhren sie auf die vorige Weise, nur daß sie die Haare nicht ausrauften. So verschaften sie sich in wenig Tagen gute Materialien zu Schuhen, Stiefeln und Kleidern.

Um Nadeln zum Nähen zu bekommen, schmiedeten sie einen Nagel so dünn, daß er einem Drathe glich; dann machten sie diesen Drath wieder glühend, und trieben hierauf ihr spitziges Messer in das eine Ende desselben dergestalt ein, daß es ein längliches Nadelöhr machte, wie an einer Stopfnadel. Dann hieben sie den abermals glühend gemachten Drath in der Länge einer großen Nadel ab, und schliffen das abgehauene Ende so glatt, rund und spitzig zu, daß sie wie eine gutgearbeitete Nadel aussah. Den Faden verschafften sie sich, indem sie die Sehnen von Bären und Rennthieren in dünnere Theile spalteten und auseinander rissen.

Nun fingen sie an, zu schneidern und zu schustern, daß es eine Lust war, es anzusehen. Der eine machte ein paar Stiefel, der andere Beinkleider, der dritte einen Rock von ganz neuer Erfindung, der dem kalten Klima ihrer Insel ganz angemessen war. Er ließ ihn nämlich nicht, wie unsere Röcke, vorn offen stehen, sondern nähete ihn fest zu, so daß man ihn, wie ein Hemd über den Kopf werfen mußte,

wenn man ihn anziehen wollte. Er versah ihn überdem mit einer Kappe, die man über den Kopf ziehen und am Halse zubinden konnte, so daß vor dem Gesicht bloß Öffnung zum Sehen bliebe. Ihr Messer mußte hierbei als Scheere dienen.

So wußten diese braven Männer bei allem Mangel an Werkzeugen und Hülfsmitteln jedem dringenden Bedürfnisse durch Nachdenken, Fleiß und Emsigkeit glücklich abzuhelfen. Ihr Zustand hätte nun einigermaßen erträglich scheinen können, wenn sie nicht der Gedanke beunruhiget hätte, daß einer unter ihnen die andern überleben, dann einsam und hüflos allein zurückbleiben, und am Ende kümmerlich würde hinsterben müssen. Der arme Steuermann war am bekümmertsten; denn er hatte bei seiner Abreise aus Rußland eine Frau und drei Kinder zurückgelassen, die ihm stündlich vor Augen schwebten. So oft er von der harten Arbeit des Tages in der Hütte ausruhte, waren seine Gedanken in Rußland, mitten unter seinen Kindern.

O wie oft standen ihm die Augen noch voll Thränen, wenn die seiner Gefährten schon längst von süßem Schlummer geschlossen waren!

Ostspitzbergen, auf der sich diese ganze Geschichte ereignete, ist ein Theil von Spitzbergen und von diesem getrennt; sie wird, wie ganz Spitzbergen, nicht von Menschen, sondern nur von weißen Bären, Rennthieren, weißen und blauen Füchsen bewohnt. Die ganze Insel ist voller Berge und spitziger Felsen von erstaunlicher Höhe, welche das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt sind. Außer dem heilsamen Löffelkraute, welches hie und da, und dem

Moose, welches überall im Überflusse vorhanden ist, fanden sie auf der ganzen Insel kein Gewächs. Die lange Winternacht dauert hier beinahe vier Monate; eben so auch der längste Tag. Der Mond läuft in der langen Winternacht ohngefähr zwei Monate lang unabläßig am Horizont herum, ohne unterzugehen, so wie die Sonne es zur Zeit des langen Tages macht. Die hellen Nordlichter sind eine große Wohlthat für diese nördlichen Gegenden in der Zeit, da sie das Sonnenlicht entbehren müssen.

Auf dieser Insel lebten die braven und muthigen Matrosen sechs lange Jahre.

Einst, da sie am Strande Treibholz suchten, und sehnsuchtsvoll nach ihrer Heimath blickten, entdeckten sie ganz unvermuthet — ein Schiff. — Voll Entzücken rannten sie hurtig nach ihrer Hütte, holten Feuer und Holz, machten auf zwei Hügeln ein hell-loderndes Feuer an, daß Flamme und Rauch gen Himmel stiegen. Einer von ihnen holte ein Rennthierfell, band es an eine lange Stange, und rannte damit an den Strand, um durch die Bewegung dieser ledernen Flage den Leuten auf dem Schiffe zu erkennen zu geben, daß hier Menschen wären, die um Erlösung flehten. Auf dem Schiffe wurde das Feuer und die Flagge bemerkt, und der Schiffer steuerte auf die Küste zu; er legte sich nicht fern vom Strande vor Anker, und jetzt stieß ein Boot mit Männern ab, um zu sehen, wer denn die Leute am Lande wären. So groß das Entzücken der armen Insulaner war, eben so groß war das Erstaunen der Schiffsleute, drei ganz in Leder und Pelzwerk gehüllte

menschliche Figuren vor sich zu sehen, die sie russisch anredeten.

Das Schiff, welches von Archangel kam, hatte nach Westspitzbergen auf den Wallfischfang segeln sollen. Zum großen Verdruß des Schiffers, allein zum Glück unserer Matrosen, wurde es durch widrige Winde nach Ostspitzbergen verschlagen. So gereicht oft eine kleine Widerwärtigkeit, die den einen trifft, einem oder mehreren andern zum Glück und Segen!

Man wurde bald eins, daß unsere drei Robinsone mit allen ihren Habseligkeiten an Bord genommen, und so nach Rußland gebracht werden sollten.

Der Schiffer verlangte dafür 80 Rubel; denn die Schätze, welche sie in der Zeit ihres Hierseyns sammelten, waren bedeutend, und nahmen viel Raum ein.

Sie bestanden in 2000 Pfunden Rennthierfett, mehr als 200 Rennthierhäuten, 10 Bärenfellen und einer großen Menge blauer und weißer Fuchsbälge. — Alle diese Sachen, welche in Rußland über 2000 Rubel werth waren, wurden nun an Bord gebracht; der Schiffer lichtete die Anker, und unsere Matrosen nahmen mit Freuden Abschied von dem Lande, wo sie sechs Jahre und drei Monate lang ein armseliges und hoffnungsloses Leben geführt hatten. Nach einer Fahrt von fünf Wochen kamen sie endlich glücklich in Archangel an. Bei ihrer Landung ereignete sich noch ein Auftritt, der leicht sehr traurig hätte werden können. Die Frau des Steuermanns Alexey Himkof, die ihn schon längst als todt beweint hatte, befand sich zufällig auf der Brücke in Archangel, als das Schiff sich neben derselben vor Anker legte. Sie erblickte ihren Mann auf dem Verdecke,

that einen lauten Schrei, und sprang von der Brücke hinab, um ihm sogleich in die Arme zu fliegen. Aber sie sprang zu kurz, fiel in's Wasser, und nur mit genauer Noth wurde sie wieder herausgezogen, bevor sie ertrunken war.

Unsere Helden traten jetzt an's Land in ihrer spitzbergischen Uniform. Sie wurden überall mit Erstaunen und Frohlocken empfangen. Männer von Einsicht ließen bald den einen, bald den andern von ihnen zu sich kommen, fragten ihnen jeden einzelnen Umstand ihrer abentheuerlichen Geschichte ab, ließen sich die mitgebrachten Sachen zeigen, und überzeugten sich dadurch vollkommen von der Wahrheit dessen, was hier von ihnen erzählt worden ist. —

---

54. Die kleine Ährenleserin.

Personen:

Herr von Mildenau, ein sehr begüterter Landedelmann.
Franz, dessen Sohn.
Henriette, dessen Tochter.
Frau von Birkenfeld, unter dem Namen Kornthal.
Emilie, ihre Tochter.
Krums, ein Flurschütze.

(Die Schaubühne ist auf einem abgeernteten Kornfelde, wo noch Haufen und Garben stehen. Man sieht auf der einen Seite das herrschaftliche Schloß, auf der andern Bauernhütten, und überhaupt, was zur Verschönerung einer ländlichen Gegend dient.)

I.

Emilie (kommt mit einem Tragkörbchen auf dem Rücken; sie setzt es nicht weit von einer Garbe nieder).

Ein guter Anfang! Was wird meine liebe Mutter nicht für eine Freude haben! (sie setzt den Korb nieder und sieht vergnügt hinein). Wirklich, der gute alte Mann dort hat mir meinen ganzen Korb vollgestopft. Ich hätte den ganzen Tag umherlaufen, und nicht so viel zusammen bringen können. — Sie geht mit dem Körbchen, und hebt hin und wieder eine Ähre auf). Nun, Gott vergelte es ihm! Ich darf noch ein paar Hände voll zusammen bringen, so geht nichs mehr in den Korb. Doch was kommt dort für ein Mann hastig auf mich zugelaufen? — er wird mir doch nichts thun wollen? aber ich habe ja nichts gethan. —

II.

Emilie. Krums.

Krums (faßt sie bei'm Arm). Ha! kleine Spitzbübinn, erwische ich Dich? — So geht's, wenn man solch Diebesgesindel im Dorfe aufnimmt.

Emilie. Was wollt Ihr denn? Ich bin keine Spitzbübinn, ich bin ein ehrliches Mädchen.

Krums. Ein ehrliches Mädchen? Du? — (er reißt ihr den Korb aus der Hand). Was ist das hier, Du ehrliches Mädchen?

Emilie. Ähren, wie ihr sehet.

Krums. Und die Ähren sind — vermuthlich in Deinem Korbe gewachsen?

Emilie. Ei ja doch! wenn sie in meinem Korbe wüchsen, so brauchte ich sie nicht so ängstlich auf dem Felde zu suchen.

Krums. Also gestohlen?

Emilie. O, beschämt mich nicht so sehr! Eher wollt' ich mit meiner Mutter verhungern.

Krums. Nun, von selbst sind sie doch nicht hinein spazieret?

Emilie. Ich ging dort auf jenes Feld, um Ähren zu lesen. Da war ein alter guter Vater, der sah mich. „Ach!" sagte er, „armes Kind! es wird Dir sauer! ich will es Dir erleichtern;" und hier zog er die ganzen Hände voll aus den Garben, die auf seinem Felde standen, und warf es in mein Körbchen. „Was man den Armen gibt," fuhr er fort, „gibt Gott zehnfach wieder."

Krums. Du unverschämtes Lügenmaul! Schweig', oder ich schlage Dich noch dazu. Auf jenem Felde hat Dir der alte Mann den Korb voll Ähren gegeben? Ja, hier, aus unsern Garben hast Du sie gezogen, nicht wahr?

Emilie. Ich habe keine Garbe hier angerührt; Gott bewahre mich! die paar Ähren hier in meiner Hand las ich von der Erde auf, weil ich dies für erlaubt hielt; wenn aber auch euch diese dauern, will ich sie gern wieder zurückgeben.

Krums. Ha, über das ehrliche Mädchen! Nein, nein! wo die andern bleiben, müssen auch die bleiben. Und wo der Korb bleibt, sollst auch Du bleiben. Fort mit Dir! fort! in's Hundeloch!

Emilie (wird immer ängstlicher). Wie? was sagt Ihr, guter Mann?

Krums. Ja, guter Mann! ist das auch ehrlich gemeint? Ich wäre doch wohl ein besserer Mann, wenn ich Dich laufen ließe. In's Hundeloch, sage ich. Komm! komm! fort mit Dir!

Emilie. Ach, ich bitt' Euch um Gotteswillen! ich habe ganz gewiß nichts von diesem Felde, als die paar Halme genommen. Meine arme Mutter wäre des Todes, wenn ich nicht des Nachts nach Hause käme, oder wenn sie hörete, daß man mich in's Gefängniß gebracht hätte.

Krums. Es wird an Deiner Mutter so viel seyn, als an Dir; desto besser, wenn sie des Todes ist, so werden wir sie im Dorfe los.

Emilie (fängt an zu weinen). O, wenn Ihr wüßtet, was sie für eine gute Mutter ist! wie arm wir beide sind, Ihr hättet Mitleid.

Krums. Ei, ich bin hier nicht des Mitleid's wegen, sondern geschworner Flurschütze; und wen ich in meines Herrn Gehege antreffe, der wird gepfändet — und muß ein paar Tage einkriechen.

Emilie. Auch wenn er nichts gethan hat, und so unschuldig ist, als ich?

Krums. Und einen ganzen Korb voll Ähren gemauset hat, und eine Diebinn und Lügnerinn ist, wie Du, ehrliches Mädchen? — Also fort mit Dir;

Emilie (fällt nahe an einer Garbe auf die Kniee). Ach, lieber Mann! Erbarmt Euch meiner! ich bitte!

Krums. Nichts! nichts! (Er faßt sie bei der Hand).

Emilie. Diesen Augenblick habe ich erst das Feld betreten! O zu welch' einer unglücklichen Stunde!

Krums. Zu einer glücklichen Stunde, willst Du sagen, daß ich gekommen bin.

Emilie. Da nehmt meinen Korb; mein bischen Armuth wird Euch nicht zu Gute kommen! Nur laßt mich! — Auch nicht meinetwegen; nein, um mei-

ner armen Mutter willen; ich bin ihr einziger Trost, ihre Stütze.

Krums. Nun, Deinetwegen, weil Du es so beweglich machen kannst! aber nicht Deiner Mutter wegen, denn wenn etwas an ihr wäre, so würde sie nicht hierher in unser Dorf gekommen seyn, und betteln. Lauf' hin! aber den Korb bekommst Du nicht wieder, der gehört in's Gericht. Auf den Freitag ist Gerichtstag; da mag der Gerichtshalter Dir deine Strafe dictiren. — (Er nimmt das Körbchen auf den Rücken; sie weint laut und knieet immer noch). Nun, muchse mir noch, so sollst Du sehen, wie Dir's gehen soll! (er geht brummend fort). Ja, wenn man nicht so auf der Hut wäre, sie trügen noch das Feld zuletzt selbst weg.

III.

Emilie (allein, sie legt ihren Kopf auf die Garbe, weint im Stillen, endlich steht sie auf, und sieht sich um.)

Ach, er ist fort, der böse Mann! Ich armes Kind! wie hat er mir meine Freude so verdorben; Alles ist fort! sogar mein hübsches Körbchen — und — wer weiß, wie es mir und meiner armen Mutter noch geht! — O, wie glücklich sind dort die Tauben auf jenem Felde! Ihnen ist wenigstens vergönnet, ein paar Körner zu ihrem Mahle einzusammeln, mir aber — doch, wer weiß, ob nicht ein grausamer Mensch, wie der Mann, es ihnen mißgönnt, und hinter einer Garbe mit der Flinte auf sie lauert — ich möchte wohl gehen und sie verscheuchen — vielleicht bestraft man mich schon, daß ich mit dem Kopfe auf dieser Garbe ruhe — aber, wer kommt dort? —

IV.

Franz. Henriette. Emilie, (die sich noch immer die Thränen abwischt).

Franz. Ach! bist Du das Mädchen, das, wie uns hier der Flurschütze sagte, auf unserm Felde Ähren gemauset hat? (Emilie kann vor Schluchzen nicht antworten).

Henriette (die sie sehr aufmerksam ansieht, führt Franz ein wenig auf die Seite). Das ist ein allerliebstes Mädchen, Franz! kränke sie nicht noch mehr durch eine solche Frage. Die paar Ähren, die sie hat nehmen können, sind nicht der Mühe werth. (Sie geht zu ihr.) Armes Kind, was fehlt Dir?

Emilie. Ach, die beschämende Frage, die Ihr Bruder that, sagt mir schon, daß Sie die falsche Beschuldigung wissen, die ich von dem bösen Manne erduldet habe.

Franz. Falsch, sagst Du, liebes Mädchen?

Emilie. Ja, ich gehe, dort auf jenem Felde Ähren zu lesen. Ein alter, ehrlicher Bauer hatte mich gesehen; zieht eine Hand voll Halme nach der andern aus seinen Garben, und thut sie in mein Tragkörbchen; ich komme, hier noch einige Ähren, die ich umher liegen sehe, aufzusammeln; der böse Mann überfällt mich an dieser Garbe, beschuldigt mich des Diebstahl's, nimmt mir mein Körbchen, und hätte mich selbst mitgenommen und eingesteckt, wenn ich ihn nicht durch Bitten und Thränen bewegt hätte, mich meiner armen Mutter wegen los zu lassen.

Henriette. O, er hätte dich nur mitnehmen sollen; wir haben einen guten Vater, der den

Armen nichts zu Leide thun läßt. Er hätte Dich eben so gut wieder los geben sollen.

Franz. Ja, eben so gut, als er Dir dein Körbchen wieder geben soll.

Emilie. O! ist das wahr, guter Knabe?

Henriette. Ja, gewiß! Franz und ich wollen den Vater bitten; das brauchen wir nicht einmal. Er sieht es so gern, wenn wir uns des Armen annehmen, daß wir so etwas thun können, ohne ihm einmal ein Wort davon zu sagen.

Emilie. O wie glücklich sind Sie, liebes Fräulein, daß Sie nicht nur keiner Hülfe bedürfen, sondern sie sogar leisten können!

Franz. Und Du, gutes Kind, bist Du denn so arm?

Emilie. Würde ich sonst hier mein Brod so kümmerlich auflesen?

Henriette. Also liesest du die Ähren statt des Brodes auf, und hast nicht einmal Brod?

Emilie. Zu was sonst, liebes Fräulein? hätte ich und meine Mutter das genug —

Henriette. Ich glaubte, Du hättest sie bloß aufgelesen, um sie über dem Feuer zu sengen, und dann sie auszuschlagen, um sie zu essen; das haben Franz und ich oft zum Spaß gethan.

Franz. Nein, nein! ich merke es wohl; sie dreschen Dir's aus, und geben es dann dem Müller, damit es Mehl wird, Brod davon zu backen. Aber, gutes Mädchen, davon wirst Du doch nicht viel Brod bekommen, und das kann auch nicht lange währen.

Emilie. Wenn es auch nur auf einen oder zwei Tage ist, so haben meine Mutter und ich doch ein paar Tage länger zu leben.

Franz. Damit Du noch einen Tag länger zu leben hast, will ich Dir hier ein Viergroschenstück geben; das habe ich gerade bei mir.

Emilie. Dank, lieber Junker! So viel Geld — nein! das darf ich nicht nehmen.

Henriette. So viel Geld? — Nimm, nimm! Ich habe meinen Beutel nur nicht bei mir, sonst gäbe ich Dir auch etwas, aber ein andermal.

Emilie. Sie sind sehr gütig.

Franz (reicht es ihr noch einmal). Nimm, gutes Mädchen!

Emilie (drückt ihm die Hand). Ich kann Ihnen meinen Dank nicht genug ausdrücken, meine Mutter soll es thun.

Franz. Still! ich denke, mein Vater soll deinen Dank noch mehr verdienen. Jetzt will ich nur geschwind zu unserm Flurschützen laufen; er soll mir das Körbchen geben, oder —

Emilie. Ach, geben Sie sich ja keine Mühe! Ihr Versprechen, daß ich es wieder haben soll, ist mir schon genug.

Henriette. Sage mir doch, mein Kind, wo wohnest Du?

Emilie. Hier im Dorf.

Franz. Aber wir haben Dich ja sonst nicht gesehen, und sind doch alle Sommer mit unserm Vater gegen die Ernte hier?

Emilie. Meine Mutter ist nur erst seit acht Tagen hier. Sonst wohnten wir etliche Meilen von hier in einer kleinen Stadt. Wir konnten uns aber da nicht mehr ernähren. Nun wohnt eine alte Frau hier, die eine gute Freundinn von meiner Mutter ist —

Henriette. Wie heißt sie denn?

Emilie. Ich weiß sie nicht anders zu nennen, als Regine.

Franz. Die alte Regine? Ihr Mann ist ein Schuhflicker gewesen, und sie hilft zuweilen in unserm Garten jäten. Ja, ja, die kennen wir auch; es ist eine gute Frau.

Henriette. Willst Du mich wohl mit zu deiner Mutter nehmen?

Emilie. Nein, das würde zu viel Ehre für sie seyn. Ein vornehmes Fräulein!

Henriette. Fi! unser lieber Vater kann es nicht leiden, daß wir uns vornehmer dünken, als and're Leute. Wenn Du sonst keine Ursachen hast —

Emilie. Nein, im Gegentheil — Sie könnten meine arme Mutter desto eher trösten helfen über den Verlust meines Körbchens. Auch hat mir noch der böse Mann gedroht —

Franz. Laß ihn nur drohen. Wenn meine Schwester mit Dir zu deiner Mutter geht, so will ich indeß nach Deinem Körbchen laufen, und — kommst Du wieder hieher?

Emilie. Wenn Sie es erlauben.

Franz. So will ich mit dem Körbchen eher wieder da seyn, als Du zurückkommst —

Henriette. Thue das, lieber Bruder!

Franz. Ja, das will ich.

Emilie. Vielleicht bringe ich meine Mutter mit, daß sie Ihnen dafür dankt.

Henriette. Nun so komm! (Sie gehen hin).

V.

Franz (allein.)

Wie glücklich sind wir, meine Schwester und ich, daß wir nicht auch, wie dieses gute Kind, Ähren lesen müssen! Und — wirklich — das liebe Mädchen konnte so artig reden, als wenn sie etwas Rechtes wäre; sie ist so zart, und sieht gar nicht so schmutzig, wie uns're andern Bauernkinder aus. — Aber ich will den Vater doch bitten — Sieh, da kommt er, mit Krums; und der hat auch das Körbchen.

VI.

Franz. Herr v. Mildenau. Krums.

Franz, (der auf seinen Vater zuläuft). O, das ist schön, lieber Vater, daß ich Dich treffe — (zu Krums). Her mit dem Korbe!

Krums. Nun, nun, Junker, reiß Er mich nur nicht um!

H. v. M. Was hast Du mit dem Körbchen zu thun, Franz?

Franz. Ja, es gehört einem armen Mädchen, der es der böse Krums mit ihren bischen gesammelten Ähren genommen hat; — Du solltest sie nur kennen!

Krums. Hoho! ist man denn böse, weil man thut, was man soll, und Dieb'sgesindel nicht hegt? — Wofür wird man bezahlt — he?

H. v. M. Dafür, Krums, wie ich Euch schon oft gesagt habe, daß ihr nicht schlechtes Gesindel und Bettelvolk in meiner Flur umherstreichen laßt, das meinen Unterthanen zur Last fällt, daß Ihr Achtung geben sollt, wo Wege, Brücken, Dämme und derglei-

chen schadhaft sind; kurz, daß Ihr, was zur Erhaltung und zum Wohlstande meiner Güter dient, wahrnehmt; aber nicht, daß Ihr jeden Armen pfändet und einsteckt, am allerwenigsten eine arme, nothdürftige Person, die von einem Krumen meines Überflusses, von einer entfallenen Ähre aus einer reichen Ernte sich zu ernähren sucht. Wir versagen den Vögeln unter'm Himmel nicht ein Körnchen —

Krums. Na! für's erste mögen die Armen lesen, so viel als sie wollen, wann die Ernte vom Felde ist; aber so lange die Garben stehen —

Franz. Oder lieber gar, wenn's umgeackert ist, oder Schnee darauf liegt. — Ihr werdet viel übrig lassen, wenn die Ernte vom Felde weg ist.

Krums. Davon versteht Er nichts, Junker! — Für's zweite: wer steht uns denn dafür, daß das nicht Erzdieb'sgesindel ist?

Franz. Dieb'sgesindel? O mein Gott! Dieb'sgesindel? Das liebe Mädchen hat's ja gesagt, daß sie nicht eine Ähre genommen, sondern daß ihr ein alter ehrlicher Mann den Korb gefüllt hat.

Krums. Sie hat's gesagt! gesagt! als wenn alles, was die Leute sagen, wahr wäre? Ich habe sie an einer Garbe angetroffen —

H. v. M. Da sie Ähren herausgezogen?

Krums. Nein, das nicht. Aber weiß ich denn, was vorher geschehen? Also ist das eine Lüge, daß es ihr ein alter Mann soll gegeben haben. — Ja, unsere Bauern, das sind gar spendable Herren!

Franz. Und ich behaupte, daß er es ihr gegeben hat; denn sie hat's gesagt, und ein so gutes Mädchen lügt nicht.

Krums. Hat Er niemals gelogen, Junker? Und wir halten Ihn doch für einen sehr feinen jungen Herrn.

Franz. Vater, höre doch, was mir der häßliche Krums Schuld gibt! — (zu Krums). Nein! wenn ich lüge, so wäre ich ein böses Kind; das thue ich nicht, und das gute Mädchen auch nicht; Ihr aber seyd ein —

H. v. M. Halt! Deine Schutzrede gefällt mir zwar Franz; man muß von allen Menschen glauben, daß sie gut sind, bis man von dem Gegentheil überzeugt ist; aber man muß nicht unwillig werden, wenn and're and'rer Meinung sind, sondern sie mit Gelassenheit zu überzeugen suchen.

Krums. Ja, da kann einem der Glaube schön in die Hand kommen, gnädiger Herr! Nein, nein! besser ist's, man hält alle Leute für böse, bis sie uns überzeugen, daß sie gut sind; da fährt man am sichersten. Wenn mir ein Ochse begegnet, so denke ich immer, er kann stößig seyn, und ich gehe ihm aus dem Wege; es kann seyn, daß er es nicht ist, aber was schadet's mir denn, daß ich aus dem Wege gegangen bin? das Sicherste war es doch immer.

H. v. M. Wenn nun alle Menschen so dächten, Krums, wo wollten wir hin? Wie würde es mir, wie Euch gehen? — Wie, wenn ich gegen Euch so gedacht hätte, als Euch der Straßenbereiter als einen Landläufer, der weder Paß, noch Zeugniß hatte, an mein Gericht auslieferte? Würde ich einen neuen Dienst bei mir errichtet haben, um ei-

nem alten, abgedankten Soldaten sein Brod zu verschaffen?

Krums. Ja, das ist wahr; aber ich bin auch ein ehrlicher Kerl, das muß auch wahr seyn.

H. v. M. Das seyd Ihr, ich halte Euch dafür; aber ich mußte Euch doch bloß auf Euer Gesicht und Wort glauben. —

Franz. Und, lieber Vater, wenn's auf das Gesicht und Wort ankommt, so würdest Du dem guten Mädchen weit eher glauben, als Krums.

H. v. M. Still, Franz! — kennt Ihr das Mädchen, Krums?

Krums. Ich kenne sie, und kenne sie auch nicht. Das weiß ich, daß sie seit zehn, zwölf oder vierzehn Tagen hergezogen ist; ob sie aber aus den Wolken gefallen, oder wo sie her ist, das mag unser Gerichtsverwalter wissen. Soll ich's sagen, so ist's ein dummes Stück von ihm, daß er solch' Gesindel im Dorfe aufnimmt, damit darnach die Gemeinde etwas zu ernähren hat.

Franz. Ich will sie ernähren, ich!

Krums. Haben Sie was, Junker, das Ihnen gehört?

Franz. Hab' ich's nicht, so hat's mein Vater.

Krums. Nun, das dacht' ich auch. — Sie hat eine Mutter mitgebracht, oder die Mutter hat sie vielmehr mitgebracht, und wohnt bei der alten Regine in dem letzten Hause an der Naumburger Straße. Die Gemeinde hat genug darüber gemurrt, aber, — wer gut schmiert, fährt gut. — Ich denke, der Gerichtsverwalter —

Franz. Wart', das werd' ich dem Gerichtsverwalter sagen!

H. v. M. Still, mein Sohn! — Ich sehe schon, daß Ihr nicht zu bessern seyd, Krums, und Eurer alten Lehre getreu bleibt. Wißt aber, daß man von dem, der von allen andern Böses denket, gerade dasselbe denken muß. Ich glaube nun beinahe mit Gewißheit von Euch, daß, wenn das arme Mädchen Euch für den gepfändeten Korb ein paar Groschen und eine Rolle Taback in die Hand gedrückt hätte, Ihr beide Augen zugemacht, und Korb, Korb, und Mädchen Mädchen hättet seyn lassen.

Krums. Wie? was? das glauben Sie? Ja, so wollte ich, daß alle —

H. v. M. Was wollt Ihr sagen? — Nicht anders! Ja, das glaube ich; Ihr haltet jedermann für böse, so lange Ihr nicht überzeugt seyd, daß er gut ist. Das Mädchen, glaubt Ihr, habe die Ähren in ihrem Körbchen gemaus't, weil sie an einer Garbe auf meinem Felde gestanden; der Verwalter habe sich durch Geld bestechen lassen, weil er eine arme Frau im Dorfe aufgenommen, und ich, daß Ihr das Mädchen nicht würdet gepfändet haben, wenn sie Euch eine Rolle Taback gegeben. Ich denke das von Euch, was Ihr von andern denket; und wenn Ihr es Euch erlaubt, so werdet Ihr mir's doch auch nicht für übel halten.

Krums. Hol' mich der Kukuk, wenn ich mich nicht auf's Maul schlage, und kein Wort mehr sage, wenn auch die Bettelleute Feld und Wald und Wiese auf dem Buckel wegtragen — Na, her, Junker! soll ich das Körbchen in das Gericht bringen?

Franz. Durchaus nicht! (bittend) Lieber Vater!

H. v. M. Nein; Ihr sollt es der armen Frau oder dem armen Mädchen wiederbringen, und Euch entschuldigen —

Krums. Mich entschuldigen? Was denken Sie? Gegen Bettelleute mich entschuldigen — warum?

Franz. Warum? daß Ihr das arme Kind gekränket, ihr Unrecht gethan habt —

Krums. Kreuz Bomben und Granaten! Junker! sind Sie der Bettelleute Advocat? Den Korb hintragen? — entschuldigen? Wenn der Korb nicht laufen gelernt hat, so kommt er nimmermehr hin. Da ich noch ein junger, rascher Kerl war, und einen Schnurrbart trug, entschuldigte ich mich mit dem Pallasch! aber jetzt —

H. v. M. Ich sehe wohl, Krums, Euch gesittet zu machen, ist vergebens. Aber wenn ich Euch Unrecht gethan hätte, so würde ich kein Bedenken tragen, es Euch herzlich abzubitten.

Krums. Ja, darum sind sie auch gescheidter, als ich.

H. v. M. Und um Euch zu zeigen, daß ich mich nicht schäme, so will ich hingehen, den Korb selbst hintragen, und mich bei dem guten Mädchen in Eurem Namen entschuldigen.

Krums. Junker, geben Sie den Korb her!

Franz. Nein, nein, lieber Vater! Sie kommt wieder her. Meine Schwester ist mit zu ihrer Mutter gegangen, um sie über den Verlust ihres Körbchens zu beruhigen.

H. v. M. Desto besser!

Krums. Ja wohl, desto besser! Also bin ich hier doch nichts mehr nütze? — (geht murrend fort). Ich sehe wohl, wir werden noch unser schönes Dorf zu einer Bettelherberge machen, daß wir endlich selbst mitbetteln. (geht ab.)

VII.

Herr von Mildenau. Franz.

Franz. Höre, Vater, was er sagte!

Herr von Mildenau. Ich höre es wohl, und vergebe seinem Eifer gern.

Franz. Aber wie kannst du den bösen Mann leiden?

H. v. M. Er ist nicht böse, mein Kind! Es ist wahrer, obgleich übel angebrachter Eifer für unsern Vortheil. Er ist mir äußerst treu, und beobachtet seine Pflichten auf's Strengste. —

Franz. Aber wenn er ungerecht ist?

H. v. M. Du hörst wohl, daß er nicht ungerecht zu seyn glaubt. Der Fehler liegt bloß bei ihm daran, daß er das, was ihm vorgeschrieben ist, buchstäblich befolgt, und nicht genug Verstand hat, einen Unterschied zwischen Menschen und Dingen zu machen.

Franz. Das ist aber auch sehr albern.

H. v. M. Nicht zu geschwind geurtheilt! Es gibt viele Menschen, die eben so wenig den Sinn und den Buchstaben zu unterscheiden wissen.

Franz. Wie meinst Du das?

H. v. M. Höre, ihm ist aufgetragen, Bettelgesindel auf meinem Gute anzuhalten, und vor Gericht

zu bringen; solche Menschen, die sich bloß vom Betteln und Stehlen ernähren.

Franz. Ja, ja, nun versteh' ich es. Nun sieht er alle, die sich von Wohlthaten and'rer ernähren müssen, für solch Gesindel an, und fragt nicht, ob sie Alter, Schwachheit oder Bedürfniß dazu zwingt.

H. v. M. Ganz recht, mein Kind! Die Umstände verändern die Sache sehr. — In dem Streit, den Du mit Krums hattest, warst Du aber eben so übereilt; denn woher weiß Du, daß es keine schlechte Menschen sind? und daß das Mädchen nicht die Unwahrheit gesagt, und die Ähren doch aus meinen Garben entwandt hat?

Franz. Lieber Vater, das ist unmöglich.

H. v. M. Warum unmöglich? hast Du es untersucht? Weißt Du, wer sie ist? wer ihre Mutter ist? wo sie herkommen?

Franz. Du hättest sie nur sehen und hören sollen. Ihre Sprache, ihr Gesicht, ihre Thränen — und, braucht man mehr zu wissen, als daß Menschen so sind, daß sie eine Handvoll Ähren suchen, um sich Brod zu verschaffen? Soll ich einen Armen verhungern lassen, ehe ich weiß, daß er's verdient? Du hast mir ja oft gesagt —

H. v. M. Mein lieber Sohn, Mein Franz! denke so gegen die Armen, und Gott wird dich segnen, wie er mich gesegnet hat. Besser zu gelinde, als zu streng. Grausamkeit und Härte lassen sich nicht so leicht wieder gut machen; und wenn die Menschen es nicht verdienen, so ist's nicht uns're Schuld.

Franz. Aber lieber Vater! Es ist doch schlimm, wenn man solchen Leuten, wie Krums ist,

ein Amt vertraut, in welchem sie so ungerecht und hart seyn können!

H. v. M. Krums kann höchstens nur eine kleine Ungerechtigkeit begehen, die man leicht wieder gut machen kann; das ist bei solchen Menschen nicht anders. Jede Sache kommt vor den Gerichtsverwalter, und das ist ein edeldenkender Mensch; daß er die Mutter mit dem Kinde im Dorfe aufgenommen, und daß sie bei der alten Regine wohnen, gibt mir schon ein gutes Vourrtheil.

Franz. Aber wenn nun Krums das ehrliche Mädchen geschlagen hätte, wie er ihr gedroht hat?

H. v. M. Das hätte er gewiß nicht gethan; denn es ist ihm verboten, einen Menschen, und wenn er ihn bei der That ertappte, bei Verlust seines Amtes zu schlagen. Du weißt, er hält sich nach dem Buchstaben.

Franz Da kommt Henriette mit dem Mädchen, lieber Vater!

VIII.

Herr von Mildenau. Franz. Henriette. Emilie.

Franz (läuft Emilien mit dem Körbchen entgegen). Hier, du liebes Mädchen, hast Du dein Körbchen; ich hoffe nicht, daß ein Halm davongekommen ist. —

Emilie. Ach, mein Körbchen! — Wie danke ich Ihnen, bester Junker! (sie sieht seinen Vater.) Wer ist der Herr?

Henriette. Unser lieber Vater! (sie läuft ihm entgegen).

Franz (zu Emilie). Es ist ein guter Vater; Du brauchst dich nicht vor ihm zu fürchten, geh' mit

mir, zu ihm — er hat dem alten Krums, der Dir deinen Korb genommen, Bescheid gegeben.

Emilie (geht zu ihm, und küßt ihm ehrerbietig die Hand). Herr von Mildenau, vergeben Sie! —

H. v. M. (leise). Mein Sohn hat Recht! ein liebes, unschuldiges Gesicht, und so viel Anstand; das ist nicht die Sprache eines gemeinen Mädchens.

Emilie (zu den Kindern.) O, ich werde doch den Vater nicht böse gemacht haben? er redet in sich —

H. v. M., (der es hört). Nein, mein liebes Kind, Du scheinst mir ein gutes Mädchen zu seyn.

Henriette. Sie ist's gewiß, und hat eine gute Mutter.

H. v. M. Wer ist deine Mutter, liebes Kind? Wie kommt Ihr hierher, und wovon lebt Ihr?

Emilie. Wir leben jetzt, ach lieber Gott! ich weiß es selbst nicht, wovon; denn wir leben von wenig oder gar nichts. Wir spinnen, wir stricken, wir nähen um Lohn, und jetzt — jetzt hat die alte Regine meiner Mutter gerathen, sie sollte mich auf's Feld schicken, Ähren zu lesen, und — mein Anfang ist mir so übel bekommen!

Franz (leise zu ihr). Nicht so übel, als Du denkst. Meine Schwester und ich wollen den Vater bitten, daß er Dir Ähren genug gibt.

H. v. M. Aber wo seyd Ihr denn vorher gewesen?

Emilie. In einer kleinen Stadt, ein paar Meilen von hier; aber es war dort zu theuer, und die alte Regine bot meiner Mutter an, daß sie bei ihr umsonst wohnen sollte.

H. v. M. Die gute alte Regine! — Hast Du keinen Vater mehr? Und wer war er?

Franz. Ich wette, kein Bauer!

Henriette (zu Franz). Gewiß nicht! Ich kenne ihre Mutter.

Emilie (verlegen). Mein Vater? — Ich habe keinen mehr — habe ihn auch nie gesehen. — Nach meines Vaters Tode — der ein guter Mann soll gewesen seyn, kam ich erst auf die Welt. Wenn er noch lebte! —

H. v. M. Und Du weißt nicht, wer er war, und wie er hieß?

Emilie. Meine Mutter heißt Kornthal; doch, sie wird's Ihnen besser sagen, als ich.

H. v. M. Kann ich sie nicht sprechen?

Henriette. O ja, lieber Vater! Sie wird gleich selbst nachkommen, und wollte sich blos ein wenig ankleiden.

H. v. M. Wer hat Dich denn erzogen?

Emilie. Meine Mutter ganz allein. Sie hat mich Lesen und Schreiben gelehrt, und auch aus der Bibel von dem lieben Gott erzählt. Ein wenig Französisch kann ich auch.

H. v. M. Auch Französisch? Gewiß eine edle, verarmte Familie!

Henriette. Ach, dort kommt sie her!

Franz. Ist sie das?

(Emilie läuft ihrer Mutter entgegen).

H. v. M. Es soll mich doch wundern, wie sich das auflös't. Das Kind scheint mir ganz bekannt, und doch weiß ich's nicht recht.

IX.

Die Vorigen. Frau von Birkenfeld.

(Die Frau v. B. wird verlegen, da sie H. v. M. sieht, und scheut sich, näher zu kommen.)

Emilie. Komm, liebe Mutter, Du brauchst Dich nicht zu fürchten! Das ist der Vater von den beiden lieben Kindern, die so gut gegen mich waren.

Henriette (zieht Fr. v. B. fast zu ihrem Vater). O, unser Vater weiß alles.

Fr. v. B. Herr von Mildenau! Ich hoffe nicht, daß Sie meine arme Emilie in dem Verdacht, als ob sie Ähren —

H. v. M. Still, meine gute Frau! Man braucht Sie und Ihre gute Tochter nur zu sehen, und man kann nur Gutes von Ihnen denken.

Franz (zu Emilien). Emilie heißt sie. Nicht wahr, Vater, man sieht es, daß sie des Ährenlesens nicht gewohnt sind?

H. v. M. Was sagen Sie dazu?

Fr. v. B. Ja, die Noth hat uns gelehrt, alles zu ergreifen.

H. v. M. Aber darf ich fragen, wer Sie sind, und woher Sie kommen?

Henriette. Vater, sie heißen ja Kornthal!

Fr. v. B. Ich glaube nicht, H. v. M., daß ich Ihnen meinen wahren Namen zu verbergen brauche; es ist gewiß besser, ihn frei zu gestehen, um mich wegen des Zustandes zu rechtfertigen, zu dem Sie mich herabgesetzt sehen. Indessen wünschte ich, Sie allein zu sprechen.

Henriette. O, ich sage gewiß nichts, wer Sie auch sind; Emilie soll meine kleine Freundinn bleiben.

Franz. Und ich will mir die Ohren zuhalten.

H. v. M. Und ich würde Sie gar nicht um Ihren wahren Namen fragen, wenn ich Ihnen nicht auf alle Art und Weise zu helfen dächte.

F. v. B. Ich war in meiner Jugend Gesellschaftsfräulein bei einer reichen adeligen Dame in Thüringen. Im letzten Krieg ward ich mit einem würdigen preußischen Rittmeister, von Birkenfeld, bekannt.

H. v. M. (ganz freudig). Von Birkenfeld! Von Birkenfeld?

Fr. v. B. Er gewann mich lieb, und versprach mir, sobald der Krieg zu Ende wäre, mich auf sein Gut in Preußen abzuholen.

H. v. M. Ja, er ist's! er ist's! seiner Tochter Gesicht verräth mir's.

Fr. v. B. Gleich nach dem Frieden kam er wieder, und wir heiratheten uns, und lebten in Liebe und Frieden; aber ach, ein plötzlicher Blutsturz raubte ihm das Leben — (sie weint!) —

Henriette (zu Emilie). Armes Kind! So wurdest Du sobald zur Waise?

Emilie. Noch ehe ich geboren wurde.

Fr. v. B. So verließ mein Mann diese Welt, und meine Tochter wurde nach seinem Tode geboren. Seine Brüder — unempfindliche Menschen — nahmen unser Landgut weg, und ich mußte mir gefallen lassen, anzunehmen, was sie mir gaben.

H. v. M. Ich kann leicht denken, wie wenig das war!

Fr. v. B. Noch einige Jahre lebte ich dort, da mir die Hoffnung zu einem Wittwengehalt gemacht wurde. Allein, als ich diese unerfüllt sah, und mir kaum so viel übrig blieb, die Reisekosten in mein Vaterland zu bestreiten: so machte ich mich auf den Weg, in Hoffnung, meine alte Wohlthäterinn in Thüringen aufzusuchen. Aber auch sie war todt, und ich mußte die wenigen Kleider und Juwelen, die ich noch hatte, verkaufen, alles hervorsuchen, um mich nur nothdürftig zu erhalten. Einmal auf dem Jahrmarkte traf ich eine alte Bekannte hier aus dem Dorfe —

Henriette. Die alte Regine, lieber Vater —

H. v. M. Ich weiß es.

Fr. v. B. Sie diente als Köchin bei der Edelfrau in Thüringen. Damals pflegte ich sie in einer schweren Krankheit; daran sich dankbar erinnernd, bat sie mich, bei ihr zu wohnen, weil ich im Dorfe wenig gebrauchte, und ganz im Verborgenen leben könnte. Die ehrliche Frau versprach mir, da sie sonst niemanden in dieser Welt habe, der ihr angehöre, mir ihre kleine Habe und ihre Hütte zu vermachen, und —

H. v. M. Genug! ich weiß alles; diese rechtschaffene, gute Frau soll mich an Dankbarkeit nicht übertreffen. Ich freue mich unaussprechlich, daß ich den Augenblick gefunden habe, wo ich meine große Schuld gegen Ihren lieben, seligen Mann abtragen kann.

Fr. v. B. Wie? Sie haben ihn gekannt?

Franz. Den Vater dieser guten Emilie?

Henriette. O meine Emilie! ich sehe, wir werden Dich immer hier behalten! — Du weinst? —

Emilie. Vor Freuden!

H. v. M. Ja noch mehr; ich danke ihm das Leben, und er gab mir einen Beweis seiner Freundschaft, den ihm nur Gott in jenem Leben vergelten könnte, wenn ich nicht jetzt Gelegenheit hätte, es an seinen Geliebten zu thun. Ich bin mit ihm im Kriege gewesen; in der Schlacht bei Langensalza wäre ich geblieben, ein Reiter hatte schon seinen Arm mit dem Schwert auf mich gezückt, der brave Rittmeister von Birkenfeld hielt ihn zurück; aber ich wurde nun gefangen, und er gab mir, so lange wir beisammen waren, Beweise der innigsten Freundschaft.

Fr. v. B. O, daran erkenne ich ihn; er war eben so tapfer, als gut und milde.

H. v. M. Ich war geplündert, und hatte nicht einen Kreuzer, als wir in die Gefangenschaft nach Magdeburg abgeführt wurden. Er gab mir seinen Beutel mit 12 Dukaten, wodurch ich mir viel Erleichterung verschaffte. Nach der Zeit habe ich oft einige Nachrichten von ihm zu erfahren gesucht; aber alles war umsonst, bis ich vor einigen Jahren durch einen Offizier aus Königsberg, der auf Werbung ging, die Versicherung erhielt, daß er todt sey.

Fr. v. B. O, mein Gott! was für wunderbare, aber gute Wege führst Du mich!

Franz. Liebe Emilie, dein braver Vater hat unserm guten Vater das Leben erhalten!

Henriette. Wir können Dich nie lieb genug dafür haben.

H. v. M. Ja, Frau von Birkenfeld, kommen Sie mit Ihrer lieben Tochter zu mir! Meine lieben Kinder haben frühzeitig ihre gute Mutter verloren;

ich selbst brauche weibliche Aufsicht in meinem Schlosse. Es soll Ihnen an nichts fehlen, und ich werde auf alle mögliche Fälle sorgen, daß sie sich lebenslang einer gewissen Versorgung zu erfreuen haben. Und Du, liebe Emilie, sollst mein drittes Kind seyn!

Emilie. Ach, Mutter, meine liebe Mutter! Ich laufe zur Regine, erzähle ihr alles; sie muß sich mit uns freuen, die gute Alte.

H. v. M. Hole sie her, meine liebe Emilie! Franz und Du, Henriette, laufet mit; saget ihr, sie möchte diesen Abend bei uns essen, und lebenslang wollte ich für sie sorgen, daß es ihr an nichts fehle.

(Die Kinder laufen hin; H. v. M. und Fr. v. B. gehen ihnen nach). —

55. Stoff zum Nachdenken.

I. Gott, Welt, Erde, Menschen.

Gott, der von Ewigkeit war, schuf einst aus Nichts die ganze Welt.

Ein Theil der Welt, oder vielmehr ein ganz kleiner Theil der ganzen Welt, ist die Erde, auf der wir wohnen; ein runder, größtentheils mit Wasser überdeckter Klumpe von Mineralien, das ist, von Erde, Sand, Steinen und Metallen; ungeheuer groß an sich, aber eine wahre Kleinigkeit gegen die ganze Welt.

Diese Erde nennt man auch die Erdkugel, den Erdboden; auch wohl gar die Welt selbst.

Diese unsere Erde war vordem nicht, wie nun.

Jetzt wechseln auf ihr Tag und Nacht ab, durch das Sonnenlicht, von dem sie beschienen wird; aber einst war es lauter Nacht auf ihr in einem fort.

Jetzt besteht sie theils aus Meer, theils aus trocknem Lande, welches in fünf Erdtheile, genannt Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien, getheilt wird. Ehedem war sie lauter Meer, weit und breit; jetzt ragt etwa ein Viertel trocknes Land aus dem All-Ocean hervor.

Damals, als die Erde lauter Nacht und Meer um sich her hatte, gab es freilich noch keine

Menschen darauf. Aber Gott wollte, daß Menschen künftig auf ihr wohnen und glücklich leben sollten. Nothwendig also mußte es vorher hell und trocken werden; und Pflanzen und Thiere mußten auf ihr zur Nahrung für Menschen und Thiere entstehen.

Dies geschah nun nach und nach in 6 Tagen.

Am ersten Tage ward es etwas hell, obgleich noch keine Sonne schien.

Am zweiten Tage entstand die Luft, die Atmosphäre oder der Himmel. Nun zog sich ein Theil des vielen Wassers in die Höhe, und sammelte sich in Wolken, um zu seiner Zeit in Regen, Wolkenbrüchen, Wasserhosen, Schlossen, oder Schnee wieder niederzufallen.

Am dritten Tage erst kam trocknes Land zum Vorschein. Was lange Meeresabgrund gewesen war, ragte nun über das Wasser heraus. Nun erst konnten Gras, Kräuter, Blumen, Bäume und alle andern Gewächse herauskeimen.

Am vierten Tage wurden andere Weltkörper, als Sonne, Mond und viele Sterne der Erde sichtbar.

Am fünften Tage kamen Fische und Seethiere in die Gewässer, und Vögel in die Luft, und

am sechsten Tage kamen kriechende und vierfüßige Thiere auf die Erde.

Fertig stand nun die Erde da, daß Menschen auf ihr wohnen und behaglich leben konnten; denn sie war hell, trocken, voller Gewächse, voller Thiere, voller Mineralien, mit Wasser und Luft aller Art. Aber Menschen gab es noch nicht.

Gott hätte eine Menge Menschen auf einmal in allen 5 Erdtheilen erschaffen können; aber aus sehr weisen Absichten wollte er nicht, sondern er schuf auch noch am sechsten Tage nur Einen Mann, Adam, aus Erde. Er blies der irdenen Statue Leben, Empfindung und Selbstständigkeit ein; nun ward sie ein Thier und hatte eine Seele. Er gab dem Thiere Vernunftfähigkeit; nun war das Thier ein Mensch, und konnte einen Geist bekommen.

Dann schuf er aus der Seite des schlafenden Adams auch nur Eine weibliche Person, Eva. — Von diesem ersten und einzigen Menschenpaar stammen alle die Millionen Menschen ab, die je auf der Erde gelebt haben, noch jetzt leben, und, will's Gott, noch künftig darauf leben werden. Daher sind alle Menschen Vettern und Basen zusammen: die Deutschen, die Mohren und die Amerikaner; die Franken, die Bayern und die Sachsen; die Taglöhner und die Bauern, die Bettler und die Reichen. Folglich sind alle Menschen nach ihrer Herkunft einander gleich.

Seitdem die Erde hell und trocken, bewohnbar und fruchtbar ist, und seitdem Adam auf dieselbe gekommen, mögen jetzt etwa 6000 Jahre seyn.

Aber seit der Zeit haben sich die Menschen nicht nur gewaltig vermehrt, sondern auch sehr verändert, und vermehren und verändern sich täglich noch.

Auch die Erde hat sich seit der Zeit zwar nicht vermehrt, aber doch sehr verändert, und verändert sich immer noch.

Laßt sehen, was das für Veränderungen sind, die mit Erde und Menschen in diesen 6000 Jahren vorgegangen sind, und künftig noch vorgehen können.

II. Veränderungen der Erde.

Vor Adam war die ganze Erde ein Meer, und wurde erst zum vierten Theil trocknes Land. Nach Adam wurde ein großer Theil von ihr wieder einmal, doch nur auf kurze Zeit, ein Meer, durch die Sündfluth. Das waren zwei Hauptveränderungen, welche die Erde betroffen haben. Solche erleben wir hoffentlich nicht mehr.

Aber außer diesen Hauptveränderungen sind von je her eine Menge anderer Veränderungen mit einzelnen Ländern oder Stücken von unserm Erdboden vorgegangen, und gehen noch immer vor, nämlich:

1.) aus Erdreich ist in manchen Gegenden wieder Wasser geworden.

Sehet hier in Palästina das todte Meer. Da wohnten sonst garstige Leute auf einem herrlichen Boden; der brach ein, vom Blitz entzündet; Städte und Dörfer und Menschen stürzten nach, und nun ist ein stinkender Pfuhl da.

Sehet da in Graubünden Plürs, unter einem Berge, und beide zusammen lange Zeit in einem See begraben. Sehet da Wisby und Lima, oder vielmehr jetzt ein Meer, wo sonst Straßen dieser beiden reichen Städte hinliefen.

Jütland, Friesland und Flandern gingen sonst viel weiter in die See hinaus; nun ist ein großer Theil ihrer Küsten abgerissen und steht unter Wasser.

Vermuthlich lag sonst zwischen Afrika und Südamerika ein großes Land, Atlantis genannt; nun ist hier weit und breit nichts als Ocean.

Gewiß hing einst England und Frankreich, Cypern mit Syrien, Sumatra mit Malacka zusammen. Die Hand des Allmächtigen riß sie vermuthlich durch Erdbeben auseinander, wie Menschenhände ein Blatt Papier zerreißen; und nun gehen breite Wasserstraßen (Meerengen) durch sie hin.

Menschen werden selten aus Erdreich Wasser machen, wenn sie es auch können; denn Erde nutzt ihnen mehr als Wasser. Aber Wasserstraßen oder Kanäle machen sie gerne. So hat ein französischer König den Kanal von Languedoc durchgraben; nun kann man gerade aus der Nordsee in's mittelländische Meer schiffen.

So segelt man nun auf dem Glasgower Kanal quer durch England und Schottland. So könnte man ganz Südamerika zur Insel machen, und aus dem atlantischen Weltmeer gerade in das stille schiffen, wenn man die Landenge von Darien durchstäche. Und so würde aus ganz Südeuropa eine Insel werden, wenn man die Donau und den Rhein durch einen Kanal vereinte, wie einst Karl der Große versuchte.

2.) Umgekehrt ist auch an manchen Orten aus Wasser neues Land geworden.

Niederegypten war einst ein Theil des mittelländischen Meeres.

Der Nil, durch seine jährlichen Überschwemmungen, erhöhete allmählig den Boden mit seinem Schlamm; nun ragt dieser Boden über das Wasser empor.

Viele Inseln haben sich erst nach Adam's Schöpfung aus dem Meeresabgrunde hervor gehoben: Rhodus und Delus schon in alten Zeiten, und noch eine Insel im Archipel erst vor 100 Jahren.

Ein großer Theil von Holland war sonst See und Sumpf; fleißige und gescheidte Deutsche schufen es durch Dämme und Kanäle in trocknes Land um. Nun pflügt man, wo man sonst fischte; nun fährt man mit Kutschen oder mit Schleifen, wo man sonst in Böten schwamm; nun geben Holländer in fürstlichen Palästen Concerte, wo sonst nur Frösche in Pfützen quackten.

3.) Einige Länder sind bevölkert und wieder entvölkert worden, oder gar unbewohnt geblieben.

Wenn Menschen zuerst in ein Land kommen, so sagt man, es werde bevölkert. Ziehen viele Menschen wieder weg, oder sterben sie zum Theil aus, so sagt man, das Land entvölkere sich. Wo gar keine Menschen sind, da heißt das Land unbewohnt. Und wo gar keine Menschen seyn können, weil es keine Nahrungsmittel da gibt, da heißt das Land eine Wüste.

Anfangs war die ganze Erde unbewohnt. Dann wurde zuerst das Land Eden am Euphrat bevölkert; hier wohnte das erste Menschenpaar. Dieses wohnte mit seinen Kindern und Kindeskindern lange in der Nähe beisammen, als Kinder und Eltern, Großeltern und Urgroßeltern, wie Brüder und Schwestern, Vettern und Basen. Als es aber allzuviele wurden, und sie sich auf einem Flecke nicht mehr alle nähren konnten; oder als sie uneins wurden, und nichts miteinander weiter zu schaffen haben mochten: da zogen sie von einander weg; der eine nach O, der andere nach W, der dritte nach S und der vierte nach N. So wurde also zuerst Asien, und dann nachher auch Europa und Afrika bevölkert.

Wenn Menschen zuerst in ein Land kommen, so ziehen sie entweder aus einer Gegend immer in die andere, und leben unter dicken Bäumen, in Höhlen, auf Wagen, oder unter Zelten, wie Tungesen, Kalmücken und viele Araber. Diese Leute nennt man Nomaden. — Oder sie bleiben an einem Orte, und bauen sich feste Häuser, die man nicht wie Zelte mit sich herumschleppen kann. Thun sie das letztere, und rücken sie zugleich zusammen, so entstehen Dörfer und Städte in einem Lande. Und je häufiger und klüger die Menschen werden, desto häufiger, größer und schöner werden die Städte und Dörfer. Die Leute selbst aber nennt man Ansässige.

Wenn Menschen in ein Land kommen, wo es noch keine Menschen, folglich auch keine Speißewirthe gibt: so muß ihre erste Sorge seyn, wo sie etwas zu essen her bekommen; denn hungern ist gar eine üble Sache. Dagegen gibt es vier Mittel.

I. Einige leben bloß von wild wachsenden Vegetabilien: Wurzeln, Beeren, Holzäpfeln, wilden Kirschen, Sago, Kokosnüssen, Brodfrüchten ꝛc.

Aber nicht überall gibt's dergleichen, wenigstens nicht in Menge, oder nicht zu jeder Jahrszeit. Wie würde einer zu rechte gekommen seyn, der im December in das noch ganz unbewohnte Niedersachsen gekommen wäre? Also

II. andre fangen Thiere, Hasen, Hirsche, wilde Schweine, Rehe, Vögel, Fische, Schildkröten ꝛc. und verzehren sie; das ist, sie werden Jäger und Fischer. Noch andre

III. fangen auch Thiere, schlagen sie aber nicht todt, sondern machen sie zahm, gewöhnen sie an sich, machen ganze Heerden aus ihnen, leben von ihrer Milch und ziehen so herum, um Weide für ihr Vieh zu suchen. So lebt der Araber von Kameelen, der Mongole von Pferden, der Lappländer von Rennthieren. Diese Leute nennt man, wie schon gesagt, Nomaden oder Hirtenvölker. Noch andere endlich

IV. werden Ackerleute und Gärtner; das ist: sie pflanzen eine Menge eßbarer Kräuter, Wurzeln oder Bäume, die sonst von selbst oder wild, aber weitläufig von einander wuchsen, auf ein Feld zusammen, und bauen Korn und Weizen, Meis, Reis, Kartoffeln, Kohl, Birnen, Äpfel ꝛc.

Wir Europäer thun alles IV. zusammen: wir sammeln Erdbeeren und Waldkirschen; wir fangen Hasen, Schnepfen und Hechte; wir halten Schafe, Kühe und Pferde; wir bauen Spargeln und Spinat, Korn und Erbsen: alles das gegen den Hunger.

Jetzt ist fast die ganze Erde bewohnt, so weit wir sie kennen, und so weit sie bewohnbar ist. Einige Länder sind aber erst spät bevölkert worden. Auf Island war noch vor 100 Jahren keine Seele. Auch auf den Azoren haben die Portugiesen vor 350 Jahren wohl Habichte in Menge, (wovon die Inseln auch den Namen bekommen haben) aber nicht einen Menschen angetroffen.

Bevölkerte Länder sind entweder stark, oder nur wenig bevölkert, und auch dieses wechselt nach den Zeiten ab. In dem großen Schweden sind jetzt wenige, und in dem kleinen Holland dagegen sehr viele Menschen. In Egypten und Babylon waren vor 3000 Jahren sehr viele, und in Deutschland sehr wenige Menschen; jetzt ist es umgekehrt. Die Ostküste von ganz Nordamerika war noch vor 200 Jahren ein dicker, öder Wald, in welchem vieles Wild und einige wenige Wilde hauseten; jetzt ist sie mit Einwohnern, Dörfern, niedlichen Landhäusern und prächtigen Städten wie besäet.

Rathet einmal, wie es zugehen mag, daß manchmal in einem Lande viele Menschen leben, und ein andermal weniger oder gar keine? —

4.) Aus Wüsteneien sind fruchtbare Länder geworden, und dagegen aus fruchtbaren Ländern wieder Wüsteneien.

Was Wüsteneien sind, das wißt ihr. Nun aber kann man ja Sümpfe abzapfen, das thaten die Holländer. — Man kann auf nackte Felsen Erde tragen,

und dann Weinstöcke, Gartengewächse und Citronenbäume dahinein pflanzen; das thaten die alten Hebräer in Palästina und in neuern Zeiten die Maltheser auf Gozo, welche die Erde dazu aus Sicilien auf Schiffen holten. Man kann in dürre Sandwüsten Wasser leiten, wenn man Kanäle gräbt; das thaten die alten Egyptier und Babylonier in ihrem Lande, und nachher die Araber in Spanien. Alles das kann der Mensch.

Werden hingegen die Menschen faul, werden sie dumm, oder verlieren sie sich aus dem Lande: dann verfallen die Kanäle, welche Wasser zuführen, und die Dämme, welche es abhalten sollen; und der Regen spült die aufgetragene Erde wieder von den Felsen und Terrassen ab. So ist es leider in Egypten, Babylon und Palästina und zum Theil in Spanien ergangen.

Manchmal verderbt die Natur selbst wieder, was sie und der Mensch Gutes gemacht hatten. Die böse Lava aus dem Vesuv, was hat die nicht schon für herrliches Land ganz unbrauchbar gemacht! — Wie plötzlich hat manchmal ein Erdbeben die schönsten Städte in Ruinen verwandelt! Wie oft hat schon ein ausgetretener Fluß die schönsten Äcker und Fluren links und rechts mit Sand und Steinen überschwemmt, und sie dadurch auf ein Menschenalter hinaus unbrauchbar gemacht!

5.) Gewächse, wie Menschen, wandern aus einem Land in's andere.

Jedes Gewächs muß irgendwo wild gewachsen seyn. —

Viele Gewächse konnten auch in mehrern Ländern wachsen, wo eben solcher Boden und ein eben so schickliches Klima, als in ihrem Urlande ist. Nur von selbst wachsen sie nicht da; wohl aber, wenn sie durch Zufall oder durch Menschenhände dahin gerathen.

Wein konnte von jeher in Frankreich und in Deutschland wachsen; aber erst vor 2300 Jahren wurde der erste Weinstock aus Kleinasien nach Marseille, und späterhin allmählig von da bis an den Rhein und Main herauf gebracht. — Die Insel Madeira war noch vor 400 Jahren ein bloser dicker Wald. Die Portugiesen steckten diesen Wald an, und pflanzten Reben aus Candia in die Asche; seitdem erst wächst Madeirawein. — Noch jünger ist der Weinbau am Vorgebirg der guten Hoffnung, an der Wolga und in Amerika.

So wie in Europa einst keine Traube wuchs, so war auch eine Zeit, wo bei uns weder Roggen noch Weizen, weder Zwetschgen noch Spargeln, weder Taback noch Kartoffeln wuchsen; alles ist erst aus Asien und Amerika hierher verpflanzet worden. Reis und Zucker wuchsen sonst bloß in Ostindien; von da kamen diese Gewächse nach Egypten, von da nach Italien und Spanien; und nun wächst Reis am allerhäufigsten in Carolina und Italien, und Zucker auf den Antillen in Amerika. Von Sinaäpfeln gibt es jetzt ganze Wälder in Portugal und Spanien, vor noch 250 Jahren war nicht ein Bäumchen in ganz Europa. Thee wächst jetzt noch bloß in China und Japan; vielleicht erleben wir aber noch die Zeit, daß ganze Wälder von Theebü-

schen in Europa, und selbst in Deutschland grünten, und wir diese Blätter selbst dürren; wie viel erspar- ten wir dadurch!

6.) Thiere, wie Menschen, wandern von einem Land in's andere.

Mit den Thieren ist es gerade so, wie mit den Gewächsen. Nur laufen und schwimmen sie oft selbst in andere Länder; das können die Gewächse nicht. Öfter aber werden sie von Menschen aus einem Land in's andere gebracht.

Mäuse z. E. gab es von jeher in Europa, denke ich; aber in Amerika nicht. Dahin sind sie erst zufälligerweise mit europäischen Schiffen gekommen.

Pferde sind anfangs wild umhergelaufen; nach Deutschland und Spanien sind sie vermuthlich erst durch Menschen gebracht worden. Durch Spanier kamen sie nach Amerika, denn vor 300 Jahren war noch kein Pferd in ganz Amerika.

Auch Kühe, Schafe, Ziegen, Schweine, Gänse ꝛc. sind wohl alle ehedem erst nach Deutschland, so wie neuerlich erst nach Amerika gekommen.

Die guten englichen Schafe sind zuerst dahin aus Spanien, und nach Spanien sind sie aus Afrika gekommen.

Wenn fremde Gewächse in Menge in einem Lande gezogen werden, so verringern oder verlieren sich gar die alten, die sonst wild im Lande wuchsen. Wo jetzt auf unsern Feldern Taback und Roggen steht, da wuchs sonst Gras, und nun nicht mehr. Wo jetzt auf Madeira Reben stehen, da wächst kein Waldbaum mehr.

Wenn Menschen und fremde Thiere in ein Land kommen, so verlieren sich die Thiere allmählig, die sonst wild da herumliefen. Denn meistens schaden sie den Ankömmlingen, daher fangen die Menschen sie weg, oder rotten sie mit Fleiß aus. Oft ziehen sie auch freiwillig weg, wenn man ihnen nämlich ihre Wohnungen, die Wälder, niederhaut, oder wenn das Land wärmer wird, und sie doch der Kälte gewohnt sind.

Bären gibt es nicht mehr in England. Vor 1700 Jahren tanzten häufig brittische Bären in Rom, wie vor nicht langer Zeit noch polnische in Deutschland. Auch Wölfe gibt es nicht mehr in England, seitdem dort so viele Schafe sind; denn Wölfe und Schafe vertragen sich nicht gut miteinander; mit Schafen ist aber den Britten mehr gedient, als mit Wölfen; also um jenen Frieden zu schaffen, wurden diese ausgerottet.

Auerochsen, Rennthiere und Elenthiere liefen einst am Rhein, in Holland und Deutschland herum; jetzt ist dort keines von allen diesen Thieren weit und breit mehr anzutreffen. Es wurde ihnen nämlich zu warm bei uns; da zogen sie über Lithauen bis nach Lappland hinauf, und dort werden sie wohl immer bleiben, falls es daselbst nicht wärmer wird, wozu kein Anschein ist.

Wenn der Menschen mehr werden, so werden der wilden Thiere weniger; und nehmen jene ab, so vermehren sich diese wieder. Werden aber der Thiere zum Nachtheil der Menschen mehr, so ziehen letztere ab. — Vor 1000 Jahren war Italien einmal sehr

entvölkert worden; da wurden der Wölfe so viel, daß man nicht mehr sicher über Land gehen konnte.

7.) Die Luft ändert sich; kalte Länder werden warm, und warme kalt.

Da wo viele Wälder sind, ist der Boden immer feucht; denn die trocknende Sonne kann nicht durch die dichten Bäume dringen, und wo immer feuchter Boden ist, da ist auch die Luft naßkalt; werden aber die großen Waldungen ausgehauen, so kann die Sonne auf den Boden scheinen, folglich wird dieser trocken; das Ausdünsten hört nunmehr auf, die Luft wird warm, der Himmel heiter, und der Sommer länger. Folglich werden alsdann auch die Flüsse nicht mehr, oder doch nicht so früh und nicht so lange mehr zufrieren; und so wie sich das Klima ändert, so werden sich auch die Menschen in Quantität und Qualität ändern.

In Italien gefror der Wein noch zu August's Zeiten im Fasse; jetzt nicht mehr. — Unser schönes Deutschland war vor 1800 Jahren so kalt, so feucht, wie ein Theil Siberiens; denn damals war es fast noch ein Wald. — Kanada war noch vor 200 Jahren eben so kalt; jetzt wird es von Jahr zu Jahr milder, seitdem Franzosen und Engländer angefangen haben, seine ungeheuern Wälder zu lichten.

Vermindern sich aber die Menschen wieder, so schießen die Wälder von selbst wieder auf; folglich wird es wieder naß, kalt und neblicht im Lande; das Wild kommt in Menge wieder, und der Himmel trauert. So ist es der weiland schönen Insel Rhodus gegangen. Da wächst jetzt eine solche Menge

Holz, daß vieles davon nach Egypten geht. Nicht so zur Zeit der alten Griechen, wo sehr viele und sehr gescheidte Menschen auf den damals dicht bebauten, nun öden Rhodus wohnten.

8.) Die Luft ändert sich; ungesunde Länder werden gesund, und umgekehrt.

Alle morastige Länder sind ungesund wegen ihrer bösen Ausdünstungen. Wird der Morast abgezapft, so hören die ungesunden Dünste auf.

Alle wegen großer Waldungen feuchte Länder sind ungesünder, als die trocknen. Werden nun diese Waldungen ausgerottet, oder wenigstens gelichtet, so verliert sich Näße und Ungesundheit. Manchmal aber kann ein Wald ein Land gegen böse Dünste eines andern Landes decken. Wird so ein Wald umgehauen, so verliert das erste Land seine Brustwehr und wird auch ungesund.

III. Veränderungen der Menschen.

Jetzt mögen auf der Erde, nur so weit wir sie kennen, zum wenigsten 1000 Millionen Menschen leben. Wie viele mögen seit 6000 Jahren gestorben seyn!

Wunderbar! Aus 2 Menschen sind wenigstens 1000,000,000 geworden, so haben sie sich vermehrt.

Aber eben so wunderbar! In den 6000 Jahren haben sie sich in den verschiedenen Erdtheilen, die sie bezogen haben, gewaltig verändert, an Leib und Seele verändert.

Vergleichet einmal, liebe Kinder!

1. eine galante Dame aus Paris oder München mit
2. einer Feuerländerinn und
3. mit einer Mohrinn aus Afrika. —
4. Einen jungen Modeherrn (Incroyable) aus Berlin oder Wien mit
5. einem Hottentotten vom Cap und mit
6. einem Deutschen oder Germanier aus alter Zeit.

Sehet, welche Verschiedenheit an Farbe, Statur, Figur und Aussehen; und doch sind sie alle Kinder unser Urvaters Adam, die galante Pariserinn wie die Feuerländerinn, der Incroyable wie der Hottentott. Ja die Verschiedenheit ist groß; denn

I. einige sind weiß, wie die Europäer; andre schwarz, wie die meisten Afrikaner; andre braun, wie die meisten Asiaten; noch andre röthlich, wie die alten Amerikaner.

II. Einige sind sehr groß, fast wie Riesen, als Bucharen und Patagonier; andre sind sehr klein und eingeschrumpft, fast wie Zwerge, als Samojeden; noch andre sind mittlerer Statur, wie die meisten Europäer.

III. Einige sind stark und robust, können große Lasten tragen, die unser einer kaum heben kann, können schwere und anhaltende Arbeit verrichten, können das übelste Wetter vertragen, ohne krank zu werden ꝛc.; andre dagegen sind schwächlich, werden bald müde, bekommen leicht den Schnupfen, leben nicht lange oder kränkeln immer. Endlich

VI. Einige haben etwas Plumpes und Grobes im Aussehen, andre etwas Feines und Niedliches. Einigen sieht man die Dummheit und thieri-

sche Indolenz in den Gesichtszügen an; andern blickt hoher Verstand und Witz aus den geistvollen Augen heraus.

So gewaltig verschieden sind die Leute in der Welt, dem Leibe nach. Aber fast noch verschiedener sind sie der Seele, oder eigentlich dem Geiste nach.

V. Einige sind wirklich sehr klug, und sehen nicht bloß so aus, verstehen eine Menge Künste, und wissen tausend Dinge, die andere nicht wissen; andere sind dumm und unwissend, oft dümmer als sie aussehen, verstehen nichts und können auch nichts begreifen.

Die klugen Leute sind wir Europäer in Vergleichung gegen alle andern. Wir können z. B. lesen und schreiben; wir verstehen Uhren und Strümpfe, Kanonen und Landcharten zu machen; wir können Dämme, Mühlen und große Schiffe bauen; alles das kann aber der Neger, der Irokese, der Hottentotte nicht. Wir können bis Millionen zählen; in Südamerika gibt es ein einziges Volk, Jameos genannt, das nicht über fünf zählen kann.

VI. Einige sind menschlich, artig und gefällig gegen alle andern Menschen, thun niemanden etwas zu Leide, und bestehlen oder tödten wenigstens niemanden. Andere hingegen sind unmenschlich, grausam und böse gegen alle andern. —

In Egypten kann jetzt niemand mehr eine Meile weit reisen, ohne in Gefahr zu seyn, geplündert oder gar todt geschlagen zu werden; wie sicher läßt sich dagegen in ganz Deutschland reisen! In Afrika, Amerika und Australien gibt es sogar noch Menschen, die

andere Menschen, wo sie sie kriegen können, wie Schweine braten, oder gar lebendig aufessen.

Diese dummen und grausamen Menschen nennt man Wilde und Barbaren; die klugen und gefälligen aber heißen cultivirte, gesittete, aufgeklärte Menschen.

Daß die Menschen am Leibe oder äußerlich an Farbe, Größe und Stärke so verschieden sind, kommt größtentheils vom Klima, von Nahrung und Kleidung her.

I. Vom Klima. In sehr heißen Ländern werden die Leute schwarz, nicht auf einmal, aber doch nach und nach. Setze dagegen einen Mohren und eine Mohrinn nach Deutschland, ihre Urenkel werden schon meistens wie andere Deutsche weiß seyn.

II. Von der Nahrung. Überall ißt und trinkt man, aber nicht überall ißt und trinkt man einerlei. Es gibt Menschen, die fast alles roh essen, und alles kalt trinken; diese sind weit gesünder und stärker, als wir. Wer unmäßig Wein trinkt, und noch mehr, wer viel Brantwein trinkt, magert ab und wird schwächlich. In manchen Ländern gibt es ungesundes Wasser, wo alle Leute, die es trinken, Kröpfe bekommen.

III. Von der Kleidung oder dem Anzuge. Viele Menschen gehen fast nackt; einige werden alsdann haarig wie Bären. Die sich aber zu kleiden pflegen, kleiden sich auf sehr verschiedene Art. Manche Art von Kleidung, Anzug oder Putz kann den ganzen Körper, oder doch einzelne Glieder desselben, umändern. — Die Frauenzimmer in China tragen von Kindheit an überaus kurze Schuhe; daher haben

dort große Damen so kleine Füßchen, wie bei uns sechsjährige Kinder. — Die Malabaren haben einen eigenen Ohrenschmuck; davon werden ihnen die Ohren so lang, daß sie ihnen auf den Schultern liegen. Manche deutsche Mädchen zwängen sich durch Schnürleiber den Leib so ein, wie die chinesischen die Füße; davon werden sie, zur Strafe für ihre Thorheit, kleinlich, schwächlich und schwindsüchtig. Sogar manche junge Modeherren schnüren sich den Leib zusammen, um ein schlankes Aussehen zu bekommen. — Wie eitel und lächerlich!

Daß die Menschen noch mehr am Geiste oder in der Cultur verschieden sind, daß einige dumm und andere klug, daß einige artig und andre boshaft, mit einem Worte, daß einige cultivirt und andere wild oder barbarisch sind: kommt zwar auch zum Theil von obigen drei Ursachen her.

Vom Klima. In heißen Ländern sind die Leute fauler, als in den kalten; dort mögen sie nicht nachdenken, sich nicht den Kopf zerbrechen; sie leben so in den Tag hinein.

Von der Nahrung. Wer viel starke Getränke trinkt, wird zuletzt dumm. Ein Trunkener ist wie ein Mensch aus Tunis und Tripolis, er beleidigt alle Menschen, schlägt auch wohl im Rausche todt.

Die Kleidung an sich macht zwar niemanden gescheidt oder artig; aber wer sich durch einen unvernünftigen Anzug kränklich macht, macht sich eben dadurch auch grämlich, zum Denken ungeschickt und zum Umgang unleidlich.

Viel kommt hierbei noch ferner auch auf die allgemeine Lebensart an, ob die Leute Nomaden oder Ansäßige, ob sie Jäger, oder Hirten, oder Ackerleute sind. Jäger werden wilder als Hirten, Ackerleute geselliger als alle beide seyn. Eben deßwegen werden letztere auch viel gescheidter und erfinderischer, als jene beide werden. Gallier und Deutsche wurden nicht eher zahm und menschlich, als bis die Römer sie an den Pflug gewöhnten. Allein zunächst hängt doch Cultur oder Wildheit von der Erziehung und also hauptsächlich von der Religion ab, welche lehrt, wie und wozu der Mensch erzogen werden soll. Respekt für Erziehung, liebe Kinder! Respekt und Dank denen, welche euch erzogen haben und noch erziehen! Ohne sie würdet ihr kleine Wilde, ekelhafte, schmutzige Menschen geworden, vielleicht gar sprachlos und unverständig geblieben seyn.

So ging es einem kleinen Kinde, das sich einst von seinen Eltern weg verlor in einen Wald, wo viele Bären waren.

Die Bären thaten ihm nichts zu Leide, sondern ließen es mit sich laufen, und fütterten es. Da wurde das Kind wie ein Bär, kroch auf allen Vieren, wurde haarig, fraß rohe Wurzeln, lernte nie sprechen, blieb ohne alle Vernunft.

Ein anderes Kind kam unter eine Heerde wilder Schafe.

Dieses wurde wie ein Schaf, blöckte wie ein Schaf, fraß nichts als Schafskräuter, lernte nie sprechen, blieb ohne alle Vernunft.

Und ihr, liebe Kinder! wurdet unter cultivirten Menschen, unter Christen geboren, werdet zu gesitte-

ten guten Menschen, zu Christen erzogen; eure Eltern, Verwandte, Lehrer verwenden darauf so viel Fleiß, Mühe, Sorge, Kosten. Wie glücklich seyd ihr vor Millionen andrer Kinder, die in den Wäldern wie Thiere leben, wie die Jameos nicht über fünf zählen, wie die Samojeden nur Fische trocknen können; entweder nackt herumlaufen, oder nur mit rohen Fellen sich bedecken; nicht in Häusern, sondern in Erdhöhlen oder elenden Hütten, oder gar unter freiem Himmel wohnen und schlafen, und Wind und Wetter Preis gegeben sind!

Erwachsene Leute cultiviren die jungen, menschliche Eltern machen ihre Kinder menschlich. Sind die Eltern klug, so haben die Kinder Gelegenheit, es auch zu werden; sind jene ungeschickt, so werden es gar leicht auch diese, wenn sich sonst niemand ihrer annimmt, und sie besser und verständiger zu machen sucht. Sind die Alten Diebe und Räuber, so werden es gar leicht auch die Jungen, und fressen jene gar Menschen, wie die Kannibalen, so werden die Kinder auch kleine Menschenfresser. Darum welch ein großes Glück, gute, verständige, christliche Eltern zu haben!

Kinder werden also, wie ihre Eltern, oder wenigstens wie andere große und kleine Leute sind, mit denen sie umgehen.

Aber warum sind denn die erwachsenen Leute auf der Erde so verschieden? warum sind viele Alte in Deutschland so gescheidt und menschlich, aber selbst die Alten unter den Irokesen so dumm und grausam? — Antwort: Die Alten in Deutschland waren auch einmal Kinder, hatten aber auch gescheidte und gute

Eltern, die sie gut erzogen. Der alten Irokesen Eltern aber waren selbst schon dumme und grausame Leute, daher wurden sie auch so, und sind es noch.

Also wenn alte Leute in einem Lande einmal wild sind, so können sie so wenig als ihre Kinder je gesittet werden? Antwort: Ja, sie können es; sie cultiviren sich entweder selbst, oder sie werden von andern cultivirt. Jenes hält schwer, dieses ist häufiger. Laßt uns von dem Leichtern anfangen.

I. Wilde werden von andern bereits cultivirten Menschen cultivirt. So wie die Cultur von alten auf junge Leute kommt, so kann sie auch von alten gesitteten Leuten auf alte Wilde kommen, wenn anders diese nicht allzuroh und unverständig sind. Die Deutschen waren vor 2000 Jahren halbe Wilde und Heiden; die Römer cultivirten sie zuerst. Nachher wurden sie durch fromme Männer, die aus Süden und Westen nach Deutschland kamen, zum Christenthum bekehrt, und je mehr dieses überhand nahm, je besser und cultivirter wurden sie. Wir Deutsche haben dann wieder die Schweden, und diese haben die Finnen cultivirt. — Noch jetzt kann mitten in Afrika kein Mensch schreiben. Käme aber einmal ein deutscher Schreiblehrer dahin, der könnte ja die alten und jungen Schwarzen schreiben lehren.

II. Wilde cultiviren sich selbst ein wenig, nur geschieht dies äußerst selten. Halbcultivirte Menschen geben selbst eine höhere Cultur, — davon hat man mehrere Beispiele. Nun wie geht das zu?

Liebe Kinder, das ist freilich noch zu hoch für euch! Aber gewiß werdet ihr von dem nun Folgen-

den, wenn gleich nicht alles, doch schon vieles fassen und begreifen können.

Thiermenschen werden menschliche Menschen, so bald sie miteinander.

1.) in Gesellschaft treten. Alsdann werden sie
2.) Erfindungen machen. Soll aber die Gesellschaft Bestand haben, so müssen sie
3.) Regierungen, Staaten oder Reiche errichten. Fehlt eins von diesen dreien, so bleiben die Menschen Thiermenschen, oder sie werden doch nur Halbmenschen.

IV. Gesellschaft.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey; die Zeit wird einem sonst so lang!

Für viele Menschen wäre es nicht blos nicht gut, sondern wirklich sehr schlimm, wenn man sie allein ließe. Wo wäret ihr Kinder, wenn man euch nach eurer Geburt allein gelassen hätte? Und was würde jetzt noch aus euch, wenn nicht andre Menschen um euch wären? Verwildern, verhungern, erfrieren müßtet ihr.

Daher ist es von jeher Sitte in der Welt, daß Mann und Frau bei einander bleiben. So eine Parthie Leute, die auf diese Art zusammen gehören, nennt man eine Familie; man sagt auch, sie leben in häuslicher Gesellschaft mit einander.

Nun können aber mehrere solcher Familien in einem Lande nicht weit von einander wohnen; diese werden vielleicht doch manchmal Langeweile haben, folglich Bekanntschaft mit einander machen, und sich

wechselsweise besuchen. Noch mehr; da sie alle gute Freunde sind, so werden sie einander helfen, mit einander auf die Jagd und Fischerei gehen, mit einander starke Bäume umreißen, welche eine Familie allein nicht bezwingen kann. Wenn nun ein Bär über die eine Familie kommt, so wird die andere zulaufen, und ihr den Bären todtschlagen helfen. Dafür, wenn der andern Familie die Hütte abbrennt, so wird die erste zulaufen und ihr löschen oder wieder eine neue Hütte bauen helfen. — Wenn viele solcher Familien auf die Art beisammen wohnen, immer beisammen bleiben, und sich einander beistehen, so sagt man von ihnen: sie leben in bürgerlicher Gesellschaft mit einander.

Und alle diese Menschen zusammen genommen, nennt man ein Volk.

Sobald nun viele Menschen beisammen sind, und immer mit einander umgehen, da werden die Leute geschickter werden. Einer wird etwas vom andern lernen; der eine wird dieses, der andere jenes aussinnen, und alle zusammen erfahren es. Der eine wird einen Besen erfinden, und der andere den Stiel dazu. Thue 12 eckige Steine in 12 verschiedene Säcke und rüttle sie, sie werden immer eckig bleiben. Thue alle 12 in einen Sack zusammen und rüttle sie, sie werden sich wechselweise schleifen. Je mehr Menschen so zusammen kommen, und beisammen bleiben, desto besser werden sie einander zur Hand gehen können, desto mehr werden sie sich schleifen. Mit andern Worten: je größer ein Volk wird, und je häufiger da die Leute mit einander umgehen, desto cultivirter werden sie gemeiniglich. So wird Gesell-

schaft die Großmutter aller menschlichen Cultur durch ihre Töchter, die Erfindungen.

V. Erfindungen.

Nicht alle Menschen sind gleich gescheidt, einer ist klüger als der andere.

Die meisten Menschen gehen phlegmatisch ihren Gang fort, und thun nichts, als was andre thun, und was sie selbst von jeher gethan haben. So machen es alle Thiere. Löwen und Bienen leben noch jetzt gerade so, wie sie zu Simsoms Zeiten lebten, und bauen ihre Höhlen und Zelten noch völlig auf die nämliche Art. Aber unter Menschen finden sich manchmal ausgezeichnet gescheidte, welche etwas neues Nützliches aussinnen. Das sind wichtige Leute in der Welt- und Menschengeschichte, man nennt sie Erfinder; und wenn sie das, was sie erfunden haben, nicht neidisch für sich behalten, sondern es auch ihren Mitmenschen zeigen: so heißen sie Lehrer des menschlichen Geschlechts (nicht Gelehrte, das ist etwas ganz anders.)

Zum Beispiel: Es war eine Zeit, da die Menschen noch nichts vom Feuer wußten; folglich mußten sie alles roh essen, mußten bei Nacht im Dunkeln sitzen, mußten bei der Kälte frieren, und konnten keine Messer machen. Nun zündete einst, stell' ich mir vor, der Blitz einen Baum auf freiem Felde an; in der Nähe befand sich gerade ein sehr gescheidter Mensch, der kam heran und staunte. Er tappte anfangs in das Feuer, wie Fliegen in ein Licht, ver-

brannte sich die Finger, und schrie und sprang zurück. Mittlerweile brannte der Baum nieder, das Feuer wurde kleiner, und das schöne Schauspiel schien am Ende zu seyn. Dem zuschauenden Menschen war das nicht recht; die Wärme und Helle hatten ihm Vergnügen gemacht, und er wollte das Schauspiel verlängern. Da kam demselben der Gedanke durch den Kopf: Ich will Holz zulegen, so dauert das Ding (Wärme und Helle) fort! Er that's; so entdeckte er die Kunst, das Feuer, dessen Nutzen er schon bemerkt hatte, zu erhalten. Seine Mitmenschen machten es ihm nach, zündeten das Feuer an seinem an, und nützten es so wie er. — So gescheidt ist noch kein Pongo in Westafrika gewesen. Wenn hier die Matrosen landen, Feuer anmachen, und es, wenn sie abgehen, brennen lassen: da laufen alle Pongo zu, setzen sich um das Feuer in einem Kreise herum, und freuen sich herzlich, — so lange das Feuer von selbst brennt. Aber noch ist keinem Pongo der Gedanke in seinen Affenkopf gekommen: „Ich will Holz zulegen, so dauert das Ding und meine Freude fort!" Affen also, die gescheidtesten aller Thiere, können nicht erfinden; dies ist das Vorrecht der gescheidtesten unter den Menschen.

Ein anderes Beispiel: Es war eine Zeit, da alle Menschen barfuß gingen. Nun war das unbequem auf nassem Boden, auf heißem Sande und spitzigen Steinen. Also fiel ein gescheidter Mensch darauf, sich etwas unter die Fußsohlen zu legen. Holz war zu hart; rohe Thierhäute hielten nicht lang. Er erfand aber Leder zu gerben, es in eine be-

queme Form zu schneiden, und wieder zusammen zu nähen, d. i. er erfand Schuhe; das war ein Erfinder! Er zeigte seine Kunst auch andern Menschen, die sie ihm nachmachten, und ihre Füße befanden sich wohl dabei; das war ein Menschenlehrer!

So erfand einer die Kunst, Bäume zu pflanzen, Brod zu backen, zu schreiben — So erfand noch nicht sehr lange Jenner in London, daß, wer sich die Kuhpocken impfen ließe, vor den giftigen, tödtenden, natürlichen Pocken frei bleibe. Seitdem bleiben jährlich viel tausend Kinder am Leben, die sonst gestorben wären.

Oft zieht eine Erfindung hundert andre nach sich, wo keine ohne die andere hätte gemacht werden können. Erst wie man Feuer hatte, konnte man Eisen schmelzen; und wie man das Eisenschmelzen erfunden hatte, konnte man Messer machen —

Ehe man Ferngläser (Perspektive, Telescope) verfertigte, mußte man Brillen zu machen verstehen; ehe Brillen in die Welt kamen, mußte Glas da seyn; Glas aber zu machen hätte niemand erfunden, hätte man nicht vorher Feuer gehabt.

Viele große Erfindungen sind blos durch einen glücklichen Zufall und Einfall gemacht worden; z. B. das Glas, das Purpurfärben, vielleicht auch der Compaß. Daher kommt es, daß wir von so vielen wichtigen Erfindungen nicht mehr die Erfinder wissen. Oft begriff man auch nicht gleich, wie wichtig die Sache künftig werden würde, (wie beim Compaß) daher achtete man auf den allerersten Erfinder nicht.

Die unentbehrlichsten Erfindungen sind schon in der alten Welt gemacht worden, als Feuer, Brod, Weben, Metallschmelzen, Schreiben, Glas ꝛc. Aber die feinsten und sinnreichsten sind erst in den letzten 500 Jahren in die Welt gekommen, als Compaß, Pulver, Papier, Druckerei, das Postwesen, Uhren, Telescope, Dampfmaschinen ꝛc. Die meisten gescheidten Menschen und Grübelköpfe, welche diese herrliche Erfindungen machten, waren aus Deutschland und Italien.

Ohne bürgerliche Gesellschaft und ohne Schreibkunst würde es nie große Erfindungen gegeben haben. Hätte ja einmal ein Genie eine gemacht, so wäre sie nicht fortgesetzt, nicht unter andre verbreitet, nicht verbessert oder verschönert worden; man hätte sie wieder vergessen, sie hätte sich wieder verloren, da sie kaum geboren war.

Es gibt eine Art von Menschenlehrer, die nicht Erfinder, und doch auch wichtige, unsterbliche Leute sind; das sind die, welche das bei einem Volk bereits Erfundene und allgemein Bekannte einem andern Volke bekannt machen, welche die Cultur überhaupt, oder einzelne Theile derselben, einzelne Künste aus einem Land in's andere tragen, aus einem Kopf in den andern versetzen. So lehrte Kadmus die Griechen das Abece; erfunden hatte er es wirklich nicht. So brachte Raleigh die Kunst, Kartoffeln zu pflanzen, nach Europa; erfunden hatten solche die Wilden in Amerika.

Erfundene Künste, wenn sie den hohen Namen der Erfindungen tragen sollen, müssen wichtig und keine Lappereien seyn.

Wer das Brodbacken, das Stricken, die Talglichter, Mühlen, Schiffe erfunden habe; wann und wie diese Sachen erfunden worden: das ist des Nachfragens und Behaltens werth.

Aber wann das Spitzenmachen aufgekommen, wer in Athen und Wien und Rom die ersten Komödien gespielt, wer die Perücken und Haarbeutel erfunden; nach solchen Dingen fraget nicht eher, als bis ihr nichts Wichtigeres mehr zu fragen habt. —

Erfundene Künste müssen nützlich, gefundene Sätze müssen Wahrheiten seyn, wenn diejenigen, die sie aufbringen und ausbreiten, als Erfinder und Menschenlehrer geehrt werden sollen. — Leider gibt es aber immer Leute in der Welt, welche andern zwar etwas Neues, aber dabei unwahres und schädliches Zeug in den Kopf zu setzen suchen. Einige thun es mit Vorsatz, aus Possen und Muthwillen, das sind böse Menschen. Andre meinen es ganz gut, glauben selbst, ihren neue albernen Meinungen wären wahr und heilsam, und wollen damit auch noch andre anstecken; denn mancher ist ein Thor und weiß es nicht. Dies sind blose Irrende, im Grunde so gefährlich wie jene, aber nicht so verachtungswerth.

VI. Regierung.

Ohne Gesellschaft würden die Menschen nie menschlich werden; den ohne in Gesellschaft zu leben, werden sie immer schwach, hülflos und elend bleiben. Soll aber die Compagnie bestehen, und weder in sich zerfallen, noch von außen her gestört werden und

soll sie den Menschen alle das Gute schaffen, was sie kann: so muß nothwendig darin eine Regierung errichtet werden. Und dies aus folgenden Ursachen und auf folgende Art:

A.) Wo viele Kinder beisammen sind, da gibt's Zank; und wo viele große Menschen beisammen sind, da gibt's in die Länge auch Zank. Dort schlägt der Vater oder der Lehrer mit der Ruthe drein, und so wird es Friede. Wie aber, wenn sich große Leute unter sich, wenn sich gar 10 Familien auf der einen Parthei mit eben so viel auf der andern Parthei streiten und balgen; wer kann da Friede machen? Niemand. Also schlagen sich die Leute entweder lahm oder gar todt, oder sie laufen auseinander; und da nimmt die Gesellschaft ein Ende mit Schrecken. Freilich wird sich immer ein oder der andre ehrliche Mann finden, der Schiedsrichter seyn will, und den Zänkern sagen wird: „Brüder, vertragt euch, seyd ruhig, haltet Friede!" Aber was hilft das bloße Sagen? Die Starrköpfe folgen ihm nicht; zwingen darf er sie nicht, denn keiner hat den andern etwas zu befehlen, und bändigen kann er sie nicht, wenn er auch dürfte; denn sie haben vielleicht stärkere Fäuste, als er.

Also war kein anderer Rath, als dieser. Die ganze bürgerliche Gesellschaft, die aus etwa 100 Familien bestand, wählten einen unter sich, den sie für den ehrlichsten Mann hielten, zu ihrem Richter; 99 von ihnen gingen nun zu dem 100sten hin und sagten ihm:

Lieber Bruder, sey von nun an unser Richter! Wenn künftig wieder einige von uns

uneins werden, so sollen diese ihre Sache nicht selbst ausmachen, noch weniger andre in ihren Streit hinein ziehen, und sich darüber die Hälse brechen; sondern diese sollen dir ihren Handel vortragen. Dann untersuche Du als ein gescheidter unpartheiischer Mann, wer Recht oder Unrecht hat, und dann thue du nach deinem besten Wissen und Gewissen den Ausspruch. Und was du sagst, das sollen sich die beiden Streitenden gefallen lassen, und von nun an wieder Freunde seyn, oder doch ruhig bleiben.

Der Gewählte dankte für das gütige Zutrauen, das seine Kameraden zu ihm hatten, sagte aber:

Ja, liebe Brüder, das versprecht ihr mir nun! Wie aber, wenn einer einmal einen Streit hat, und ich gebe ihm Unrecht, und er wird zornig, und will nicht hören: wie kann ich ihn zur Strafe bringen? Auslachen wird er mich, besonders wenn er handfester ist, als ich.

Darauf ewiederten die andern:

Dafür ist schon gesorgt; sollte der Zänker in der Tollheit sich und sein dir jetzt gegebenes Wort so weit vergessen, daß er nicht thun wollte, was du ihm sagst: so versprechen wir andere 98, wir wollen dir helfen, und sobald du winkst, schlagen wir alle zu, und 98 paar Fäuste werden doch wahrhaftig 1 paar Fäuste bändigen können? Siehe, zu welchen Gewaltsrichter wir dich gemacht haben, dem 98 paar Hände zu Gebote stehen; gegen den muckse nur einer! . . . . .

Nun, wenn es so ist, topp! — sagte der. Nun war er Gewaltsrichter, und von nun an ging es ruhiger her.

B.) Kinder sind gemeiniglich einfältig, und thun vieles, was offenbar zu ihrem Schaden ist. Oft sind sie gar so unverständig, daß, wenn man ihnen auch in der besten Meinung sagt, was ihnen gut ist, sie es doch nicht thun, bis sie mit Gewalt dazu gezwungen werden.

Aber wer sollte das glauben! auch erwachsene Leute sind oft so unverständig, wie Kinder. Man sage ihnen, was man will; sie hören nicht, sie thun's nicht, sie begreifen's nicht, sondern rennen in ihr Unglück hinein, und fühlen es nicht eher, als bis ihnen nicht mehr zu helfen ist. In Petersburg im November, wenn die Newa anfängt zuzugehen, daß es weder bricht noch hält, gibt es immer so unbesonnene Leute, die hinüber wollen, und also ertrinken würden, wenn die Schildwache sie nicht mit Kolbenstößen zurück hielte.

Solcher Leute gibt es gar viele, und die müssen nothwendig einen Vormund wie Unmündige, einen Lehrer als Unwissende, einen Führer wie arme Blinde haben, und auf den Fall, daß sie so unbesonnen, wie jene Leute an der Newa wären, müssen sie wie Kinder gezwungen werden, gescheidt zu seyn. Also erwählen sie sich einen Volksvater oder einen Gewaltslehrer, gerade so wie oben einen Gewaltsrichter; das ist, sie versprechen ihm 1.) daß sie ihm in allem folgen wollen, was er ihnen zu ihrem eigenen Besten räth, und 2.) daß sie dieje-

nigen, die ihm nicht folgen wollen, so bald er's verlangt, dazu zwingen werden.

Von der Zeit an heißen die Lehren dieses gescheidten Mannes nicht mehr Lehren oder bloß guter Rath, sondern man nennt sie Befehle, Verordnungen, Gesetze. Und wehe dem, der diesen Gesetzen nicht gehorchen will, oder, welches einerlei ist, der nicht gescheidt seyn will! man zwingt ihn wohl par force dazu, wie man ein Thier zwingen muß.

C.) Manchmal stößt einem von der Gesellschaft, oder wohl auch der ganzen Gesellschaft ein Unglück zu, wogegen einer allein nicht Rath schaffen kann. Wenn ein Fluß in der Nachbarschaft oft austritt, und Äcker und Gärten verwüstet, wie kann einer allein einen Damm dagegen bauen? Wenn einem sein Haus anbrennt, wie kann der allein löschen? Wenn einem 6 Diebe überfallen, wie kann einer sich gegen sechs wehren? Und wie vollends, wenn eine ganze Räuberbande von fremden Orten herkäme, und plündern, morden und sengen wollte, wie würde es da dem ganzen Dorfe ergehen?

Nun haben zwar alle Familien versprochen, sich einander im Nothfalle treulich beizustehen. Aber wenn sie auch alle zusammen liefen, so muß doch, wie bei einer Feuersbrunst, einer seyn, der alles kommandirt, Ordnung hält, und einem jedem sagt, was er zu seiner und andrer Rettung thun müsse. Dieser Mann wird der Anführer, der Beschützer genannt. Wem nun ein Unglück drohet, der meldet es ihm, so wendet dieser es ab. Oder wenn das Unglück schon geschehen ist, so klagt er es dem Beschützer, der hilft

ihm, oder sorgt wenigstens, daß das Unglück ein andermal nicht wieder komme.

Von nun an stehen alle für Einen Mann. Sie selbst beschützen, helfen und vertheidigen sich zwar, so oft Gefahr da ist; aber der Beschützer hat zu befehlen, wann, wie, und wo sie anpacken sollen; und sie versprechen, den, der nicht pariren will, auf der Stelle dazu zu zwingen. Auf diese Art wird der Beschützer, wäre er auch für sich allein noch so schwach, ein Gewaltsbeschützer.

Wenn ein Volk so klug ist, sich einen unter ihnen zum Gewaltsrichter über Zänker, zum Gewaltslehrer für die Unverständigen und zum Gewaltsbeschützer gegen Mörder, Diebe und Unglücksfälle, zu erwählen, dann sagt man, es errichte einen Staat, ein Reich, eine Regierung, oder es gebe sich eine Obrigkeit.

Diese drei Ämter über viele oder wenige Menschen verwalten, heißt herrschen oder regieren; sie jemandem auftragen, heißt ihm huldigen.

Derjenige, der diese drei ruhmvollen Ämter begleitet, der heißt der Regent, der Herrscher, der Landesherr, der Monarch, der Souverain, die Obrigkeit. Er führt noch eine Menge anderer Namen nach dem Unterschied der Völker und Sprachen, und je nachdem die bürgerliche Gesellschaft, der er vorsteht, groß oder klein ist: er heißt Kaiser, König, Zar, Schach, Sultan, Chan, Herzog, Fürst, Dey, Kazike, Staatspräsident.

Alle übrigen Menschen in der Gesellschaft aber, die eine Regierung haben, sind dem Staatsoberhaupt,

es sey nun Kaiser, König, Herzog rc. untergeben, und heißen daher seine Unterthanen; sie sind verpflichtet, ihm in allem, was er ihnen als Regent zu ihrem Besten befehlen wird, gehorsam oder unterthänig zu seyn. Wer diese Pflicht, so wie sich's gebührt, erfüllt, der ist ein ehrlicher Mann und guter Bürger.

Derjenige Regent, der sein dreifaches Amt gewissenhaft verwaltet, und nichts befiehlt, als was zum Besten des Landes gereicht, d. i., der die Schwachen schützt, die Unverständigen leitet, und denen die Unrecht leiden, Recht schafft: so einer ist ein guter Regent. O Kinder, der ist ein Geschenk Gottes, den lieben und ehren und segnen alle vernünftigen Unterthanen, wie Kinder ihren Vater.

Regierern ist eine saure Arbeit, besonders wenn der Staat groß ist, und nicht aus 1000, sondern aus einigen Millionen Menschen besteht. Denket, was so ein Regent alles zu überdenken und abzumachen hat! Wie viel Bitten, Klagen, Vorstellungen, Wünsche und Berichte er anzuhören oder zu lesen hat!

Es ist daher gar nicht möglich, daß der Regent oder Landesherr alles selbst thue, was zu seinem hohen Amte gehört, wenn er auch nur ein kleines Land zu regieren hätte. Wo soll er die Zeit hernehmen, alles auszufragen, wie es in seinem Lande steht, alle Klagen anzuhören, alle Streitigkeiten zu schlichten? Also — sucht er sich eine Menge Gehülfen auf, denen er die vielen einzelnen Regierungsgeschäfte, z. B. Justiz, Religion, Militäir, Finanzen rc. zu besorgen aufträgt. Diesen schreibt

er genau vor, was und wie sie es zu verrichten haben. Diese handeln nun in seinem Namen; folglich muß man in allem, was sie im Namen des Regenten befehlen, eben so gehorchen, wie diesem selbst.

Diese Gehülfen heißen Beamte und Staatsdiener. Sie sind in manchen Ländern sehr zahlreich, und machen in weitläufiger Bedeutung die Obrigkeit oder die Regierung aus. Jedem derselben muß sein Dienst durch Besoldung vergütet werden, denn der Arbeiter ist seines Lohns werth. Jedem gebührt auch Achtung und Ehre, wenn gleich beides, Sold und Ehre, in verschiedenem Grade; denn es gibt Ober- und Unterbeamte. Zu jenen gehören Minister, Staatsräthe, Generale, Regierungspräsidenten oder Statthalter in den Provinzen. Diese, die Unterbeamten, und mögen sie auch noch so tief unten seyn, sind doch auch wahre Staatsdiener, der Gerichtsschreiber, wie der Minister, der Musketier, wie der General, der Polizeidiener, wie der Bürgermeister. — Alle diese stehen immer einer unter dem Befehl des andern; alle aber sind unter der Oberaufsicht des Regenten, als des obersten Staatsbeamten; diesem müssen sie von allem, was sie in seinem Namen thun, Red' und Antwort geben. —

Ihr werdet nun überzeugt seyn, daß wir arme Menschen ohne Obrigkeit nicht seyn können, daß wir sonst Wilde bleiben, oder wieder Wilde werden, und selbst unsers Lebens nicht einmal sicher seyn würden. Nun aber, wo bekommen wir diesen unentbehrlichen Mann, den Regenten, den Souverain her?

Ehemals gab es bei uns Länder, wo, wenn ein König oder Fürst abgegangen war, ein neuer gewählt wurde. Man nannte sie Wahlreiche und solche waren Polen, Deutschland, Ungarn. Allein gar oft gab es bei diesen Wahlen Händel und Unruhen, ja es entstanden mehrmals Bürgerkriege daraus; und wenn sich die Partheyen lange genug herumgestritten, und das Land verheert und verwüstet hatten, dann gelangte nicht immer der Würdigste, sondern gar oft der Reichste, der Verwegenste zum Thron. Oft mengte sich auch ein Übermächtiger ein, und sagte einem ganzen Volke: „Ihr sollt, ihr müßt, sonst soll euch . . . . . diesen meinen Bruder, Neffen, Schwager ꝛc. zu eurem Regenten annehmen!" Daraus ist nun gar oft viel Jammer und Noth in den Ländern entstanden, und um dieses zu vermeiden, wurden aus Wahlreichen Erbreiche gemacht; das heißt, die Bewohner eines Staates beschlossen: „Sintemal „bei dem Wählen jedesmal Händel und blutige Un„ruhen, oder Einmischung von Fremden entstehen, so „soll von nun an, damit wir des fatalen Wählens „überhoben sind, unserm jetzigen Könige sein Sohn, „und dem wieder sein Sohn, ungefragt in der Re„gierung folgen; und das soll so fortgehen, so lange „ein Verwandter aus der Familie dieses unsers jetzi„gen Königs vorhanden ist."

Das war das gescheidtste, was Menschen thun konnten, um dem unaufhörlichen Streit und Blutvergießen ein Ende zu machen. Nun entstand also ein regierendes Haus, eine Dynastie. — Der älteste Sohn des Königs, der diesem in der Regie-

rung nachfolgt, heißt der Kronprinz oder Erbprinz. Die Einrichtung, wo Einer als Souverain, König oder Kaiser regiert, heißt Monarchie, und so sind fast alle europäischen Staaten eingerichtet. Es gibt aber auch Länder, wo viele gemeinschaftlich regieren, und diese Einrichtung heißt Aristokratie. Es bestehen außer diesen noch mehrere Regierungsformen, unter verschiedenen Benennungen.

Aber ist das nicht gefährlich, daß Ein Mensch als Regent die gewaltige Macht haben sollte, über Leben und Tod, über Vermögen und Ehre von Millionen Menschen zu gebieten? — Nein, liebe Kinder! denn der Regent darf nicht nach Willkühr und Laune, sondern er muß nach den bestehenden Gesetzen regieren. — In manchen Ländern stehen dem Monarchen auch eine Anzahl von andern bedächtigen und einsichtsvollen Leuten zur Seite, die er bei den wichtigsten Regierungsgeschäften um Rath zu fragen, und deren Beistimmung er einzuholen hat — z. B.: ob die Unterthanen neue oder höhere Abgaben (Steuern) bezahlen sollen? ob ein neues Gesetz eingeführt werden soll? ꝛc. Eine Gesellschaft von solchen Leuten, ohne deren Einwilligung der Monarch keine neue Steuern erhebt, und kein neues Gesetz einführt, heißt: Landstände oder Reichsstände, und die Zeit, während welcher sie sich auf den Ruf des Monarchen versammeln und berathen, heißt: Landtag. — Das große Landesgesetz, nach welchem der Monarch und die Stände sich zu richten haben, und an dem ohne den Antrag des erstern und ohne Beistimmung der letztern nichts abgeändert werden

darf, heißt: Verfassungsurkunde (Constitution).

Liebe Kinder! In einem Lande, wo eine solche gesetzliche Einrichtung bestehet, wo der König seine Macht nur zum Schutz gegen Feinde von außen, zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung im Innern, und zur Vollziehung der Gesetze anwendet; wo die Stände freimüthig und wahr dem König und seinen Ministern sagen, wenn es im Lande irgendwo fehlt, was zu thun und zu unterlassen ist, um den Wohlstand der Staatsgenossen, der jungen und alten Bewohner des Landes, zu befördern; und wo der König den gerechten und guten Wünschen der Stände Gehör gibt, und sie, wenn es möglich ist, gerne erfüllt: da stehet es im Lande gut, da nennt man den König Landesvater und die Königinn Landesmutter. In einem solchen Lande gilt kein Ansehen der Person und des Glaubensbekenntnisses (Confession.) Der Minister, der Präsident, der Landrichter, der Bürgermeister bis herab zum Polizeidiener, alle müssen nach Vorschrift der Gesetze handeln und behandelt werden. Der Mächtige darf den Schwachen nicht mißhandeln, der Reiche den Armen nicht unterdrücken, der Christ dem Juden nichts zu Leide thun. —

Alle Eingeborne und mit Bewilligung des Königs Eingewanderte, genießen das Staatsbürgerrecht, und vor dem König und dem Gesetz sind sie alle gleich als Landeskinder, sie mögen reich oder arm, alt oder jung, von hohem oder von niederm Stande seyn. — Nennet mir, liebe

Kinder, eines der Länder in Deutschland, wo eine solche Verfassung besteht; wo der König zu seinem Schutze keiner Leibwache bedarf, wo er unter seinen Unterthanen, wie ein Vater unter seinen Kindern, wandelt; wo jeder Unterthan bereit ist, für König und Vaterland Leib und Leben, Gut und Blut zu opfern, wenn es nöthig ist. Wie heißt dieses Land? — Wer ist dieser König? — Kennt ihr ihn gleichwohl nicht persönlich, sondern nur dem Namen nach, so genießet ihr doch mit euern lieben Eltern und Verwandten die Wohlthaten und Segnungen seines guten Regiments. Bittet also Gott, den König aller Könige, daß er unsern König und sein Haus gesund erhalte und segne, damit wir unter seinem Schutz und Schirm noch ferner ein geruhiges und stilles Leben führen mögen, in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit.

VII. Begriff der Weltgeschichte.

Wie ändert sich die Erde von selbst und durch der Menschen Macht! Aus Wüsten werden Auen, aus Sümpfen werden Städte, aus Fluren Meer. Wo man sonst pflügte, schiffet man nun; und wo man sonst schiffte, da pflüget man nun. — Dort stand ein dicker Wald, viele Tagreisen lang; da liefen Rehe und wilde Schweine in Haufen, und wilde Menschen einzeln umher; keine Menschenwohnung war weit und breit, der Himmel selbst trauerte, und Land und Leute waren siberisch. Nun sind 100 Städte, und 1000 Dörfer und 100,000 kultivirte Ein-

wohner hier; kein reißendes Thier findet sich weit und breit mehr, aber zahme Heerden und gesellige Menschen wandeln jetzt hier in wärmerer Luft unter einem heitern Himmel. Sehet da Nordamerika vor 200, und euer liebes Deutschland vor 2000 Jahren!

Aber wo sind die London und Paris der alten Welt, Theben und Ninive, Babylon, Tyrus und Karthago? Wo ihre stolzen Paläste, ihre prächtigen Gärten und Lusthäuser rings um ihre Mauern herum? Wo die herrlichen Gefilde in ihrer Nachbarschaft, durch Menschenhände zu Paradiesen umgeschaffen? — Kein Stein von allen jenen Städten ist mehr auf dem andern; um sie her ist alles wüste und leer, eine Todesstille herrscht weit und breit, Löwen und Tieger wohnen wieder da, und tiegerartige Menschen morden da.

Und wie wird's nach 2000 Jahren hier bei uns wieder aussehen? Wie ändern sich die Menschen im Lauf der Zeit! aus Weißen werden Schwarze, aus Riesen werden Zwerge, aus Tölpeln werden Stutzer, aus Klugen werden Dumme, aus hübschen Leuten Räuber, und alles das auch umgekehrt, so wie es Klima und Mode, Regenten und Erfinder, Köche und Schneider haben wollen!

Das gescheidteste Volk der alten Welt, die Egyptier, sind nicht mehr; man kann sie noch hie und da in Materialwaaren-Handlungen und in Apotheken pfundweis haben (Mumien). Ihr Land ist freilich noch da, und Menschen wohnen noch darin; aber ausgeartete, barbarische Menschen.

Wir Deutsche hingegen, was waren wir vor 2000 Jahren, und was sind wir nun! Unsere Vorfahren waren stark und kraftvoll wie Riesen, nicht zart und schwächlich wie es jetzt so viele süße Herren sind; trugen rohe Pelze, und keine wattirten sogenannten deutschen Röcke mit Schnüren und Trotteln, tranken Wasser und Bier, aber weder Wein noch Kaffee, noch Thee; hatten guten Menschenverstand, aber weder Comödien noch Taschenkalender, denn sie konnten weder schreiben noch lesen; aßen nicht Menschen, aber Pferde; jagten und trieben sich in ihren dicken Wäldern umher, frei und sorgenlos, just so wie jetzt noch die Leute am Ontario.

Die Veränderungen studiren, die die Erde seit etwa 4000 Jahren erlitten hat, und den Ursachen nachgrübeln, warum das eine so, und das andre so geworden ist; ferner, sich die Veränderungen erzählen lassen, die seit Adams Zeiten mit den Menschen auf der Erde vorgegangen sind, und den Ursachen nachforschen, warum das eine Volk unverständig, stark und schwarz geblieben, das andre aber klug, kleinlich und weiß geworden ist: — beides zusammen genommen heißt mit einem Worte Weltgeschichte lernen.

Junge Erdenbürger! wollt ihr wissen, wo ihr hinkommt, und wie ihr es anzufangen habt, damit es euch in jenem Leben wohlgehe? — Fraget die Religion! —

Wollt ihr wissen, wo ihr herkommt, und wie es zugegangen ist, daß ihr hier in der Welt keine unverständige Jameos, keine schmierige Hottentotten, kleine plattnasige, dicklippige, wollhaarige, brand-

schwarze Neger seyd? daß ihr weder Menschen esset, wie noch viele eurer Mitmenschen auf Neuseeland, noch Pferde, wie eure deutschen Vorfahren, sondern daß ihr Brod und Kartoffeln esset, und zwar in Deutschland, wo doch diese Gewächse sonst nicht wuchsen? Fraget die Geschichte.

Diese Wissenschaft lehrt, wie es von jeher im Großen mit ganzen Völkern und Ländern in der Welt hergegangen ist. Sie zeigt aber auch die Mittel und Künste, durch welche wilde Menschen gesittet, unverständige Menschen gescheidt, elende Menschen glücklich geworden sind. Wer diese Künste weiß, und zugleich auch die Macht hat, sie ausüben zu können, das ist, wer zugleich auch ein Gewaltslehrer ist: Himmel, was könnte so einer nicht Gutes stiften! Millionen Barbaren würden so gesittet, wie Deutsche werden, wenn der Großsultan in Constantinopel und der schwarze Kaiser in Marokko Weltgeschichte begreifen könnten.

Daß man alle die wichtigen Veränderungen wisse, die mit Erde und Menschen seit 4000 Jahren vorgegangen sind, ist gut, aber nicht genug. Man muß auch wissen, in welcher Ordnung sie vorgegangen, wie sie aufeinander gefolgt sind, welche früher oder später sich ereignet haben. Kurz man muß wissen, wann und zu welcher Zeit jeder merkwürdige Vorfall geschehen sey.

Das heißt, man muß die Sachen nicht hinterst zu vorderst setzen; nicht sagen oder meinen, daß Adam nach der Sündfluth erschaffen worden, Sara seidene Strümpfe getragen, schon zu des Propheten Jesaia Zeiten Lesebücher gedruckt worden, und Cyrus

mit Kanonen auf Alexander geschossen habe. Denn Adam lebte lange vor der Sündfluth; wie Cyrus starb, war Alexander noch lange nicht geboren; seidene Strümpfe, Kanonen und Druckerei hat man erst seit wenigen Jahrhunderten erfunden.

Wer in der Welt nichts hinderst zuvorderst setzt, sondern alles in der Ordnung weiß, wie es nach einander passirt ist, der versteht die Weltgeschichte chronologisch. Wer aber Sara und seidene Strümpfe, Jesaia und Druckerei, Cyrus und Kanonen zusammensetzt, der macht Anachronismen, und wird ausgelacht.

Wer da weiß, was zu einer Zeit im Lande geschehen ist, und sich dabei besinnen kann, was zu eben der Zeit in einem andern, oder gar in den übrigen bekannten Ländern des Erdbodens vorgegangen ist, der versteht die Weltgeschichte synchronistisch; der steht da wie auf einem hohen Thurm, schaut stolz herab, und übersieht mit einem Blick den ganzen in jedem Zeitraum bekannten Erdkreis, wie Städte, Dörfer, Flüsse und Wälder da unten liegen.

Hoch ist der Thurm, mühsam, auch für erwachsene Leute, ihn hinauf zu klettern, und schwindlich von da herabzusehen. Laßt uns für's erste noch da unten auf der Ebene bleiben. — Von Adam bis nun sind etwa 6000 Jahre; eine lange, sehr lange Zeit!

Wollen wir Weltgeschichte lernen, so müssen wir durch diese lange Zeit, fast 60 Säcula oder Jahrhunderte hindurch gehen, und in jedem beschauen, wie es in jedem Lande ausgesehen hat. Die Reise ist lang, wir möchten ermüden; der Sachen sind viel, wir möchten irre werden und Anachronismen machen. Also

der Leichtigkeit und Ordnung wegen müssen wir sie in 6 Zeiträume (Perioden) eintheilen. Diese 6 Perioden will ich euch noch angeben. Die Reise selbst aber wollen wir erst dann antreten, wann ihr noch etwas stärker und kräftiger geworden seyd.

Erster Zeitraum. Urwelt, von Adam oder vom Anfang aller Dinge bis Noah, unter dem die Sündfluth einfiel: 1656 Jahre.

Zweiter Zeitraum. Dunkle Welt, von Noah oder der Sündfluth an, bis zu Moses, dem ersten Geschichtschreiber der Welt: 800 bis 1000 Jahre.

Dritter Zeitraum. Vorwelt, von Moses bis zu dem Perser Cyrus, der das erste große Reich stiftete, und mehrere Völker zusammen in Verbindung brachte: ohngefähr 1000 Jahre.

Vierter Zeitraum. Alte Welt, von Cyrus an bis Clodwig dem Franken und Muhamed dem Araber: ohngefähr 1000 Jahre; von denen die eine Hälfte (500 Jahre) vor Christi Geburt, und die zweite (auch 500 Jahre) nach Christi Geburt, einfällt.

Fünfter Zeitraum. Mittelalter, von Clodwig und Muhamed bis Columbus, der Amerika entdeckt: ohngefähr 1000 Jahre, in deren Mitte die Kreuzzüge stehen.

Sechster Zeitraum. Neue Zeit, von Columbus an bis jetzt 1838. Von diesen sind erst nicht viel über 300 Jahre verflossen. Wie mag es in der Welt aussehen, bis das Jahrtausend voll wird, d. i. bis wir 2000 schreiben? —

---

56. Schulgesetztafel.

I. Seyd fromm!

Beweiset äußerlich frommen Sinn in der Schule durch langsames, deutliches Beten und sanftes Singen im Stehen mit gefalteten Händen, und diese äußerliche Frömmigkeit sey nicht bloß Schein, sondern euer Herz fühle, was der Mund spricht.

II. Seyd gehorsam,

augenblicklich, — auch wenn es euch schwer wird, — ohne zu widersprechen — und ohne Widersetzlichkeit.

III. Seyd aufmerksam und fleißig!

Habt genau Acht auf die Lection und auf des Lehrers Wort, Fragen und Zeichen, plaudert nicht, — helft den Unachtsamen oder Unwissenden nicht durch Vorsagen zur Trägheit, — lernt und bearbeitet zu Hause das, was euch in der Schule aufgegeben wird, ohne Aufschub und vollständig!

IV. Seyd reinlich und ordentlich.

Erscheint in der Schule ganz reinlich im Gesichte, an den Händen, Büchern und im Anzug, und wohl gekämmt, — befleckt weder euch selbst, noch andern

Kleidung, Bücher und Geräthe, — kommt pünktlich vor dem Gesange mit den euch nöthigen Büchern und Sachen zur Schule, — versäumt die Schule nicht, ohne dringende Noth und Entschuldigung!

V. Seyd schamhaft und ehrliebend!

Redet und betragt euch nirgends schamlos, — strebt nach der Liebe eurer Mitschüler, nach dem Lobe eurer Eltern und Beobachter, nach dem Beifall eurer Lehrer und Schul-Obern, durch Fortschreiten in Kenntnissen und Sittsamkeit!

VI. Seyd ehrlich!

Nehmt niemandem etwas — auch nicht eine Kleinigkeit, — zeigt das Gefundene an, und gebt es dem Eigenthümer wieder!

VII. Seyd wahr und aufrichtig!

Hintergeht niemanden mit Unwahrheit, — gesteht euern Fehltritt sogleich und von selbst, — sagt keinem ohne Beweis etwas Böses nach!

VIII. Seyd verträglich und dienstfertig!

Meidet Zank und Streit, verhütet und vermeidet Schlägerei, — thut jedermann gern und uneigennützig einen Gefallen!

IX. Seyd ehrerbietig und anständig!

Grüßt, wenn ihr kommt und geht, euern Lehrer, — aufstehend die Schul-Obern und Fremden,

wenn sie in die Schule treten, — begegnet, auf der Straße, und wo ihr seyd, jedem mit Höflichkeit, unterlaßt die unanständigen Bewegungen und Stellungen des Körpers und der Glieder (Kopfstützen u. dergl.) — Laßt kein unanständiges Wort, noch weniger eine Schimpfrede aus eurem Munde gehen. Befleißiget euch vielmehr einer richtigen Aussprache und gesitteten Rede. — Verhaltet euch ruhig bei dem Kommen und Gehen, so wie in der Klasse während der Abwesenheit des Lehrers. Auf dem Wege in die Schule und nach Hause rennt nicht wild, und erhitzt euch nicht, sondern gehet still, ruhig und ohne Geschrei euern Weg, wie es sittsamen Kindern geziemt!

X. Seyd vorsichtig!

Hütet euch eurer — und eurer Mitschüler Gesundheit und Ehre Schaden zu thun. — Beschädiget und verderbet nichts an Gebäuden, Geräthen und Sachen, sie mögen euch oder andern gehören!

* * *

Wo ihr diese Gebote erfüllt, da geht es euch wohl, da seyd ihr den Menschen werth, da achten euch eure Mitschüler, da lobt euch euer Lehrer, da lieben euch eure Eltern, da hat Gott selbst euch lieb.

57. Gebet in früher Jugend.

Nicht Gold und Schätze wünsch' ich mir;
Ein frommes Herz allein
Erbitt' ich mir, o Gott! von Dir,
Mich Deiner zu erfreu'n.

O laß mich doch von Kindheit auf
Der Frommen Pfade geh'n,
Und mache meinen Lebenslauf
Durch stille Tugend schön!

Gib in der Kindheit schon, mit Kraft
Zu Dir empor zu schau'n,
Und edel, fromm und tugendhaft
Dir immer zu vertrau'n!

Verleih' mir Weisheit und Verstand
Und wahren Edelmuth,
Daß stets mein Herz und meine Hand
Nach Deinem Willen thut!

Laß mich im wahren Christenthum
Das Glück der Seele schau'n,
Und meinen Trost und meinen Ruhm
Auf Gottesfurcht nur bau'n!

Erzieh' mich früh zu jeder Pflicht,
Daß ich sie leisten kann,
Und führe mich in Deinem Licht
Auf immer ebner Bahn!

58. Das Feuerwürmchen.

Da spielt ein Würmchen um mich her,
Und strahlt, als ob's ein König wär';
Von Gold und Sternchen glänzt die Brust,
Von Halm zu Halm hüpft es mit Lust;
Wie schön ist es, wie schön!

Wie groß, wie gütig muß er seyn,
Der, Würmchen, dich erschuf so klein,
Und schmückte mit so vieler Pracht,
Und der dich jetzt so fröhlich macht,
Der Gott, den wir nicht sehen!

---

59. Der junge Baum und der Wind.

Der junge Baum.

„Gemach, Herr Wind, gemach! — O weh! Du siehest ja, daß ich allein hier steh'! An Eichenwäldern mag dein Zorn sich rächen! Ich bin ein junger Baum, du wirst mich noch zerbrechen."

Der Wind.

Ein junger Baum bist du? Gut, lieber junger Baum! Um desto mehr kannst du dich schmiegen. Sieh dort die alten Bäume liegen; noch faßt ich sie nur kaum. Nur fein Geduld! Je mehr ich dich zerzausen werde, je fester wurzelst du dich in die Erde.

---

60. Der Knabe und die Mücken.

„Mein Vater geht in's Holz, wie ich gemerket habe;“ so sagte Fritz, ein kleiner, muntrer Knabe, und hüpft: indem er dieses sprach, dem Vater schon von Weitem nach. Kaum trat er in den Busch, als ihn hier eine Mücke, dort wieder eine Mücke stach; er schalt und lief ein gutes Stücke, dem bösen Schwarme zu entfliehen; allein je mehr er lief, je mehr verfolgt er ihn. „Ha! sprach er, laßt ihr nicht das Ding im Guten bleiben, den Spaß will euch schon vertreiben!“ Und muthig nahm er seinen Stab, und schlug in ihren Schwarm; doch ließen sie nicht ab; und stachen sie zuvor aus bloser Lust zu stechen, so stachen sie nunmehr, um sich zu rächen.

Verwundet im Gesicht, auf beiden Händen roth, eilt Fritz dem Vater zu, und klagt ihm seine Noth. „O sieh' 'mal, Vater, das heißt stechen! „Ich hab's bald so, bald so versucht! ich lief, ich schlug, und doch half weder Schlag, noch Flucht.“ Fritz, hub der Vater an, du hast's nicht recht versucht! Geh' künftig ruhig fort; so kann ich dir versprechen, sie werden weniger dich stechen. Denn wer mit kleinen Feinden ficht, der hat von ihnen nimmer Friede; am klügsten ist, man achtet ihrer nicht, so werden sie zuletzt des Streitens selber müde.

---

61. Das milchweiße Mäuschen.

Ein milchweiß Mäuschen war einmal
Von einer großen Mäusezahl

Die einz'ge ihrer Art;
Ihr Fellchen war dem Atlas gleich,
So glatt, so schimmernd und so weich,
Sie selbst war klein und zart.

„Kind, sprach die Mutter einst zu ihr,
Noch kennst du nicht das böse Thier,
Die Katze, unsern Feind!
Sie laur't auf uns in finstrer Nacht,
Dein Fell ist weiß, nimm dich in Acht!
Mein Rath ist gut gemeint."

„Auch vor der Eule hüte dich;
Dir fehlt Erfahrung, wie man sich
Gefahren klug entzieht."
Das Mäuschen dünkt sich klug und spricht:
„O Mutter, sorgt für mich nur nicht!
Ich weiß schon, wie man flieht."

Nun ging es einstens auf den Schmaus
Des Abends ohne Mutter aus,
Und tanzte frisch und keck;
Doch da es wieder heimwärts ging
Da kam die Eule schnell, und fing,
Mein weißes Mäuschen weg.

„Ach, rief's, wie war ich doch bethört!
Hätt' ich der Mutter Rath gehört,
So litt ich nicht den Tod!"
Allein das weiße Mäuschen schrie
Umsonst; die Eule speis'te sie
Zu ihrem Abendbrod.

62. Die Ameise und die Grille.

Eine faule Grille sang den ganzen Sommer lang, und war immer ohne Sorgen für den lieben andern Morgen. Weil der Sommer Nahrung hat, wurde sie auch täglich satt; aber als der Winter kam, der der Flur das Leben nahm, und nun alles öde stand, und kein Würmchen sich mehr fand: spricht sie zu der Nachbarinn, einer Ameis': „Ach ich bin ja so hungrig, gib mir doch ein klein wenig nur zu leben; deine Kammer hat ja noch so viel Vorrath, und ich will alles ehrlich wieder geben mit den Zinsen im April.“

Schwesterchen, antwortete ihr die Ameise, sage mir doch nur erst, wie brachtest du deine Zeit im Sommer zu? Sage mir, was thatest du? „Was ich that? Du weißt es wohl! Ich, die Freundinn vom Apoll, sang beständig; hast du mich nicht gehört, und konnte ich, Schwesterchen, was Bessers thun?“

Grillchen, nein! Doch tanze nun!

---

63. Der Löwe und die Maus.

Bei eines Löwen grauser Mörderpfote kroch eine Maus, nicht ahnend die Gefahr, an's Tageslicht, bedeckt mit Schlamm und Kothe. Erstaunt, daß eine Maus die Erde nur gebar, fragt' sie der Löw': „Soll ich zum Mittagsmahl dich speisen? Nein, armes Thier, zu mager und zu klein bist du; kaum würdest du dem Magen fühlbar seyn. Das Leben schenk ich dir! Frei magst du weiter reisen! Die Katze nur

führt mit den Mäusen Krieg; zu niedrig ist dem Löwen so ein Sieg." Die Maus geht weg, von Dankbarkeit durchdrungen. Verloren, wie ein weises Sprüchwort spricht, ist oft schon hier die kleinste Wohlthat nicht. Sie zu erwiedern, war auch unsrer Maus gelungen. „Was sagst du, Dichter?" fällt mir hier ein Leser ein; „kann eine Maus wohl auch dem Löwen nützlich seyn?" Was unwahrscheinlich ist, sind doch nicht immer Lügen; der Wahrheit Lichtglanz strahlt oft aus der Fabel Zügen; Beweis davon soll dieser Vorfall seyn. Der Löw' verirrte sich in einem düstern Hain; und plötzlich war er in ein Garn, mit Laub bedeckt, gefallen; von seinem Klaggebrüll ließ er die Flur erschallen. Die Maus war in der Näh', und eilt auf dies Geschrei, der Wohlthat eingedenk, gleich zu dem Netz herbei. Gefangen sieht sie da der Thiere König liegen; den Waldbewohnern macht sein tiefer Fall Vergnügen. Was that die kleine Maus? sie fängt mit scharfem Zahn die Stricke wacker zu benagen an. Ein Knoten reißt entzwei. Der Löw', mit Kopf und Pfote dringt durch, entflieht dem Tod, der in der Näh' ihm drohte.

* * *

Verachte Niemand'; er sey noch so schwach und klein, im Nothfall kann er einst als Freund dir nützlich seyn.

64. Der Löwe und der Fuchs.

„Herr Löwe," — sprach ein Fuchs, — „ich muß es dir nur sagen; mein Verdruß hat sonst kein Ende:

„Der Esel spricht von dir nicht gut; er sagt: Was ich an dir zu loben fände, da wüßt' er nicht; dein Heldenmuth sey zweifelhaft; auch gäbst du keine Proben von Großmuth und Gerechtigkeit; du würgtest ohne Unterschied: er könne dich nicht loben." —

Ein Weilchen schwieg der Löwe still; darauf sprach er: „Fuchs! er spreche was er will; denn was von mir ein Esel spricht, das acht' ich nicht."

---

65. Das Kind und die Biene.

Als einst Karl im Grase schlief, wagt's ein Bienchen, ihn zu stechen; zornig sprang er auf und rief: „Wartet nur, ich will mich rächen!"

Drauf brach er mit kühner Hand von dem nächsten Busche Reiser, schlug, und warf zugleich mit Sand an die armen Bienenhäuser.

Doch der kleinen Bienen Heer ließ die Schmach nicht ungerochen; alles fiel ihn an und er wurde jämmerlich zerstochen. —

Das war seine eigne Schuld, keinem Menschen durft' er's klagen. — Lerne künftig in Geduld ein geringes Unrecht tragen!

---

66. Der Dachs und das Eichhörnchen.

Dachs. Wohin so eilig, kleines Thier? Komm doch einmal herein!

Eichhorn. Kann ich in was gefällig seyn? Sprich! was beliebet dir?

Dachs. Ich seh' dir oft aus meiner Wohnung zu, und wundre mich, wie unermüdet du von einem Zweig zum andern hüpfest, und durch die Nußgesträuche schlüpfest, und wie du keine Ruh und Rast vom Morgen bis zum Abend hast; wie kannst du das in aller Welt ertragen? und noch so munter seyn und so geschwind, als wenig andre Thiere sind? und ich muß mich mit meiner Trägheit plagen?

Eichhorn. Mein lieber Dachs, das ist nicht schwer zu sagen! Wenn ihr stets so in euern Löchern lauert, als wäret ihr lebendig eingemauert, und nur von eurem Fette zehrt, da ist es wohl noch Fragens werth, warum sogar das Gehen euch beschwert? Ei, bei der übertriebnen Ruh' nimmt eure Trägheit täglich zu; wer aber Fleiß und Arbeit liebt, wird immer mehr darin geübt.

---

67. Die beiden Hunde.

Ein Junker hielt sich ein paar Hunde; es war ein Pudel und sein Sohn. Der junge, Namens Pantalon, vertrieb dem Herrchen manche Stunde. Er konnte tanzen, Wache stehn, den Schubkarrn ziehn, in's Wasser gehn, und alles dieses aus dem Grunde.

Der schlaue Fritz, des Jägers Kind, war Lehrer unser's Hunds gewesen; und dieser lernte so geschwind, als mancher Knabe kaum das Lesen. Einst fiel dem kleinen Junker ein, es müßte noch viel leichter seyn, den alten Hund gelehrt zu machen. Herr Schnurr war sonst ein gutes Vieh, doch seine Herrschaft zog ihn nie zu solchen hochstudirten Sachen; er konnte bloß das Haus bewachen. Der Knabe nimmt ihn vor die Hand, und stellt ihn aufrecht an die Wand; allein der Hund fällt immer wieder auf seine Vorderpfoten nieder. Man rufet den Professor Fritz, und er erschöpfet seinen Witz; umsonst! Es will ihm nicht gelingen, den alten Schüler zu bezwingen. Vielleicht, sprach Fritze, hilft der Stock. Er holt den Stock; man prügelt Schnurren; noch bleibt er steifer, als ein Bock, und endlich fängt er an, zu murren. „Was wollt ihr?" sprach der arme Tropf, „ihr werdet meinen grauen Kopf doch nimmermehr zum Doktor schlagen; geht, werdet durch mein Beispiel klug, ihr Kinder! lernet jetzt genug, ihr lernt nichts mehr in alten Tagen!"

---

68. Das Veilchen und der Dornstrauch.

Lächelnd stand das Veilchen da
In dem stillen Reize; sah
Nach Bewundrern sich nicht um;
Demuth war sein Eigenthum.

„Du bist," sprach ein Dornenstrauch,
„Immer fröhlich; weiß du auch,

Daß im Thal du nicht allein
Blume bist? — Du bist nur klein,

Und dein Bischen Wohlgeruch, —
Armes Ding! ist das genug?
Glaub' es, man bemerkt dich kaum
In der weiten Schöpfung Raum.

Sieh' einmal die Rose an,
Jene Stolze! Jedermann
Heißt sie Königinn und spricht:
Ihr gleicht keine Blume nicht."

Sittsam, mit Bescheidenheit
Lacht das kleine Veilchen, streut
Süßen Wohlgeruch um sich,
Und das Thal erfreute sich.

Wenn ich, sprach's mit frohem Sinn,
Nur ein gutes Veilchen bin!
Meines kleinen Kelches Duft
Füllt zwar nicht die ganze Luft;

Aber doch der kleine Kreis,
Den ich füllen kann, er weiß
Mir zu danken, und ich bin
Glücklich, wie die Königinn.

Ist die Rose schöner gleich,
Ist ihr Kelch an Düften reich,
Kommt das Bienchen doch von ihr
Auch um Honig her zu mir;

Und oft setzt die Schäferinn
Neben mir im Gras' sich hin,
Dankt mit einem Seufzerchen
Meinem Dufte, heißt mich schön;

Blickt zum Himmel dankbar auf,
Schickt Anbetung Gott hinauf,
Spricht: O Schöpfer, Dank sey dir,
Auch dies Veilchen schufst du hier!

Glaub' es, lieber Nachbar, nur
Immer weis' ist die Natur;
Weise gab sie Rosen Pracht,
Weis' hat sie mich klein gemacht!

Mädchen, sey dem Veilchen gleich,
Und an stiller Tugend reich;
Dann trägst du auf Erden hier
Schon den Himmel selbst in dir!

---

69. Der Hänfling.

Ein Hänfling — den der erste Flug aus seiner Eltern Neste trug, — fing an die Wälder zu beschauen, und kriegte Lust, sich anzubauen: — ein edler Trieb; denn eigner Heerd ist nach dem Sprüchwort Goldes werth.

Die stolze Glut der jungen Brust macht ihm zu einem Eichbaum Lust; „hier, — sprach er, — leb' ich, wie ein König! dergleichen Nester gibt es wenig." Kaum stand das Nest, so ward's verheert, und durch den Donnerstrahl verzehrt.

Es war ein Glück bei der Gefahr, daß unser Hänfling auswärts war; jetzt kam er, da es ausgewittert, und fand die Eiche halb zersplittert; da sah er mit Bestürzung ein, er könne hier nicht sicher seyn.

Mit umgekehrtem Eigensinn begab er sich zur Erde hin, und baut' in niedriger's Gesträuche, so scheu macht ihn der Fall der Eiche; doch Staub und Würmer zwangen ihn, zum zweitenmale auszuzieh'n.

Da baut er sich das dritte Haus, und wählt ein dunkles Büschchen aus, wo er den Wolken nicht zu nahe, auch nicht die Erde vor sich sahe; ein Ort, der in der Ruhe liegt; — da lebt er noch und lebt vergnügt. —

Vergnügte Tage findet man, — wie man sie immer finden kann, — nicht auf dem Thron, auch nicht in Hütten. Kannst du vom Himmel es erbitten, so sey dein eigner Herr und Knecht. — Dies bleibt des Mittelstandes Recht.

---

70. Der Hecht und der Haifisch.

Ein Hecht regierte lange Zeit in einem Wasser weit und breit, und glaubte voller Stolz, es sey er der Fürst und Herr im ganzen Weiher. Was hindert mich denn (fing er an), daß ich im weiten Ocean nicht eben so gewaltsam wüthe; nicht eben so, als Herr gebiete, wie hier? Er sagt's, und schwimmt sogleich hinab in's große Wasserreich. Doch wie erschrak er, als er da des Meeres Ungeheuer sah! Ein Hai, der nicht so bald vernommen, weßwegen er hieher geschwommen, that seinen weiten Rachen auf, ergriff ihn, und verschlang ihn drauf.

* * *

So trifft der kleinere Tyrann stets einen noch gewalt'gern an, der ihn, von Siegen schon umringt, mit seiner größern Macht verschlingt.

---

71. Der Schmetterling und die Biene.

Ein schöner, bunter Schmetterling (ich glaub' es war ein Pfauenauge) hing an einem Hyazinthenstocke, und spiegelte mit Wohlgefälligkeit im Sonnenglanz sein sammtnes Federkleid. Da sah er in dem Kelche einer Silberglocke ein Bienchen. — Voller Zorn schrie er: „Was will das hier? Ein kleines, so armsel'ges Thier wagt sich so nah' zu mir? Man sieht's an seinem härnen Rocke, daß es vom Staub geboren ist, im Staub zu kriechen, auserkies't, bestimmt, sein Bischen Brod in Mühe zu erwerben, und in der Dunkelheit zu leben und zu sterben. Herr Gärtner! (hier rief er den Gärtner zu sich hin) so wahr ich, seh' Er selbst, das Kind der Schönheit bin, so ist der Anblick mir nicht länger auszustehen! vertreib' er doch die schmutz'ge Nachbarinn; noch besser ist's, den Hals ihr umzudrehn!"

Der Gärtner hörte lang' schon dem Geschwätze zu. „Du bunter Taugenichts!" sprach er, „was schwatzest du? Dir hab' ich Lust den Hals zu brechen! du kannst von deiner Herkunft sprechen? Du? eine Raupe sonst, für uns die größte Last, die du mir Blüth' und Blatt im Lenz zerfressen hast, und nun nichts thust, als in der Luft umher zu gaukeln, und, auf dein Kleidchen stolz, auf Blumen dich zu schaukeln, und, wenn du deine Zeit unnütz verthan,

uns ein Geschmeiß von Raupen herzusetzen? Und dieses Bienchen siehst du mit Verachtung an? Ja freilich, — und doch! wenn auch Geburt was wär', sie ist ein Königskind; allein sie ist weit mehr, ist Fleiß und Arbeit selbst, prangt nicht mit falschem Glanze, baut Häuser, sammelt mühsam ein, und nicht von andrer Gut, auch nicht für sich allein; sie sammelt Schätze für das Ganze. Wart', wart'! du sollst es sehen!" — Und hiermit hascht er ihn; er zappelte und wollt' entfliehn. Umsonst! Er ward zum Bienenstock getragen, und in den Korb hineingesteckt.

Hier hat er kaum der Bienen Fleiß entdeckt, sie ihn, so faßt ein Schwarm ihn bei dem Kragen, und schreit: „Fort, fort mit dir! Kein Stolz und Müßiggang gilt hier; wir kennen kein Verdienst, das Stand und Schneider geben, und leben nicht, um bloß zu leben! Wer jenes nicht durch innern Werth erwirbt, ist nicht des Lebens werth, und werth nur, daß er stirbt."

---

72. Der Hirsch, der sich im Wasser besieht.

Ein Hirsch bewunderte sein prächtiges Geweih am Spiegel einer klaren Quelle: „Ei sieh! wie herrlich prangt es an der Stelle, wo Königskronen stehn! — sieh, wie so stolz, so frei! auch ist mein ganzer Leib vollkommen; — nur allein die Beine nicht, die sollten stärker seyn!" —

Als er sich so besieht mit tadelndem Gesicht, hört er im nahen Busch ein Jägerhorn erschallen, sieht eine Jagd von den Gebirgen wallen, erschrickt und flieht. — Nun aber hilft ihm nicht das prächtige Geweih dem nahen Tod entflieh'n, nicht sein vollkommner Leib; — die Beine retten ihn; die reißen, wie ein Pfeil, die prächtige Gestalt mit sich durch's weite Feld und fliegen in den Wald. Hier aber halten ihn im vogelschnellen Lauf an starken Zweigen oft die vierzehn Enden auf. Er reißt sie los, und lernet nun im Flieh'n, das Nützliche dem Schönen vorzuzieh'n.

---

73. Die Taube und die Schlange.

Ein Täubchen saß auf einer Nelkenstange im Sonnenschein; da regte sich der Strauch, es wandt' sich eine bunte Schlange hervor und sprach: — „Ei! freuest du dich auch, mein Schwesterchen, der süßen Sonnenstrahlen, die unser beider Hals mit goldnem Schein und buntem Farbenglanz bemalen? O komm, und laß im traulichen Verein uns dieser Nelken Duft erfreun!" —

„Ich, deine Schwester? — sprach die Taube; — du letzest dich am blut'gen Raube, wie könnten wir wohl Freunde seyn?" —

„O komm herab und sieh und glaube!" — antwortete die Schlange, — „schaue nur hier meinen Nacken! — hat nicht die Natur ihn eben so geschmückt, wie deinen? sieh den Glanz, der röthlich schön aus

unsern Augen funkelt, und den Rubin und Diamant verdunkelt! Du — bist der Luft, — und ich — der Erde Kranz; der kleine Unterschied, daß du gen Himmel fliegst," — —

„Und daß," erwiederte die Taube, — „du Gift in deinem Zahne trägest, dich tückisch unter Blumen legest, und mit dem Bauch im Staube kriechst" —

Sie sprachs. — Der Hals der Schlange schwoll von Zorn und schwarzem Gifte. Des frommen Täubchens Flug erscholl im hohen Reich der Lüfte.

---

74. Der Wettstreit.

Wind und Sonne machten Wette, wer die meisten Kräfte hätte, einen armen Wandersmann seiner Kleider zu berauben.

Wind begann; doch sein Schnauben that ihm nichts; der Wandersmann zog den Mantel dichter an.

Wind verzweifelt nun und ruht; und ein lieber Sonnenschein füllt mit holder, sanfter Glut Wanderers Gebein. Hüllt er nun sich tiefer ein? Nein! ab wirft er nun sein Gewand, und die Sonne überwand.

* *
*

Übermacht, Vernunftgewalt macht und läßt uns kalt; warme Christusliebe, — wer, der kalt ihr bliebe?

---

75. Der Mensch, das Vergnügen und der Schmerz.

Wer bist du, freundlich Kind? — „Ich heiße das Vergnügen." Und du, Triefäugiger, aus dessen finstern Zügen Verdruß und Gram und Trübsinn spricht? — „Ich bin der Schmerz." — Dich mag ich nicht! Doch du, o schönes Kind, bist mein! „Nicht also, Freund, das kann nicht seyn! Wer mich verlangt, der muß sich auch bequemen, hier diesen mitzunehmen." — O pfui, das ist dein Scherz! Wie schickst du dich denn zu dem Schmerz? Ihr Feinde wär't so nah verbunden? „Ja, dies ist einmal so des großen Gottes Schluß. Sieh nur dies feste Band, das uns verknüpfen muß; er hat es selbst um uns gewunden. Wir bleiben unzertrennt verbunden, und folgen stets einander auf dem Fuß.

---

76. Der junge Baum.

Das liebe kleine Bäumchen hier
Ist, wie man sagt, gleich alt mit mir,
Und trägt so jung und zart
Schon Früchte von der besten Art.

Es lohnt den Gärtner, dessen Hand
So vielen Fleiß darauf verwandt;
Wie wird es ihn erfreu'n,
Wird es zum Baum erwachsen seyn!

O bin ich nicht dem Bäumchen gleich?
Zwar jetzt nur noch an Blüthen reich;
Doch gibt mir Gott Gedeih'n,
So will ich's auch an Früchten seyn.

77. Der Mai.

Es lächelt aufs neu
Der fröhliche Mai
Im bunten festlichen Kleide;
Von Höhen und Thal
Tönt überall
Die süße Stimme der Freude.

In Wiesen und Flur
Gibt uns die Natur
Die schönsten Blumen zu pflücken;
Drum will ich zum Tanz
Mit einem Kranz
Die blonden Haare mir schmücken.

Doch sollt' ich nicht den,
Der alles so schön
Erschuf, erst brünstig erheben?
Durch Jubelgesang
Preis' ihn mein Dank,
Doch mehr mein künftiges Leben!

78. Der wahre Reichthum.

Warum durchirrt nach Gut und Gold
Der Mensch die fernsten Meere,

Als ob für ihn nicht eine Welt
Schon groß genug wäre?
Doch, wenn er, was er wünscht, besitzt,
So stirbt er, ohne daß er's nützt.

Dies können nicht die Güter seyn,
Die man sich soll erwerben;
Ein Weiser sammelt Schätze ein,
Die nimmer verderben.
Die Tugend ist's; nach dieser Zeit
Folgt sie ihm in die Ewigkeit.

79. Die Sonne.

Gegrüßet seyst du, edles Licht,
O Sonne, die mein Angesicht
Auf's Neue jetzt erhellet!
Wie groß ist der, der dich gemacht,
Und deine Majestät und Pracht
An's Firmament gestellet!

Aus deinem Feuermeere fließt
Die Wärm' in alles, was da ist,
Ihm Kraft und Glanz zu geben.
Der Eichbaum und das kleinste Gras
Empfängt von dir in gleichem Maß
Flor, Wachsthum, Reife, Leben.

Du bist des frommen Weisen Bild,
Der stets, mit Menschenlieb' erfüllt,
Vertheilt, was er besitzet.
Den Blöden leuchtet sein Verstand,
Indem die immer offne Hand
Wohlthätig andern nützet.

80. An den Schlaf.

Komm, süßer Schlaf, erquicke mich!
Mein müdes Auge sehnet sich
Der Ruhe zu genießen;
Komm, sanft es zuzuschließen.

Wie aber, Freund, wenn schlössest du
Von nun an es auf ewig zu,
Und diese Augenlieder
Säh'n nie den Morgen wieder?

So weiß ich, daß ein schöner's Licht
Einst meinen Schlummer unterbricht,
Das ewig, ewig glänzet,
Und keine Nacht begränzet.

---

81. Verehrung der Mutter.

Eine gute Mutter ist über alles zu verehren! was das Leben ihr versüßt, sucht, ihr Kinder, zu vermehren! ihre Lieb' verschönert euch das Leben, ihre Sorgfalt nur erhielt es euch. Nahrung, Pfleg' und Freude euch zu geben, scheuet sie spät und früh Last und Arbeit nie. Manche Nacht wird für's Kleine durchgewacht; mancher Kummer raubet ihr den Schlummer, denn in ihrem Kinde lebt und webet sie. Unermüdet trägt sie den Liebling, wägt alles Gute für ihn ab. Jeder Schmerz geht auch ihr durch's Herz; und so sinnt sie bis in's Grab ohne Unterlaß immer nur auf das, was ihn glücklich durch das Leben führt.

O! wen Mutterzärtlichkeit nicht rührt, der ist keiner Zähre, wenn er auch sonst alles wäre; wer die Dulderinn nicht ewig ehrt, der ist nicht des Daseyns werth.

---

82. Geschwisterpflichten.

Wenn sich die Geschwister lieben,
Jung sich ächter Freundschaft weihn,
Und mit Wort und That sich üben,
Stets ein Herz, ein Geist zu seyn,
Fern von Streit, von Haß und Neide;
Dann sind sie der Eltern Freude.

Kinder, die sich nicht vertragen,
Die sich ohne Unterlaß
Neiden, necken und verklagen,
Und vergelten Haß mit Haß,
Haben keine guten Herzen,
Und sind ihrer Eltern Schmerzen.

Seyd der Eltern Lust, ihr Kleinen!
Sanftmuth, Lieb' und Freundlichkeit
Müssen sich in euch vereinen;
Haß hingegen, Zank und Neid
Sucht, so viel ihr könnt, zu meiden,
Müßtet ihr auch Unrecht leiden.

---

83. Freundschaft.

Der Freund, der mir den Spiegel zeiget,
Den kleinsten Flecken nicht verschweiget,

Mich freundlich warnt, mich herzlich schilt,
Wenn ich nicht meine Pflicht erfüllt':
Der ist mein Freund,
So wenig er es scheint.

Doch der, der mich stets schmeichelnd preiset,
Mir alles lobt, und nichts verweiset,
Zu Fehlern mir die Hände beut,
Und mir vergibt, eh' ich's bereut:
Der ist mein Feind,
So freundlich er auch scheint.

---

84. Gesundheit und ein gut Gewissen.

Viel hat die Welt, was wir nicht wissen,
Versagt es weißlich ein Geschick;
Gesundheit und ein gut Gewissen,
Sie einzig gründen unser Glück.

Gesundheit und ein gut Gewissen
Sind Freunde, bei uns eingekehrt;
Sie würzen des Bedarfes Bissen,
Sie geben unsrer Fülle Werth.

Gesundheit und ein gut Gewissen
Erleichtern uns des Lebens Müh;
Sie polstern Abends uns das Kissen,
Und wecken uns zur Arbeit früh.

Was ist es, was in Hindernissen
Gekränkten Sieg und Recht verschafft?
Gesundheit und ein gut Gewissen;
Sie rüsten uns mit Muth und Kraft.

Und wär' uns jedes Gut entrissen,
Getrost! uns machen wieder reich
Gesundheit und ein gut Gewissen;
Durch sie nur sind wir alle gleich.

Laßt uns sie pflegen, wie wir müssen!
Dann scheidet, winkt die Grabesruh,
Gesundheit spät; ein gut Gewissen
Drückt sanft des Müden Auge zu.

---

85. Blumenlied.

Der rauhe Winter schreckte
Die freundliche Natur,
Und Schnee und Eis bedeckte
Die liebe Blumenflur.

Nur auf den Fensterscheiben
Sah'n wir das kalte Eis
Bewundernd Blumen treiben,
Recht glänzend silberweiß.

Kaum kam der Lenz, so lachte
Von Neuem die Natur,
Zurück in's Leben brachte
Sein Hauch die todte Flur.

Wohin er trat, da sprießte
Ein zartes Blümchen auf,
Mit sanftem Nicken grüßte
Ihn dankbar jedes d'rauf.

Es schmückt so manche Blume
Uns Garten, Wald und Flur,

Und duftet süß zum Ruhme
Der gütigen Natur.

Doch ach! sie alle schwinden;
Denn jede Schönheit flieht;
In wenig Tagen finden
Wir sie entstellt, verblüht.

Wir Menschen, o wie gleichen
Wir ihnen doch so ganz!
Auch uns're Reize weichen,
Wie dort der Blumen Glanz.

Doch schmückt ein Reiz die Jugend,
Den nie die Zeit verdirbt;
Dies ist der Reiz der Tugend,
Den sie sich früh erwirbt.

Des Geistes Blume blühet
Auch nicht für diese Zeit;
Sie wächst, sie glänzt, sie glühet
Für die Unsterblichkeit.

---

86. Goldene Regeln.

Nicht zu reich, und nicht zu arm,
Nicht zu kalt, und nicht zu warm,
Nicht zu groß, und nicht zu klein, —
Keins von beiden möcht' ich seyn.

Ist man reich, wie bald vergißt
Man, wer Gott, und was man ist,
Und liebt all' sein Leben lang
Schwelgerei und Müßiggang.

Arm zu seyn, ist auch nicht leicht;
Wer nicht gehen kann, der kreucht;
Und zu hoch, wie schwer erhält
Einer sich, daß er nicht fällt.

Glücklich ist der Mittelstand!
Ist mir so viel zugewandt,
Daß ich auf des Lebens Bahn
Meinem Nächsten dienen kann;

Daß ich, schwerer Sorgen frei,
Meiner Pflicht und Absicht treu,
Was ich für den nächsten Tag
Brauche, heute haben mag:

O dann krönt Zufriedenheit
Meines Lebens Seligkeit,
Und ich ehr' an ihrer Hand
Gott, Natur und Vaterland.

---

87. Schäfers Sonntagslied.

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch Eine Morgenglocke nur!
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie' ich hier.
O süßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten viele ungesehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

---

88. Der alte Landmann an seinen Sohn.

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
 Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
 Von Gottes Wegen ab!

Dann wirst du, wie auf grünen Au'n,
 Durch's Pilgerleben geh'n;
Dann kannst du sonder Furcht und Grau'n
 Dem Tod' in's Antlitz seh'n;

Dann wird die Sichel und der Pflug
 Dir in der Hand so leicht;
Dann singest du beim Wasserkrug,
 Als wär' dir Wein gereicht.

Dem Bösewicht wird alles schwer,
 Er thue, was er thu'
Das Laster treibt ihn hin und her;
 Und läßt ihm keine Ruh.

Der schöne Frühling lacht ihm nicht,
 Ihm lacht kein Ährenfeld;
Er ist auf List und Trug erpicht,
 Und wünscht sich nichts, als Geld.

Der Wind im Hain', das Laub am Baum
 Saus't ihm Entsetzen zu;
Er findet, nach des Lebens Traum,
 Im Grabe keine Ruh.

Sohn! übe Treu und Redlichkeit
 Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
 Von Gottes Wegen ab;

Dann segnen Enkel deine Gruft,
Und weinen Thränen drauf;
Und Sonnenblumen, voll von Duft,
Blüh'n aus den Thränen auf!

---

89. Das Leben.

Leben ist des Himmels Gabe,
Ist des wärmsten Wunsches werth! —
Zittert nicht der Greis am Stabe,
Wenn er Sterbeglocken hört;
Und wann er die Stunde denkt,
Da man in die Gruft ihn senkt?

Wenn den Säugling in der Wiege
Todesschauer überfällt,
Ach, wie werden seine Züge,
Jeder kleine Reiz entstellt!
Gern möcht' er dem Tod entflieh'n,
Lebenstrieb beseelt auch ihn.

Sterbend windet sich im Staube
Auch der kleinste Erdenwurm;
Selbst die Blume auf der Laube
Trauert bei des Wetters Sturm
Und bei heißer Sonnenglut.
Leben ist ein großes Gut.

Ja, aus Gräbern, zwischen Moose
Drängen Blumen sich empor;
Zwischen Dornen hebt die Rose
Sich in Lebensfüll' empor;
Und nach längerm Leben strebt
Alles, was auf Erden lebt.

Zwar bedrohen manche Plagen
Von der Wieg' uns bis an's Grab;
Aber tausend Freuden sagen,
Daß uns Gott das Leben gab;
Darum danken freudig wir,
Vater, für das Leben dir!

---

90. Die drei Blümchen.

Drei Blümchen in meinem Garten blüh'n:
Das erste, — das Röschen der Freude,
Soll schmücken mein Haupt; — ein froher Sinn
Verbannet den Gram, ist Lebensgewinn,
Und schaffet zu Eden die Haide.

Drei Blümchen in meinem Garten blüh'n:
Die Lilie der Unschuld, das zweite,
Soll schmücken mein Herz; — wenn sie es deckt,
So schlägt es so leicht; kein Unfall schreckt
Den Waller in ihrem Geleite.

Drei Blümchen in meinem Garten blüh'n:
Das dritte, das Immerschön, pflanze
Man auf mein Grab; es welket nie,
Der Seele gleich; auch sie, auch sie,
Blüht ewig im himmlischen Glanze.

---

91. Das Vergnügen.

Was die weite Welt bewegt, und sich auch im Würmchen regt; was vom Himmel selber quillt, und die ganze Seele füllt, das Vergnügen, folget

nur sanften Trieben der Natur. Stille Lauben sind sein Haus, seine Pracht ein frischer Strauß; Einfalt und Gemächlichkeit sein gewöhnliches Geleit. Es erhält durch Mäßigung stets sich reizend, stets sich jung. Keiner, der es schildern will, trifft es; denn es hält nicht still; es verfolgen, heißt, es fliehn; es empfinden, nach sich ziehn. Wenn sich oft an einem Fest Weisheit von ihm fangen läßt, dann begehrt aus seinem Schoß die Gefang'ne selbst nicht los. Sein geliebter Aufenthalt ist die Flur, das Thal, der Wald, wo es stets nach Rosen läuft; doch nicht stets die schönsten greift, weil der Knospen Neuigkeit mehr als Schönheit es erfreut. Gerne fliegt's mit frohem Sinn zu des Mädchens Arbeit hin, und es wohnt mit reiner Lust in des frommen Kindes Brust. Freunde, wißt ihr, wo ich's fand? wo ich es mit Blumen band? Zwischen Weisheit und Verstand.

---

92. Greiseslehre.

Sohn, — willst du, daß einst graues Haar dir Schmuck und Ehre sey, so nimm das Wort des Greises wahr, und acht' und üb' es treu! Schon wankt er, folgsam dem Geschick, dem düstern Grabe zu; doch spricht auch dieser matte Blick der Seele heit're Ruh.

Am Grab ist Wahrheit! — glaub' es, Sohn! die bunte Täuschung flieht, das Vorurtheil schleicht sich davon, die Leidenschaft verglüh't, des Goldes

Zauberklang verhallt, der Titel Prunk zerfließt, wenn dich in schauriger Gestalt der Engel Tod begrüßt.

Nur Menschenwohl, das du gebaut, folgt dir zum Grabe nach; versüßt dir, wenn dein Scheitel graut, des Alters Ungemach. Erhoben über Erdentand, bleibt dir dein Herz genug, und Blumen streut des Engels Hand auf deinen Aschenkrug.

Der alte Dietrich sättigte sich von des Armen Schweiß; umsonst bat ihn der Hungrige um Lohn für seinen Fleiß. Er höhnete mit frechem Muth des Elends Klagelaut, und schmälerte der Waise Gut, zum Schutz ihm anvertraut.

Ihn rührte nicht des Kranken Noth, der ohne Pflege starb; die Unschuld nicht, die ohne Brod und Unterricht verdarb. Nun ist er todt. — Man jauchzte hoch, als grausich er verblich, und schauernd kehrt die Nachwelt noch von seinem Hügel sich.

Drum willst du, daß einst graues Haar dir Schmuck und Ehre sey, so nimm das Wort des Greises wahr, und acht' und üb' es treu! Sey thätig, warte deiner Pflicht, auch wo sie Dornen streut, und freue, wenn dein Auge bricht, dich deiner Redlichkeit.

Vor allem, Sohn, vergiß es nie, daß du der Nachwelt lebst, daß jedes Samenkorn für sie zur Ernte du vergräbst! Zeigt einst, wenn dich der Schnitter mäht, kein Marmor dein Gebein, so wird die Frucht, die du gesä't, dein schön'res Denkmal seyn!

---

93. Der Vater Martin.

Der alte Vater Martin war
Mit Ehren sechs und achtzig Jahr.
Er schlich so matt, er schlich so schwer
An seinem Stab im Dorf einher;
Sein Haupt, mit weißem Haar geschmückt,
War längst dem Grabe zugebückt.

Im Dorfe liebt' ihn Groß und Klein,
Man lud zu jedem Fest ihn ein;
Man gab ihm stets den schönsten Kranz
Bei'm Hochzeitreih'n und Erntetanz;
Denn Martin war so sanft, so gut,
Und scheuchte nie den frohen Muth.

Das Pfingstfest kam; die erste Nacht
Ward mit Gesang und Tanz vollbracht;
Da sammelte sich Groß und Klein,
Und sang und sprang im Mondenschein;
Der alte Martin aber schlich
Zu seiner Freunde Gräber sich.

Die Nacht war schön; ein Lüftchen nur
Durchstrich des Kirchhofs stille Flur,
Und lispelte, mit sanftem Hauch,
Im thaubegränzten Rosenstrauch,
Der, frischgepflanzt von lieber Hand,
Am Grabe eines Jünglings stand.

Der alte Martin seufzte schwer,
Er sah empor zum Sternenheer,
Und sank auf's Grab, wo Anna schlief,
Voll heißer Andacht hin, und rief:
„Ach lieber Gott, ach führe du
Den alten Martin auch zur Ruh!"

„All' meine Freund' und Nachbarn hier
Sind längst, du lieber Gott, bei dir;
Ich bin so einsam und allein,
Und möcht' auch gern dort oben seyn!
Du lieber Gott! was soll ich doch
So spät auf deiner Erde noch? —

„Ich bin ja alt und lebenssatt,
Mein Geist ist schwach, mein Herz ist matt,
Mein zitternd Haupt ist silberweiß;
Was soll hier noch der matte Greis? —
Ach, nimm ihn auf, und decke du
Sein müdes Herz mit Erde zu!" —

Und Martin's Bitte stieg zum Ohr
Des Weltenvaters still empor.
Er winkt' Erhörung seinem Fleh'n,
Und hieß den Todesengel geh'n,
Daß er bereitete sein Grab,
Uud nähm' ihm ab den Pilgerstab.

Der Engel wehte Trost und Ruh'
Dem frommen Vater Martin zu;
Er trat zu ihm im Lichtgewand,
Und reicht' ihm seine kalte Hand;
Er sprach zu Martin: — „Küsse mich! —
Da küßt' ihn Martin, und — erblich.

94. Der Greis und seine Söhne.

Ein Vater schied von seinen lieben Söhnen; doch eh' er schied, sucht' er durch ein Symbol zur Eintracht ihre Herzen zu gewöhnen. „Ich scheide, sprach er;

Söhne, lebet wohl! doch eins: Zerbrecht mir diese Pfeile, gebunden, wie sie sind!" In größter Eile will jeder den Befehl vollziehn; jedoch umsonst ist ihr Bemühn.

Der Vater löst hierauf das Band, gibt jedem einen Pfeil besonders in die Hand. „Zerbrecht mir den!" sprach er mit nassen Blicken; und knack! lag jeder Pfeil in Stücken. „Merkt, Söhne! am zerbrochenen Geschoß: durch Eintracht wird man stark und groß, durch Zwietracht stürzet alles nieder. Lebt wohl, und liebt euch stets wie Brüder!"

---

95. An einen in der Schlinge erwürgten Krammetsvogel.

Armes, kleines, liebes Thier!
O wie traurig hängst du hier!
Ach der falsche Reiz der Beeren
Und ihr lachend Scharlachroth
Schien dir Freude zu gewähren;
Und die Freude war dein Tod.

Besser suchtest du für dich
Deine Speise kümmerlich.
Bei der Armuth kargen Festen
Droht nicht Schlinge, Gift und Stahl;
Doch nicht selten Weh den Gästen
Bei der Wollust Freudenmahl.

Mich verführ' im Überfluß
Nie unmäßiger Genuß!

Gibt's zu trinken, gibt's zu essen,
Und mir winkt die Schwelgerei,
So will ich es nie vergessen,
Auch die Schlinge hängt dabei.

---

96. Das Testament.

Sohn, fing der Vater an, indem er sterben wollte, wie ruhig schlief ich jetzt nicht ein, wenn ich nach meinem Tod dich glücklich wissen sollte! du bist es werth, und wirst es seyn. Hier hast du meinen letzten Willen! so bald du mich in's Grab gebracht, so brich ihn auf und such' ihn zu erfüllen; dann ist dein Glück gewiß gemacht: versprich mir dies, so will ich freudig sterben. Der Vater starb; und kurz darauf brach denn der Sohn den letzten Willen auf, und las: „Mein Sohn! du wirst von mir sehr wenig erben, als etwa ein gut Buch und meinen Lebenslauf; den setzt' ich dir zu deiner Lehre auf. Mein Wunsch war meine Pflicht. Bei tausend Hindernissen befliß ich stets mich auf ein gut Gewissen. Verstrich ein Tag, so fing ich zu mir an: Der Tag ist hin; hast du was Nützliches gethan? und bist du weiser, als am Morgen? dies, lieber Sohn, dies waren meine Sorgen! So fand ich denn von Zeit zu Zeit zu meinem täglichen Geschäfte mehr Eifer und zugleich mehr Kräfte, und in der Pflicht stets mehr Zufriedenheit. So lernt' ich mich mit Wenigem begnügen, und steckte meinem Wunsch ein Ziel. Hast du genug, dacht' ich, so hast du viel, und hast du nicht genug, so wird's die Vorsicht fügen. Was folgt dir, wenn

du heute stirbst? die Würden, die dir Menschen gaben? der Reichthum? — Nein! das Glück, der Welt genützt zu haben; drum sey vergnügt, wenn du dir dies erwirbst. So dacht' ich, liebster Sohn! so sucht' ich auch zu leben; und dieses Glück kannst du, mit Gott, dir selber geben. Vergiß es nicht: das wahre Glück allein ist, ein rechtschaffner Mensch zu seyn."

97. Der Menschenfreund.

Ein kleines Kind lag mitten in den Flammen, dem fürchterlichsten Tode nah. Der edle Fürst, des Landes Vater, sah des Kindes Noth, rief vieles Volk zusammen, und bot dem, der es retten wollte, zum Lohne tausend Thaler an. Drauf stürzte sich ein armer Mann, weil keiner sonst es wagen wollte, hin durch die dichte Glut, und seinem Edelmuth gelang die schöne That. — Dem Tod' entrissen, legt er das Kind zu seines Fürsten Füßen. „Freund," sprach der Fürst, „du bist belohnungswerth; hier nimm noch mehr, als du begehrt!" — Nein, sprach der Arme; Gott der Herr hat schon gelohnt, — er half. Wozu noch mehr? verkaufen wollt' ich ja mein Leben für einen Beutel Geldes nicht. Sie mögen's armen Leuten geben! das, was ich that, war meine Pflicht."

* * *

Ein Herz, von Edelmuth bewohnt, ist durch sich selbst am herrlichsten belohnt.

98. Der Türke und der Sklave.

Der mächt'ge Hussan saß einmal bei Tafel, als der Sklaven einer ihm eine Schüssel brachte mit Reiß, der fast noch siedend war. Dem Sklaven wird's zu heiß. Nicht einen Augenblick kann er sich länger halten. Die Schüssel fällt, und ach! sie fällt dem mächt'gen Hussan auf den Kopf. Ergrimmt sieht er den Sklaven an; doch dieser fällt ihm gleich zu Füßen, und spricht mit festem Muth aus seinem Alkoran: „Für die nur, strenger Herr! die ihren Zorn bemeistern, ist einst das Paradies."

Ich bin nicht zornig mehr, antwortet Hussan kurz.

Sklave. „Und denen gern verzeihn, die uns beleidigt haben."

Hussan. Auch ich verzeihe dir.

Sklave. „Doch liebt Gott die vor allen, die Böses selbst mit Gutem lohnen."

Und Hussan — hört es Kinder! und Hussan reicht ihm freundlich die Hand, um aufzustehn; schenkt ihm die Freiheit und darneben noch hundert Löwenthaler. Und dieser Hussan, — merkt's! war nicht ein Christ, er war — ein Türke.

---

99. Der abgebrannte Bauer.

Bei einem starken Winterfrost und bei geringer schmaler Kost, behalf ein Bauer sich gar elend und gar jämmerlich. Dem ward von eines Bös'wichts

Hand sein kleines Häuschen abgebrannt. Er lief hinaus. Die helle Glut nahm überhand. Der Nachbarn Muth half ihm getreulich; doch zuletzt ward alles Löschen ausgesetzt, da bei stets wachsender Gefahr das Haus nicht mehr zu retten war. Der Bauer sah hierauf in Ruh' den schönen, hellen Flammen zu, trat näher und hub lächelnd an: „Kann ich nicht löschen, nun wohlan, so will ich, ohne mich zu härmen, mich an dem Feuer doch noch wärmen!"

* * *

Dem widrigen Geschick zum Trutz, mach' selbst das Unglück dir zu Nutz!

---

100. Fritz der Näscher.

Fritz war ein herzensguter Junge,
Und Lernen war ihm nur ein Spiel;
Doch auf den Wohlschmack seiner Zunge
Hielt Fritzchen, leider! gar zu viel.

Ihm that's im Erd- und Himbeersuchen
Von allen Jungen keiner nach,
Und traun, er wär' um ein Stück Kuchen
Geklettert auf das Rathhausdach.

Mit Diebstahl hätt' er sein Gewissen
Um alle Welt zwar nicht beschwert;
Allein im Punkt der Leckerbissen
War's doch nicht so ganz unversehrt.

Selbst ein paar Kirschen oder Pflaumen
Zu stehlen, hielt er für erlaubt;
Denn ach, ihm hatte schon sein Gaumen
Die Herrschaft über sich geraubt!

Die Speisekammer zu bemausen,
Stieg er durch's Fenster einst hinein;
Da, dacht' er, gibt es was zu schmausen,
Da wird gewiß noch Torte seyn.

Doch diesmal fand der gute Schlucker
Sich sehr betrogen. Wie er sah,
Stand nichts, als nur ein wenig Zucker,
In einem irdnen Näpfchen da.

Mit einem nassen Finger tüpfte
Das Leckermaul das Näpfchen aus,
Und aus dem offnen Fenster schlüpfte
Der Dieb, gleich einer Katz', hinaus.

Doch bald fing er sich an zu krümmen,
Gleich einem Wurm, und ächzt' und schrie;
Denn solch ein Brennen, solch ein Grimmen
In den Gedärmen fühlt' er nie.

Vergebens war es, Hülfe flehen;
Sein Naschen bracht ihn mörd'risch um.
Was er für Zucker angesehen,
War größtentheils Arsenikum.

---

101. Der Gärtner Thomas.

Als jüngst in einem heißen Jahr der Himmel sehr verschlossen war, kein Regen Au' und Garten tränkte,

stand Gärtner Thomas traurig da; — indem er seine Beete übersah, berechnet er voll Unmuth seiner Seele, wie viel ihm nun zu seiner Hoffnung fehle. Er murrte, schob sein Mützchen hin und her, und rieb die Stirn; — da kam sein Herr, der lang entfernt ihm zugeseh'n, und fragte, was ihm so sehr am Herzen nagte. —

Daß ich, — sprach er, — der liebe Gott nicht bin! da sehn Sie nur auf unsern Garten hin, wie sich die Pflanzen welk zur Erde beugen, die Blumen traurig ihre Häupter neigen, das Blatt, vom Sonnenstrahl versengt, kaum noch am dürren Zweige hängt! Würd' ich als Gott so lange passen, und nicht in Fülle regnen lassen? Am Tage, — ja, — da müßte Sonnenschein, jedoch des Nachts, da müßte Regen seyn. Da sollt' es — hast du nicht gesehen! — ganz anders hier um unsern Garten stehen! —

„Er ist ein Narr!" versetzt sein Herr, — zu Ihm gesagt! — Er hat nicht Unrecht, wenn Er klagt; allein, statt daß Er denkt, was Er als Gott thun wollte, so denk Er, was als Gärtner Er thun sollte; Sein Knurren hebt nicht jene Trockenheit; was hilft ihr ab? — doch wohl die Feuchtigkeit. Vermag Er auch nicht, jene ganz zu heben, so kann Er doch den Pflanzen diese geben. Dort ist der Fluß, hier ist ein Teich; nun schöpf' Er Wasser, gieß Er gleich, so viel Er kann, des Abends wie am Morgen, und für das Übrige laß er den Himmel sorgen." —

Herr Thomas that's, und fand bald hinterher, sein Herr sey klüger, als wie er. Die Pflanzen fingen

an, sich wieder zu beleben, und Blüth' und Blätter zu erheben, bis bald darauf ein Strom von oben floß, und reichlicher als Thom's begoß. —

Ein kluger Mann thut seine Pflicht, besorgt das Seinige, und fordert nicht mit aufgesperrtem Mund, und trägt im Schoß die Hände, daß Gott durch Wunder Hülfe sende. Der Fleiß bringt immer Brod in's Haus, und nie bleibt Gottes Segen aus.

---

102. Die Tabackspfeife.

Gott grüß Euch Alter! — schmeckt das Pfeifchen —
Zeigt doch! — Ein Blumentopf
Von rothem Thon, mit goldnen Reifchen! —
Was wollt Ihr für den Kopf?

O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen!
Er kommt vom bravsten Mann,
Der ihn, — Gott weiß es, — einem Bassen
Bei Belgrad abgewann.

Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet sah man unsre Leute
Der Türken Glieder mäh'n.

Ein andermal von Euern Thaten;
Hier, Alter, — seyd kein Tropf! —
Nehmt diesen doppelten Dukaten
Für Euern Pfeifenkopf.

Ich bin ein armer Kerl, und lebe
Von meinem Gnadensold;

Doch diesen Kopf da, Herr, den gäbe
Ich nicht für alles Gold!

Hört nur: — Einst jagten wir Husaren
Den Feind nach Herzenslust;
Da schoß ein Hund von Janitscharen
Dem Hauptmann in die Brust.

Ich hob ihn schnell auf meinen Schimmel, —
Er hätt' es auch gethan, —
Und führt' ihn sanft aus dem Getümmel
Zu einem Edelmann.

Ich pflegte sein. Vor seinem Ende
Gab er mir all sein Geld
Und diesen Kopf; drückt' mir die Hände,
Und blieb im Tod noch Held. —

Das Geld mußt du dem Wirthe schenken,
Der dreimal Plünd'rung litt; —
So dacht' ich, und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.

Ich trug auf allen meinen Zügen,
Sie, wie ein Heiligthum, —
Wir mochten weichen oder siegen, —
Im Stiefel mit herum.

Vor Prag verlor ich auf der Streife
Das Bein durch einen Schuß;
Da griff' ich erst nach meiner Pfeife
Und dann nach meinem Fuß. —

Ihr rührt mich, Alter, bis zu Zähren;
O sagt, wie hieß der Mann? —
Damit auch mein Herz ihn verehren,
Und ihn beneiden kann. —

Man hieß ihn nur den tapfern Walther;
Sein Gut lag dort am Rhein. —
Das war mein Oheim, lieber Alter,
Und jenes Gut ist mein.

Kommt, Freund, Ihr sollt bei mir nun leben!
Vergesset Eure Noth!
Kommt! trinkt mit mir von Walthers Reben,
Und eßt von Walthers Brod!

Nun topp! — Ihr seyd sein wahrer Erbe!
Ich ziehe morgen ein, —
Und Euer Dank soll, — wenn ich sterbe —
Die Türkenpfeife seyn.

---

103. Der zufriedene Bauer.

Hans Niklas war ein junger Bauer, sehr reich zwar nicht an Geld und Gut, doch, was weit besser ist, an immer frohem Muth; und macht' ihm das Geschick das Leben noch so sauer, so nannt' er doch den größten Unfall klein, und sah im ärgsten Sturm noch immer Sonnenschein. Auch that er nie um mehr an's Schicksal eine Bitte, als, was es ihm verlieh'n, ein Kalb und eine Kuh, ein altes blindes Pferd dazu, und eine leimerne, mit Stroh gedeckte Hütte; und mancher hat ein Königreich, und ist, — wie Nicklas, — nicht so fröhlich und so reich. — Indeß ist kein's auch noch so arm auf Erden, es kann durch einen Unglücksstreich noch tiefer sinken, ärmer werden.

So ging's dem guten Niklas auch. — Einst kam in einer Nacht ein Dieb und stahl sein liebes Lamm. Am Morgen d'rauf wollt' er's zur Weide holen; und sieh! fort war's. — Doch seiner Brust entriß ein bloßes Ach! der wichtige Verlust.

„Dem Himmel Dank, daß man mir nicht die Kuh gestohlen!" — so sprach er; doch an die kam Nachts darauf die Reih. Er kratzte sich im Kopf, schalt auf die Schelmerei der Menschen; aber dankt auch wieder Gott dabei, daß doch das Pferd ihm übrig bliebe. Das Pferd? — man denke, was geschah! Als er am Morgen d'rauf nach seinem Schimmel sah, war er ein Raub — zwar nicht der Diebe, denn diese hielten es des Stehlens gar nicht werth; allein des Todes, der auch nicht ein altes Pferd in seiner Raubgier schont. — Dies preßte ihm zwei Zähren, aus jedem Auge eine, ab; aus Dankbarkeit weint' er sie auf des Schimmels Grab; „denn," — sprach er, — „ist es nicht ein ungerecht Begehren, daß dieses gute Thier die Ruh nicht schmecken soll, alt und des Lebens satt? — Nein, Freund, gehab dich wohl!" —

Nun blieb von seinem ganzen Glücke sein leimern Hüttchen ihm zurücke. — Wie lange? — Seht! alsbald erscheint der Edelmann; der will noch eine Schuld von längst verjährten Gaben nebst Zinsen von dem armen Niklas haben; und da er sie ihm nicht sogleich bezahlen kann, so nimmt er's Hüttchen. — O du armer, braver Mann! ruft jeder Nachbar aus, und will ihm helfen klagen. „Was?" — ruft er, — „was? ich sollte d'rum verzagen? Nein, lie-

ben Freunde, seyd doch klug! läßt mir der liebe Gott nicht Reichthums noch genug? seht mein Gesicht, wie frisch! — die Kraft von meinen Fäusten, die sollen mir bald Hülfe leisten; kommt Hacke, Flegel, Grabescheit!" —

Er wandert fort, pfeift, voll Zufriedenheit, sich bis in's nächste Dorf, läßt sich dort häuslich nieder, und wie man nun seit Kurzem hört, hat er schon eine Kuh, ein Lamm, ein altes Pferd und auch ein leimern Hüttchen wieder.

104. Der arme Greis.

Um das Rhinozeros zu sehen, (erzählte mir mein Freund) beschloß ich auszugehn; ich ging vor's Thor mit einem halben Gulden, und vor mir ging ein reicher, reicher Mann, der, seiner Miene nach, die eingelaufnen Schulden nebst dem, was er die Messe durch gewann, und was er, wenn's ihm glücken sollte, durch den Gwinnst nun noch gewinnen wollte, in schweren Ziffern übersann.

Herr Orgon ging vor mir, — ich geb' ihm diesen Namen, weil ich den seinen noch nicht weiß, — er ging; doch eh' wir noch zu unserm Thiere kamen, begegnet' uns ein alter schwacher Greis, für den, auch wenn er uns um nichts gebeten hätte, sein zitternd Haupt, das halb nur seine war, sein ehrlich fromm Gesicht, sein heilig graues Haar mit mehr als Rednerkünsten red'te. Ach, sprach er, ach, erbarmt Euch mein! ich habe nichts, um meinen Durst zu stil-

len, ich will Euch künftig gern nicht mehr beschwerlich seyn; denn Gott wird bald wohl meinen Wunsch erfüllen, und mich durch meinen Tod erfreu'n; o lieber Gott, laß ihn nicht ferne seyn!

So sprach der Greis; allein, was sprach der Reiche? „Ihr seyd ein so bejahrter Mann, Ihr seyd schon eine halbe Leiche, und sprecht mich noch um Geld zum Trinken an? Ihr unverschämter alter Mann! müßt Ihr denn erst noch Branntwein trinken, um taumelnd in das Grab zu sinken? wer in der Jugend spart, der darbt im Alter nicht!" — Drauf ging der Geizhals fort. Ein Strom schamhafter Zähren floß von des Alten Angesicht. O Gott, du weißt's! mehr sprach er nicht.

Ich konnte mich der Wehmuth kaum erwehren, weil ich etwas mitleidig bin. Ich gab ihm in der Angst den halben Gulden hin, für welchen ich die Neugier stillen wollte, und ging, damit er mich nicht weinen sehen sollte; allein er rufte mich zurück. Ach! sprach er, mit noch nassem Blick, Ihr werdet Euch vergriffen haben; es ist ein gar zu großes Stück. Ich bring' Euch nicht darum; gebt mir so viel zurück, als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben! Ihr, sprach ich, sollt es alles haben, ich seh', daß Ihr's verdient; trinkt etwas Wein dafür. Doch, armer Greis, wo wohnet Ihr? Er sagte mir das Haus. Ich ging am andern Tage nach diesem Greis, der mir so redlich schien, und that im Geh'n schon manche Frag' an ihn. Allein, indem ich nach ihm frage, war er — seit einer Stunde todt. Die Mien' auf seinem Sterbebette war noch

die redliche, mit der er gestern red'te. Ein Psalmbuch und ein wenig Brod lag neben ihm auf seinem harten Bette.

O! wenn der Geizhals doch den Greis gesehen hätte, mit dem er so unchristlich red'te, und der ihn jetzt bei Gott verklagt, daß er vor seinem Tod ihm einen Trunk versagt!

So sprach mein Freund, und bat, die Müh' auf mich zu nehmen, und öffentlich den Geizhals zu beschämen. Wiewohl ein Mann, der sich zu keiner Pflicht, als für das Geld versteht, der schämt sich ewig nicht.

---

105. Der Blinde und der Lahme.

Von ohngefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden;
Sogleich hofft jener freudenvoll,
Daß ihn der andre leiten soll.

„Dir," spricht der Lahme, „beizustehn?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehn;
Doch scheint's, daß du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen;
Dann wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Aug' das deine seyn."

Der Lahme hängt mit seinen Krücken
Sich auf des Blinden breiten Rücken;
Vereint wirkt jetzo dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

---

106. Der Milchtopf.

Gehörig aufgeschürzt, mit starken Schritten, den Milchtopf auf dem Kopf, ging Martha nach der Stadt, um ihre Waare feil zu bieten. Weil doch nun bei'm Verkauf ein jeder Sorgen hat, so überdachte sie, was wenn's das Glück ihr gönnte, sie wohl damit verdienen könnte. Sechs Batzen, dachte sie, gibt mir wohl jedermann; denn in der Stadt ist alles theuer. Die streich' ich also ein, und lege sie mir an, und kaufe mir, so weit sie reichen, Eier; die bring' ich wieder in die Stadt; das Glück hat oft sein Spiel; für das, was ich gewann, kauf' ich mir lauter Hühner ein; dann legt mir eine jede Henne. Ich zieh' auch dreimal Brut. Wie wird sich Marthe freu'n, wenn so viel Hühner um sie flattern! die soll gewiß kein Fuchs ergattern. Sind sie dann groß genug, so kauf' ich mir ein Schwein, die Kleie hab ich schon dazu; das Schwein verkauf' ich auch, und kauf' mir eine Kuh; die wirft ein Kalb, ein Kalb voll Muth und Feuer. Ho, wie es springt! — hopf, Anne Marthe, hopf! — (Hier springt sie.) — Gute Nacht Kalb, Kuh, Schwein, Hühner, Eyer! da lag der Topf.

---

107. Die Eichel und der Kürbiß.

Kind! mit Weisheit und Verstand ordnete des Schöpfers Hand alle Dinge. Sieh' umher; keines steht von ungefähr, wo es steht. Das Firmament, wo die große Sonne brennt, und der kleinste Sonnenstaub, deines Athems leichter Raub trat auf Gottes Allmachtswort jegliches an seinen Ort. Alles ist in seiner Welt gut und weise; dennoch hält mancher Thor es nicht dafür, ach! — und meistert Gott in ihr.

Solch ein Thor war jener Mann, den ich dir nicht nennen kann; der, als er an schwachen Ranken einen Kürbiß hangen sah, den verwegenen Gedanken hegete: Nein! solche Last hätt' ich an so schwaches Reis wahrlich doch nicht aufgehangen! Manchen Kürbiß, gelb und weiß, Reih' an Reih' in gleichem Raum, hätt' ich wollen lassen prangen hoch am starken Eichenbaum.

Also denkend geht er fort, kommt ermüdet an den Ort einer Eiche; lagert sich Länge lang in ihren Schatten und schläft ein. —

Die Winde hatten manche Woche nicht geweht; aber, als er schläft, entsteht schnell ein Sausen. Starke Weste schütteln Blätter, Zweig' und Äste, und von hohem Gipfel fällt dem Verbesserer der Welt eine Eichel — auf die Nase. Plötzlich rafft er aus dem Grase sich erschrocken auf; die Nase blutet, und der kluge Mann hebt hierauf zu seufzen an: „O, wie thöricht war ich nicht, da ich unbedachtsam wollte, daß der Eichbaum eine Frucht, gleich dem Kür-

biß, tragen sollte! traf ein Kürbiß mein Gesicht, ja, dann lebt' ich sicher nicht. Dumm, sehr dumm hab' ich gedacht.

Gott hat alles wohlgemacht!"

---

108. Johann, der muntre Seifensieder.

Johann, der muntre Seifensieder, erlernte viele schöne Lieder, und sang mit unbesorgtem Sinn vom Morgen bis zum Abend hin. Sein Tagwerk konnt' ihm Nahrung bringen; und wann er aß, so mußt' er singen; und wann er sang, so war's mit Lust, aus vollem Hals' und freier Brust. Beim Morgenbrod, bei'm Abendessen blieb Ton und Triller unvergessen; der schallte recht, und seine Kraft durchdrang die halbe Nachbarschaft. Man horcht, man fragt: Wer singt schon wieder? Wer ist's? — der muntre Seifensieder.

Im Lesen war er anfangs schwach, er las nichts, als den Almanach; doch lernt' er auch nach Jahren beten, die Ordnung nicht zu übertreten, und schlief, den Nachbarn gleich zu seyn, oft singend, öfter lesend ein. Er schien fast glücklicher zu preisen, als die berufnen sieben Weisen; als manches Haupt gelehrter Welt, das sich schon für den achten hält.

Es wohnte diesem in der Nähe ein Sprößling eigennütz'ger Ehe, der, stolz und steif und bürgerlich, im Schmausen keinem Fürsten wich; ein Garkoch richtender Verwandten, der Schwäger, Vettern, Nichten, Tanten, der stets zu halben Nächten saß und seiner Wechsel oft vergaß.

Kaum hatte mit den Morgenstunden sein erster Schlaf sich eingefunden, so ließ ihm den Genuß der Ruh' der nahe Sänger nimmer zu. „Zum Henker! lärmst du dort schon wieder, vermaledeiter Seifensieder? Ach wäre doch zu meinem Heil der Schlaf hier wie die Austern feil!"

Den Sänger, den er früh vernommen, läßt er an einem Morgen kommen, und spricht: „Mein lustiger Johann! wie geht es Euch? Wie fangt Ihr's an? Es rühmt ein jeder Eure Waare; sagt, wie viel bringt sie Euch im Jahre?"

Im Jahr, Herr? mir fällt nicht bei, wie groß im Jahr mein Vortheil sey. So rech'n ich nicht! Ein Tag bescheeret, was der, der nach ihm kommt, verzehret. Das folgt im Jahr (ich weiß die Zahl) drei hundert fünf und sechzigmal.

„Ganz recht; doch könnt Ihr mir nicht sagen? was pflegt ein Tag wohl einzutragen?"

Mein Herr, Ihr forschet allzusehr; der eine wenig, mancher mehr; so wie's denn fällt. Mich zwingt zur Klage nichts, als die vielen Feiertage, und wer sie alle roth gefärbt, der hatte wohl, wie Ihr, geerbt, dem war die Arbeit sehr zuwider; das war gewiß kein Seifensieder.

Dies schien den Reichen zu erfreu'n. „Hans," spricht er, „Du sollst glücklich seyn! Jetzt bist Du nur ein schlechter Prahler. Da hast Du baare fünfzig Thaler; nur unterlasse den Gesang! das Geld hat einen bessern Klang."

Er dankt, und schleicht mit scheuem Blicke, mit mehr, als dieb'scher Furcht zurücke. Er küßt den Beutel, den er hält, und zählt und wägt und schwengt das Geld, das Geld, den Ursprung seiner Freude und seiner Augen neue Weide. Es wird mit stummer Lust beschaut, und einem Kasten anvertraut, den Band und starke Schlösser hüten, bei'm Einbruch Dieben Trotz zu bieten, und den der karge Thor bei Nacht aus banger Vorsicht selbst bewacht. So bald sich nur des Haushund regt, so bald der Kater sich bewegt, durchsucht er alles, bis er glaubt, daß ihn kein frecher Dieb beraubt; bis oft gestoßen, oft geschmissen, sich endlich beide packen müssen; sein Mops, der keine Kunst vergaß, und wedelnd bei dem Kessel saß; sein Hinz, der Liebling junger Katzen, so glatt von Fell, so weich von Tatzen.

Er lernt zuletzt, je mehr er spart, wie Sorge sich und Reichthum paart; sieht alle Ruhe, alle Freuden sich unbarmherzig von ihm scheiden; ihm schmeckt kein Essen, schmeckt kein Trank, und Seufzer hört man statt Gesang. — Dem Nachbarn, den er stets gewecket, bis er das Geld ihm zugestecket, dem stellt er nun aus Lust zur Ruh den vollen Beutel wieder zu, und spricht: Herr, lehrt mich beß're Sachen, als statt des Singens Geld bewachen! Nehmt immer Euern Beutel hin, und laßt mir meinen frohen Sinn. Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden; ich tausche nicht mit Euern Freuden. Der Himmel hat mich recht geliebt, der mir die Stimme wieder gibt. Was ich gewesen, werd' ich wieder: Johann, der muntre Seifensieder.

109. Der Peter in der Fremde.

Der Peter will nicht länger bleiben, er will durchaus fort in die Welt. Dies Wagestück zu hintertreiben, der Mutter immer schwerer fällt. „Was willst du — spricht sie — draußen machen? du kennst ja fremde Menschen nicht; dir nimmt vielleicht all' deine Sachen der erste beste Bösewicht.“ —

Der Peter lacht nur ihrer Sorgen, wenn er die Mutter weinen sieht, und wiederholt an jedem Morgen sein längst gesungnes Reiselied. Er meint: — „Die Fremde nur macht Leute! nicht in der Nähe wohnt das Glück.“ Drum sucht er's auch recht in der Weite; — doch kehrt er mit der Zeit zurück. —

Zu Hülfe ruft man alle Basen, und jede gibt dazu ihr Wort: doch Peter läßt nicht mit sich spaßen, der Tollkopf will nun einmal fort. Da sprach die Mutter voller Kummer: „So sieh doch nur den Vater an; der reis'te nie, und ist nicht dummer, als mancher weit gereis'te Mann.“ —

Doch Peter läßt sich nicht bewegen, so daß zuletzt der Vater spricht: „Nun gut! — ich wünsch' dir Glück und Segen! fort sollst du! — doch nun säum' auch nicht.“ — Nun geht es an ein Emballiren, vom Fuß hinauf bis an den Kopf; man wickelt, daß auch nichts kann frieren, das dickste Band um seinen Zopf.

Jetzt endlich ist der Tag gekommen, gleich nach dem Essen geht er heut; voraus ist Abschied schon genommen, und alles schwimmt in Traurigkeit. — Die Eltern das Geleit ihm geben bis auf das nächste

Dorf hinaus, und weil dort ist ein Wirthshaus eben, hält man noch einen Abschiedsschmaus.

Ein Fläschchen Wein wird vorgenommen, und still wird Peter, — mäuschenstill; man trinkt auf glücklich Wiederkommen, und Peter seufzt: „Nun, — wie Gott will!“ Er muß die Augen öfters reiben, nimmt Abschied noch einmal recht schön, und sagt: — „Man soll nur sitzen bleiben; denn weiter laß' er keinen gehn.“

Und endlich wankt er fort, der Peter, obgleich es ihn beinahe reut; nach jeden hundert Schritten steht er: und denkt: — „Wie ist die Welt so weit!“ — Das Wetter will ihn auch nicht freuen, es weht der Wind so rauh und kalt; er meint: — „Es könne heut noch schneien, und schneit's nicht heut, so schneit's doch bald.“

Jetzt schaut er bang zurück, — jetzt geht er, und sinnt, wie weit er heut wohl reis't; — jetzt kommt ein Kreuzweg, — ach! da steht er, und niemand, der zurecht ihn weis't. — „Ach! seufzt er, — so was zu erleben, gedacht ich nicht; — daß Gott erbarm! — hätt' ich der Mutter nachgegeben, so säß ich jetzt noch weich und warm.“

„Wie konnt' ich so mein Glück verscherzen! ich war doch wirklich toll und dumm! — wie würde mich die Mutter herzen, kehrt' ich an diesem Kreuzweg um!“ — Und rasch beschließt er, sich zu drehen, wie wenn man was vergessen hat, und rennt — — ich hätt' ihn mögen sehen, — zurück zur lieben Vaterstadt.

Die Eltern saßen unterdessen im Wirthshaus noch in guter Ruh', bekämpften ihren Gram durch Essen, und tranken tief gerührt dazu. Der Peter ließ sie gern bei'm Schmause, ihn reizte nur der Heimath Glück; drum läuft er spornenstreichs nach Hause auf einem Seitenweg zurück.

Und froh, daß in der Näh' und Ferne sein Fuß sich nicht verirret hat, gelangt er vor dem Abendsterne incognito noch in die Stadt. Doch kaum ist er nun heim gekommen, so schallt Gelächter durch das Haus; das hätt er übel fast genommen; allein er machte sich nichts d'raus.

Man scherzt: — „Du mußt mit Meilenschuhen gewandert seyn; — drum setz' dich nun auch hinter'n Ofen, um zu ruhen, und pfleg' am Brodschrank deinen Bauch!" — Er thut's. — Jetzt treten seine Eltern betrübt zur Stubenthür herein. Die Mutter seufzt mit Händefalten: „Ach Gott, wo mag mein Peter seyn!"

Da kriecht der Peter vor und schmunzelt: „Was klagt Ihr denn? — hier bin ich ja! — Die Mutter jauchzt, — der Vater runzelt die Stirn, und spricht: — „Schon wieder da? — nun, wie ich's dachte, ist's geschehen; die Mutter war nur, wie verwirrt; ich hab's dem Burschen angesehen, wie weit die Reise gehen wird."

Die Mutter jubelte, durchdrungen vom frommen Dank: — „'s ist besser so! nun hab' ich wieder meinen Jungen gesund zu Haus, deß bin ich froh! — Doch Peter sagte ganz beklommen: „Hätt' ich nur

nicht geglaubt, es schneit, — und wär' der Kreuzweg nicht gekommen, so wär' ich jetzt, — wer weiß, wie weit."

---

110. Der Scherenschleifer.

Ein Jüngling, der als Scherenschleifer mit Noth sein Stückchen Brod gewann, ward aus Verdruß ein Handelsmann; versteht sich: Packknecht. Fleiß und Eifer erwarben ihm des Kaufherrn Gunst. Er hielt ihm Lehrer, in der Kunst der Ziffern und der Schrift erfahren; und Hermann ward in wenig Jahren erst Freund, dann Erbe des Patrons, und endlich, stets vom Glück begleitet, der reichste Kaufmann des Cantons. Auch war er, was noch mehr bedeutet, ein Biedermann, ein Menschenfreund, des Hochmuths und des Prunkes Feind. Anstatt in Sammt und Gold zu prahlen, ließ er von einer Meisterhand sein Bild als Scherenschleifer malen, und hing, um seinen ersten Stand stets im Gedächtniß zu behalten, es statt des Spiegels an die Wand. Der Neffe lächelte des Alten, wenn er daran mit Wollust hing; denn ach! er hatte keine Kinder. Es trauerte der Geck weit minder am Grab, das seinen Staub empfing, als seiner Tugend Hofgeleite, die Schaar der Armen. Kaum erschien der dritte Tag, so ward die Beute des Erben, viel zu schlecht für ihn, und auch das Bild verkauft. Der Käufer war selbst ein armer Scherenschleifer, des Todten alter Kamerad, Jan, dem er täglich Gutes that. Ich habe, denkt er, nur zwei Gulden, und er, der Edle, gab sie mir;

ich kaufe mir sein Bild dafür. Nein, wahrlich, nein! ich kann nicht dulden, daß es in schlechte Hände fällt. Triumph; es wird ihm zugeschlagen. Hier, ruft er hastig, ist das Geld! und fast, sein Kleinod heimzutragen, es bei dem braunen Rahmen an. Doch wie erschrak der gute Jan, als es ihm, schwerer als er dachte, entfuhr, und, mürbem Thone gleich, das Holzwerk auseinander krachte. Da steht der Arme starr und bleich. Doch bald versinkt er in Entzücken, weil er in den gehöhlten Stücken bei Tausenden in Gold entdeckt. Das wunderbare Schauspiel weckt des Erben Geiz. Mit Argusblicken ruft er: Das Bild verkauft' ich dir, den Schatz nicht, der gehöret mir. Jan stutzt. In seiner Brust erheben zwei Stimmen einen kurzen Streit. Der Biedre machte sich bereit, dem Schatz den Neffen hinzugeben, als sich von Hermanns eigner Hand ein Blättchen bei dem Golde fand: „Mein Erbe wird dies Bild verachten. Dem Freunde, der es kaufend ehrt, sey, hieß es, dieses Gold beschert." Der Neffe schalt, die Zeugen lachten. Und Jan? O du, mein Held, mein Stab! sprach er zum Bild; nichts soll uns trennen. Wohl mir! ich werde mir ein Grab an deiner Seite kaufen können.

---

111. Ibrahim.

Eh' Ferdinand mit frommer Wuth
Die Mauren von sich stieß,
Floß Omas junges Heldenblut
Durch Gusmanns Ritterspieß.

Aus Furcht der Rache (reich und groß
War dieser Saracen)
Floh' Gusmann, und blieb athemlos
Vor einem Garten steh'n.

Hoch war die Mauer, doch er schwang
Sich, wie ein Pfeil, hinein,
Und fand in einem Bogengang
Den Herrn des Gut's allein.

Er fleht' um Schutz. Mit einem Stab
Schlägt Emir Ibrahim
Voll Ernst jetzt eine Pfirsich ab,
Und theilet sie mit ihm.

Nimm hin, sprach er, du bist mein Gast;
Dies ist des Schutzes Pfand,
Den du von mir zu hoffen hast,
Und gab ihm seine Hand.

Doch plötzlich rief ein Mütterlein
Den edlen Greis hinaus;
Er schloß, um unentdeckt zu seyn,
Den Gast in's Gartenhaus.

Es wurde Mitternacht; es kam
Der neue Gastfreund nicht.
Nun kommt er; aber bleicher Gram
Entstellet sein Gesicht.

Den du erschlug'st, grausamer Christ,
Sprach er, der war mein Sohn;
Schön ist die Rache, schöner ist
Gehalt'ner Treue Lohn.

Fleuch; vor der Gartenthür steht
Mein bestes Pferd. Man sucht
Dich an der See. Fleuch nach Toled;
Gott schütze deine Flucht!

Sieh'st du im Greis den halben Gott?
Wer wohlthut seinem Feind,
Mein Sohn, wär' er ein Hottentott,
So ist er Gottes Freund.

---

112. Haßan.

Der reiche Haßan saß gebückt am Schluß des Jahr's vor einer Schieferplatte, und zählte, von sich selbst entzückt, die guten Werke her, die er verübet hatte: „Vier Beutel der Moschee von Ispahan, und drei der großen Karavane von Mekka; ferner sechs Tomane dem heil'gen Derwisch Nuschirwan, daß er dreimal des Tages für mich bete, und fünf am großen Ramazan dem frommen Volk für Amulete; mehr: wöchentlich ein Brod für meine Nachbarinn, die, selber arm, ein Waisenkind verpfleget." Indem er so mit frohem Sinn die Summen Gott vor Augen leget, wischt eine rosenfarb'ne Hand die Posten alle weg, der letzte nur blieb stehen. Der Perser dreht, von Zorn entbrannt, sich plötzlich um, den Bösewicht zu sehen, der seine Rechnung stört, und sieht im Lichtgewand des Äthers einen Geist mit gold'nen Schwingen auf seinen Stuhl gelehnt: Ich bin von Gott gesandt, um jedes gute Werk vor seinen Thron zu bringen, das, wie des Opfers Wohlgeruch, von reiner Hand geweih't, des Gebers Lohn ver-

größert, und habe mir nach meinem Buch die Rechnung, die du schriebst, verbessert. So sprach Asariel zum stolzen Erdenkloß, indem er nach und nach in Ambraduft zerfloß.

---

113. Die zwei Gärtner.

Ein Vater ließ bei seinem Sterben den schönsten Garten seinen Erben, zwei Söhnen. Sie vertheilten sich den Grund nach alter deutscher Sitte, bezogen beide brüderlich die heitre väterliche Hütte, und jeder baute seinen Strich nach eignen Regeln. Meister Fritze, der jüngste von den Brüdern, war ein Agronom, der wie ein Staar vom Feldbau schwatzte, Frost und Hitze, Schnee, Hagel, Regen, Stürme, Blitze und Donner auf der Nagelspitze analysirte; ja sogar die Fruchtbarkeit von jedem Jahr, trotz dem Kalender, prophezeite. Auch hieß sein Bruder Florian ihn nur den Doktor Wetterhahn. Oft sann er in die Läng und Breite mit seinem forschenden Genie den Gründen nach, warum und wie in einer Bohne tausend stecken; warum ein Kirschkern, der doch kaum der Erbse gleichet, einen Baum erzielt, auf dem die Vögel hecken; indeß die Erbse kümmerlich am Boden kriecht und mit dem Jahr ihr Daseyn schließt. Indem er sich den Kopf zerbricht, und in dem Haare sich kratzt, verdorret sein Salat, der Erdfloh frißt ihm den Spinat, die Raupe seines Obstbaum's Blüthe, der Nachfrost seine Spargelsaat; und kurz, indeß er sich bemühte, der Dollmetsch der Natur zu seyn, gerieth sein Garten in's Verderben! er

nahm nicht einen Heller ein, und hätte müssen Hunger sterben, wenn ihm sein Bruder nicht mit Brod und Zugemüß in seiner Noth voll Großmuth beigesprungen wäre. Kaum färbte noch das Morgenroth den grauen Saum der Hemisphäre, so trat der wack're Florian schon mit Gesang sein Tagwerk an. Statt über die Natur zu klügeln, und, wie Herr Fritz, mit kühner Hand ihr dunkles Treibhaus aufzuriegeln, gestand er seinen Unverstand. Er düngte, tränkte, deckte, harkte, fing Raupen, riß das Unkraut aus, brach mancher Braut den Hochzeitstraus, versah mit Früchten manchen Schmaus, trug manchen Korb mit Kohl nach Haus. Als einst sein Bruder einen Braten an einem Sonntag mit ihm aß, rief er ihm zu: „Wie machst du das? ich darbe, dir schneit es Dukaten.“ O, mein Geheimniß ist nicht groß, sprach er, du grübelst und ich grabe. Du bist ein Philosoph, ich bloß ein schlechter Gärtner. Doch ich habe mein schönes Brod und den Genuß von tausend unvergällten Freuden; dich quälet Armuth und Verdruß. Wer ist der klügste von uns beiden?

---

114. Snell.

Begleitet von zwei treuen Hunden, ging Snell, ein Fleischer, über Land. Kaum waren ihm nach wenig Stunden die Thürme seiner Stadt verschwunden, als in dem Wald, durch den sein Weg sich wand, mit Knotenstock ein Mann — im Blicke mehr tiefer Gram, als Herzenstücke, — bescheiden flehend vor ihm stand.

„Freund, — nur ein Kleines einem Armen! Gott näher bringt Euch das Erbarmen.“ — Snell wendet sich, und zieht hervor ein Silberstück, — als über's Ohr der Unhold ihn mit einem Schlag zu Boden stürzt. — Der Fleischer lag betäubt, und auf dem Punkt, beraubt zu seyn.

Die Hunde stürzen wüthend auf den Mörder ein, zerfleischen schrecklich ihn, und zerren ihn endlich bis zum nahen Sumpf. D'rauf fliegen sie zurück zu ihrem Herrn, der noch, an allen Sinnen stumpf, am Boden lag, beriechen und belecken, um ihn in's Leben zu erwecken, ihm winselnd Händ' und Angesicht.

Snell wachet auf, — sieht seinen Mörder nicht; — doch findet er sein Geld und seine Hunde, fühlt seine Beule, keine Wunde, und wandert ruhig seines Weges fort. — Jetzt dringt aus einem nahen Ort ein kläglich Wimmern ihm zu Ohren.

Er geht dem Laute nach, und sieht den Räuber blutend und verloren, wenn niemand rettet. — Hochentglüht von Menschlichkeit und Tugend springet er muthig in den Sumpf, und zieht selbst seinen Mörder an das Land. — Er windet ihm Haar und Kleider aus, und jagt die Hunde fort; worauf er endlich fragt: „Was that ich dir, daß du mich schlugest, und friedlich nicht ein klein Geschenk von mir zurück in deine Hütte trugest?“

Mitleiden! — sprach der Räuber hier, — ich that's, weil höchster Grad der Noth die Wahl mir ließ von mein' und deinem Tod! —

„Ich könnte,“ — sprach der edle Fleischer hier, — „ich könnte jetzt auf Tod und Leben dich den Gerichten übergeben; doch, armer Mann, was nützt' es mir? da! — nimm den blanken Thaler hin, vertraue Gott, und hoff' auf ihn! er wird dir helfen und — wie ich, vergeben. Kein Mensch soll wissen, was sich hier begeben.“

115. Walter, der verlorne Sohn.

In Mirtill's zerfallner Hütte
Schimmerte die Lampe noch,
Als in seiner Laufbahn Mitte
Düster sich der Mond verkroch.
Walter, irrend in dem Haine,
Sieht das Licht und folgt dem Scheine
Zu dem väterlichen Dach
Mit gepreßtem Herzen nach.

Stille, — wie im Todtengarten, —
Stille war es in dem Haus.
Walter klopft, muß lange warten,
Niemand kommt und sieht heraus.
Leise guckt er, wie Gespenster,
Durch das niedre Hüttenfenster;
Walter pocht mit Ungestüm,
Aber niemand öffnet ihm.

Endlich knarrt die Thür im Angel,
Gott, wie bebt der Fremdling nicht!
Augen, hohl vom bittern Mangel,
Gelb vom Kummer das Gesicht;

Abgezehrte blasse Mienen,
Die den Tod zu rufen schienen:
Solch ein Bild steht ihm jetzt nah,
In der Mutter vor ihm da.

Sie begann mit blassem Munde
Ihre leise Rede: — „Wer
Kommt in dieser späten Stunde,
In der Mitternacht daher?
Bringt ihr was von meinem Sohne?" —
Ich, — sprach er mit dumpfem Tone,
Ein verirrter Officier,
Suche Ruh' und Obdach hier. —

„Drinnen in des Dorfes Mitte
Sucht Euch, Herr, ein Nachtquartier;
Hartes Stroh in schlechter Hütte
Taugt für keinen Officier." —
Trotz dem Stroh in schlechter Hütte,
Frau, gewährt mir meine Bitte;
Stroh und Schilf sind völlig gut,
Wenn man lange nicht geruht.

„Herr, wollt' Ihr auf Stroh Euch legen,
Ist mein Haus Euch nicht zu klein,
Nun so kehret meinetwegen
Hier in dieses Stübchen ein."
Walter trat in's dumpfe Zimmer,
Schwach erhellt vom Lampenschimmer.
Thränen füllten seinen Blick,
Doch er hielt sie noch zurück.

„Grüß Euch Gott!" — rief eine Stimme
Aus dem niedern Bette her;
Walter kennt des Vaters Stimme,

Die verkennt man nimmermehr.
Waltern schien das Herz zu brechen,
Er will weinen, er will sprechen;
Doch er hielt im Augenblick
Wort und Thränen noch zurück.

Männlich geht er hin zum Lager;
Aber, Gott! wie ward ihm da,
Als er, schwach und blaß und hager,
Seinen alten Vater sah;
Und wie ward ihm bei dem Tone:
„Wißt Ihr nichts von meinem Sohne?
Er ist wohl so alt als Ihr,
Doch schon lange fern von hier.“ —

„O so ähnlich, — sprach die Alte, —
Sieht ein Ei dem andern nicht;
Er hat seine Stirnenfalte,
Nur daß Walter zarter spricht;
Und der Herr, — ich bin erschrocken, —
Hat fast unsers Walters Locken,
Lang und stark und blond, wie er;
Doch, der fragt nach uns nicht mehr!“ —

Denkt, er ist vielleicht gestorben,
Hat zuvor in fernem Land
Gold und Silber sich erworben,
Das er nicht zu Hause fand. —
„Herr, wenn er gestorben wäre,
Läg' er auch im tiefsten Meere,
Tausend Meilen weit von hier,
Glaubt's, er wär erschienen mir.“

Denkt, er lebt vielleicht jetzt glücklich,
Kann im fremden Welttheil seyn. —

„Wüßt' ich's, schifft' ich augenblicklich
In die neue Welt hinein.
Läg' er aber auch in Ketten,
O so wollt' ich ihn erretten;
Hütte, Bett' und alles drin,
Selbst mein Leben gäb' ich hin." — —

Thränen, mild wie Bäche, floßen
Von des Vaters Angesicht;
Thränen, stark wie Ströme, schoßen
Von der Mutter Angesicht
Aus gepreßter Herzensfülle.
Rings umher herrscht' tiefe Stille,
Tiefe Stille, wie im Grab,
Und die Thränenfluth nahm ab.

Grämt euch nicht, ihr guten Leute,
Seht, ich bin ein Officier,
Euer Walter dient bis heute
Als Gemeiner unter mir.
Wüßt' er, wie's euch ging, euch Armen,
Ach, wie würd' es ihn erbarmen!
Denn sein Herz ist mild und weich,
Und er liebt und segnet euch. —

„Gott! — ist's möglich!" — rief der Alte, —
„Walter lebt? — wie dank ich Euch!" —
„Ach! ist's möglich!" — rief die Alte, —
„O Mirtill, nun sind wir reich! —
Arm und elend meinetwegen!
Nun kann man in's Grab mich legen!" —
Thränen füllten Walters Blick,
Doch er hielt sich noch zurück.

Nehmt, — begann er, — statt des Lohnes, —
Armer, aber guter Mann,
Nehmt vom Freunde Eures Sohnes
Dieses Geld zur Rettung an. —
Manche Münze, blank von Golde,
Treu erspart von seinem Solde,
Nahm der gute Sohn heraus;
Doch Mirtill schlug alles aus.

„Herr, ich müßte mich ja schämen,
Von dem Silber und dem Gold
Einen Heller anzunehmen!
Sagt, wenn ihr mir helfen wollt,
Wo ich meinen Sohn kann finden;
In Gebirgen, — Felsengründen,
Such' ich ihn, Berg auf, Berg ab,
Bis ich ihn gefunden hab'.“

Freund, wenn Ihr in eurer Hütte
Euern Sohn je sehen wollt,
So gewährt mir meine Bitte,
Nehmet von mir an dies Gold. —
„Soll ich, — sprach Mirtill, — ihn sehen,
Nun so lasse ich's geschehen;
Gottes Segen über Euch!
Nun sind wir ja doppelt reich!“

Engel schreiben jetzt die schöne
That mit Strahlenschriften an;
Engel feiern jetzt die Scene,
Die kein Dichter schildern kann.
Waltern schien das Herz zu brechen,
Er muß weinen, er muß sprechen.

Schluchzend, und mit halbem Ton:
Ich bin — ich bin Euer Sohn! —
„Walter!“ — rief Mirtill erschrocken, —
„Walter!“ — rief die Frau, — „mein Sohn! —
Laß mich seh'n das Mahl der Pocken. —
Ja! — du bist's, verlorner Sohn!“ —
Schluchzend fliegen sie zusammen,
Küssen sich mit Feuerflammen; —
Und ich wende meinen Blick
Von der Gruppe naß zuück.

---

116. Vorsehung und Tugend.

Der Abend sank auf's Meer. Am Ufer stand
Der junge Robert neben seinem Kahn,
Und sah betrübt hinaus, als dunkler schon
Des Himmels Purpur aus den Wellen glänzte.
Heut', dacht' er, wart' ich fruchtlos hier! — und wollte
Den Kahn verlassen, als ein fremder Mann
Zur Seit' ihm trat, und nach dem Schiffer fragte.
Der Jüngling sprach: Ich selber bin der Schiffer! —
Und griff vergnügt und ungesäumt an's Ruder.
Du bist kein Schiffer! spricht der fremde Mann;
Und zürnend wollt er schon den Strand verlassen.
Bestürzt versetzt der Jüngling: Lieber Herr,
Ich bin kein Schiffer, Ihr habt recht geredet;
Doch lenk' ich mit gewandter Hand das Boot,
Und weiß mir manchen Groschen zu verdienen
An Feiertagen, wenn die Städter gern
Zur Wasserfahrt im Hafen sich versammeln.

Noch unmuthsvoller spricht der fremde Mann:
So jung noch bist Du, und so gierig schon
Nach schnödem Geldgewinn! Geh, schäme dich!
Sprach's, wandte sich, doch Robert hielt ihn auf:

O lieber Herr, wenn ihr den Jammer wüßtet,
Der unser Haus belud, Ihr würdet nicht
Mich bitter schmäh'n, Ihr würdet mich bedauern! —
Verwundert sah der fremde Mann ihn an,
Und stieg indeß in's Boot, und setzte sich:
Stoß ab vom Ufer, führe mich ein wenig,
Und laß derweil mich Deine Kunde hören! —
Der Jüngling griff an's Ruder, fuhr und sprach:

Mein Vater diente in Marseille hier
Als Zwischenhändler bei der Kaufmannschaft,
Und hatte sich durch Fleiß und Sparsamkeit
Ein hübsches Geld erworben, daß er nun
Mit Weib und Kindern ehrbar konnte leben.
Allein der Zukunft ungewisses Loos
Und zarte Lieb' und Sorge für die Seinen
Entflammten seinen rastlos regen Geist,
Das Glück mit einem Wurfe zu versuchen.
Da nahm er all' sein Geld und kaufte Waaren,
Und lud den ganzen Reichthum auf ein Schiff,
Das segelfertig hier im Hafen lag,
Zu steuern an die Küste der Levante.

Es war ein thränenvoller Abschied. Ich,
Die Mutter und die Schwestern fielen ihm
Mit Schmerz und langem Schluchzen um den Hals,
Und bange Ahnung preßte unser Herz,
Da scheidend er das hohe Schiff bestieg.
Die Anker wurden aufgezogen; frisch

Erhob vom Lande sich der Wind, und trieb
Die Segel flatternd auseinander, daß
Das theure Fahrzeug schnell dem Aug' entschwand.
Wir zogen stumm und in uns selbst gekehrt
In's Haus zurück; es war wie ausgestorben;
Des Hauses Haupt und Stütze war entfernt.

Der Fehlende war unser Taggespräch,
Ihm galten uns're Hoffnungen und Wünsche,
Ihm aber auch die Sorgen und die Angst;
Denn viel und furchtbar sind des Meer's Gefahren,
Nicht durch die Wuth der Elemente nur,
Durch Drohungen und Schrecken der Natur;
Nein, mehr noch durch die streifenden Korsaren.

So zwischen Furcht und Hoffnung schwebten wir,
Bis uns von ihm die erste Nachricht kam;
Ach eine Nachricht, fürchterlich genug,
Um Freud' und Frieden ewig uns zu rauben!
Das reiche Schiff, auf dem der Vater war,
Als Beute fiel's in der Korsaren Hände,
Und Waar' und Mannschaft kam nach Tetuan,
In's Land der Marokkaner zum Verkauf.

Herr, wenn Ihr wißt, mit welcher Grausamkeit
Die Mauren gegen Christensclaven wüthen,
So könnt ihr denken, welche Bilder uns
Vor Augen schwebten, und wie wenig Trost
Uns Mitleid gab und Hoffnungslosigkeit.
Indeß wir nun sein Mißgeschick beweinten,
Und schon auf alles Glück des Wiedersehns
Verzichteten, kam zweite Botschaft uns.

Mich traf, so schrieb er, zwar das harte Loos
Der Sclaverei, wie meine Schiffsgesellen;

Doch ist mein Dienst erträglich, und mein Herr
Will für sechs tausend Livres frei mich geben. —
Das war ein Tropfen doch der Süßigkeit,
In unsern bittern Leidenskelch gegossen;
Und wie der Thau versengtes Feld erfrischt,
So labte diese Nachricht unser Herz.

Wir wußten doch, sein Schicksal sey erträglich,
Wir konnten doch auf seine Heimkunft hoffen;
Ja, weil wir selbst noch Muth und Kräfte hatten,
Vereint für ihn zu wagen und zu wirken,
So dachten der Vergangenheit wir wenig,
Und stärkten uns durch Träume schöner Zukunft.
Ich wollte mich für ihn als Sclaven stellen,
Allein mir widerrieth's ein kluger Mann.
Die Mauren, sprach er, möchten dich behalten,
Und deinen Vater doch nicht ziehen lassen. —

Doch während nun die Mutter und die Schwestern
Durch Putzgeschäft und andre Weiberarbeit
Daheim sich plagen, und enthaltsam selbst
Die Nothdurft sich versagen, wär's nicht recht,
Wenn ich allein unthätig wollte säumen,
Und nichts für meinen Vater thun und leisten;
Und weil kein andres Mittel zum Erwerb
Gleich dienlich mir und angemessen schien,
So hab ich diesen Kahn erkauft, und lege,
Was ich an Feierabenden verdiene,
Mit Freuden zum Gewinne meiner Schwestern.

Der Jüngling sprach's und schwieg. Mit Freundlichkeit
Und heiterm Antlitz saß der fromme Mann,
Und horchte noch, als jener schon verstummte,

Und schien in tiefe Wehmuth ganz verloren.
Jetzt stand er auf von seinem Sitz, und trat
Zum Jüngling hin und sprach: Verzeihe mir
Das bittre Wort, womit ich dich betrübte;
Du bist ein biedrer Junge; glücklich ist
Der Vater, welcher solchen Sohn erzeugt',
Drum sage mir den Namen deines Vaters,
Und auch des Mannes, dessen Sclav er ist. —
Mein Vater, sprach der Jüngling, nennt sich Robert,
Und dient in Tetuan dem Hussein Mahor,
Dem Oberaufseher in des Königs Gärten. —

Derweile sank die Sonne tief und tiefer
Am Horizont, und tauchte purpurhell
In's weit beglänzte Meer. Der fremde Mann
Gebot zu landen, und mit flinker Hand
Beflügelte der Jüngling seinen Nachen.
Sie standen jetzt am Strand; der Fremde gab
Dem Jüngling seinen ganzen Beutel hin,
Und war bereits aus seinem Blick entflohn,
Eh' des Erstaunten Dank noch Worte fand.

Indessen schwanden Wochen hin und Monden,
Und keine Nachricht kam von Robert mehr.
Einst saß bei einem kargen Mittagsmahl
Die Mutter bei den Kindern. Ach! begann
Sie tief bewegt, wie mag's dem Vater gehn?
Vielleicht verbirgt er uns aus Schonung nur
Die Größe seiner Leiden, und erträgt
Den Übermuth unmenschlicher Barbaren.

Des Tags verschmachtet er im Sonnenbrande,
Und keine Labung wird ihm dargebracht;
Des Nachts vergehet er vor Frost und Nässe,

Und nichts besitzt er, wo das Haupt er lege.
Ach, Kinder, er erliegt dem Ungemach,
Und unser Fleiß wird nicht mehr ihn erlösen,
Und unsre Hoffnung ist umsonst gewesen!
Du guter Vater, ach, dich hat die Sorge
Für Weib und Kind auf's falsche Meer getrieben!
Dein Unglück war's, uns nur zu sehr zu lieben! —
So schluchzte sie und weinte bitterlich,
Und ihre Kinder weinten still mit ihr.

Indem sie nun im stummen Kummer saßen,
Eröffnet sich die Thür, und — o der Wonne! —
Vor ihnen stand der vielbeklagte Vater!
Da flogen sie mit freudigem Erschrecken
Von ihren Sitzen auf! Welch frohes Grüßen!
Wie hangen sie an ihm mit heißen Küssen!
Wie eifern sie, ihn an ihr Herz zu drücken!
Ach welche Lieb' in Worten und in Blicken!
Mit welchem Jubel, seiner kaum bewußt,
Sank er der Gattin an die treue Brust!
Wie ganz versöhnt mit allem Schmerz und Harme,
Schloß er die Kinder in die Vaterarme!

Jetzt, als die Freud' ihn endlich reden ließ,
Begann er: O wie dank' ich euch, ihr Lieben,
Was ihr an mir gethan! ich dachte wohl,
Ihr würdet mich in Noth und Knechtschaft nicht
Verschmachten lassen; doch so schnell, so schnell
Erwartet' ich der Rettung Stunde nicht.
Ach, welche Müh' euch das gekostet hat!
Doch Gott hat sichtbar euer Werk gesegnet!

So sprach er, und ein neues Staunen kam
In aller Herzen. Wir haben, sprach die Mutter,

Für dich zwar unverdrossen Tag und Nacht
Mit Arbeit zum Erwerbe hingebracht;
Doch in so kurzer Zeit dich schon zu lösen,
Wär unsrer Müh' unmöglich doch gewesen! —
Verwundrungsvoll erwiedert Robert: Wie?
Ich hätte nicht die Rettung euch zu danken?
So hat mir ja mein Herr in Tetuan
Die Freiheit angekündigt: „Zeuch in Frieden
Zu deinem Weib! sie," sprach er, „hat für dich
Das Lösegeld gesandt, und auch zur Reise
Noch eine Gabe beigelegt." — Wie soll
Ich das verstehn? wer klärt das Räthsel auf? —

Indeß nun alle staunend um sich sah'n,
Trat vor des Jünglings Geist das edle Bild
Des fremden Mann's, den er im Kahn geführt;
Doch ließ ihn der Empfindung Macht nicht sprechen,
Und Freudenthränen glänzten ihm im Auge.
Das fiel dem Vater auf. Unglücklicher,
Was thatest du? begann er hastig: dir,
Ich seh' es, dir verdank' ich meine Rettung;
Doch, wehe! hat die Liebe dich vielleicht
Verleitet, ein Verbrechen zu begeh'n?

Der Jüngling wirft sich an des Vaters Hals:
O Vater, nein, ich bin dein Retter nicht;
Es ist ein fremder Mann, den ich nicht kenne,
Den du nicht kennst, dem jüngst ich schmerzenvoll
Dein thränenwerthes Mißgeschick erzählte,
Als auf dem Boot' ich ihn im Hafen führte.
Kein andrer kann es seyn. Ihn hat mir Gott
Zu deiner Rettung in den Kahn gesendet;
Geheimnißvoll hat er die That vollendet.

Wie er's gethan, das weiß nur Gott allein,
Und Gott nur kann des Mann's Vergelter seyn. —

Jetzt hob der alte Robert seine Hände
Zum Himmel auf. Dir dank' ich's, Gott, allein!
Nur dir gebührt Verehrung in der Höhe,
Daß ich im Kreise meiner Lieben stehe;
Du, der das Herz wie Wasserbäche lenkt,
Und als ein Vater unser Schicksal ordnet,
Du hast in meinen Nöthen mein gedacht,
Durch Menschenlieb' im Elend mich gerettet!
Ich bin nicht werth so großer Lieb' und Treue,
So seltener Erbarmungen nicht werth!
Du ließest mich in tiefes Unglück fallen,
Daß vieler Herzen würden offenbar:
Das Herz des Edlen, der so großmuthsvoll
An mir gehandelt, mir ein Unbekannter,
Der meinem Dank und Lobe sich verbirgt,
Und im Verborgnen göttlich denkt und thut;
Und euer Herz, ihr Lieben! ach, wie habt
Ihr Leid getragen, und mit welchem Eifer
Euch Rast und Ruh' und Lebenslust versagt,
Und welche Opfer wolltet ihr noch bringen!
Doch auch mein eignes Herz. Nicht Sorg' allein
Und Liebe war's, was mich auf's Meer getrieben;
Der Geiz, der alles Unheils Wurzel ist,
Der Hochmuth, welcher vor dem Falle kommt,
Die hatten größ're Obmacht über mich.
Ich konnte glücklich und im Wohlstand leben,
Doch reich und angesehen wollt' ich seyn;
Drum ließ der Herr mich in dies Elend kommen;
Doch hat er mehr gegeben, als genommen.

Das Gut ist fort, die Herzen sind geblieben;
Wie reich bin ich, da diese noch mich lieben!

---

117. Der Wilde.

Ein Kanadier, der noch Europa's
Übertünchte Höflichkeit nicht kannte,
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Kultur noch frei, im Busen fühlte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebecks übereisten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne schlaue Rednerkünste,
Sie, wie man ihm bot, die Felsenvögel
Um ein Kleines hingegeben hatte,
Eilt er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seinen tiefversteckten Horden
In die Arme seiner lieben Kinder.

Aber ferne noch von seiner Hütte
Überfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme.
Aus dem langen, rabenschwarzen Haare
Troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen
Eilete der gute, wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
Herr, ach laßt mich, bis der Sturm sich leget,
Bat er mit der herzlichsten Geberde
Den gesittet feinen Eigenthümer,

Obdach hier in Eurem Hause finden! —
Willst du, mißgestaltes Ungeheuer,
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen;
Willst du Diebsgesicht mir aus dem Hause!
Und ergriff den schweren Stock im Winkel.

Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von dieser unwirthbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der späte Abend
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seinen Mitbewohnern brachte.
Naß und müde setzt' er bei dem Feuer
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder,
Und erzählte von den bunten Städtern
Und den Kriegern, die den Donner tragen,
Und dem Regensturm, der ihn ereilte,
Und der Grausamkeit des weißen Mannes.
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knieen,
Schloßen schmeichelnd sich um seinen Nacken,
Trockneten die langen schwarzen Haare,
Und durchsuchten seine Weidmannstasche,
Bis sie die versprochnen Schätze fanden.

Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanzer
Auf der Jagd im Walde sich verirret.
Über Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in diese Wildniß brachte.
Doch sein Späh'n und Rufen war vergebens;
Nichts vernahm er, als das hohle Echo
Längs den hohlen, schwarzen Felsenwänden.
Ängstlich ging er bis zur zwölften Stunde,

Wo er an den Fuß des nächsten Berges
Noch ein kleines, schwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude schlug in seinem Herzen,
Und er faßte Muth und nahte leise.
Wer ist draußen? brach mit Schreckenstone
Eine Stimme tief her aus der Höhle,
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
Freund, im Walde hab' ich mich verirret!
Sprach der Europäer furchtsam schmeichelnd;
Gönnet mir, die Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt nach der Stadt, ich werd' euch danken,
Morgen früh mir die gewissen Wege!

Kommt herein, versetzt der Unbekannte,
Wärmt Euch; noch ist Feuer in der Hütte!
Und er führt ihn auf das Binsenlager,
Schreitet finster trotzig in den Winkel,
Holt den Rest von seinem Abendmahle,
Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken,
Um den späten Fremdling zu bewirthen.
Mit dem Hunger eines Weidmann's speis'te
Festlich wie bei einem Klosterschmause,
Neben seinem Wirth der Europäer.
Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte,
Und mit Wollust trank vom Honigtranke,
Den in einer großen Muschelschale
Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Moose
War des Pflanzers gute Lagerstätte,
Und er schlief bis an die hohe Sonne,

Wie der wilden Zone wild'ster Krieger.
Schrecklich stand mit Köcher, Pfeil und Bogen
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste,
Und erweckt ihn, und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre,
Und der Wilde gab ihm eine Schale,
Angefüllt mit süßem Morgentranke.
Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Windung,
Über Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Durch das Dickicht auf die rechte Straße.
Höflich dankte ihm der Europäer;
Finsterblickend blieb der Wilde stehen,
Sahe starr dem Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
Haben wir vielleicht uns schon gesehen?
Wie vom Blitz getroffen stand der Jäger,
Und erkannte nun in seinem Wirthe
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hause jagte,
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.
Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
Seht, wir Wilden sind doch beßre Menschen!
Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

---

118. An den Mond.

Wie schön kommt dort mit freundlich hellem Lichte
Der volle Mond daher!
Wie wiegt im Silberglanz die Pappel und die Fichte
Die schlanken Äste hin und her!

O welch ein Blick! O welch ein sanfter Schimmer!
Oft hab' ich dich geseh'n,
Du stiller, guter Mond; und doch bist du mir immer
So neu, so lieb und wunderschön!

Wer lehrte dich so abgemessen gehen?
An keinem Ort zu früh,
An keinem Ort zu spät hat je dich wer gesehen,
O Freund, verirrst du dich denn nie?

Gewiß, dich führt ein gütig weises Wesen.
Wohl muß es gütig seyn!
Du leuchtest freundlich ja dem undankbaren Bösen,
Nicht dem Erkenntlichen allein.

Und doch geschieht's, daß Menschen, die es sehen,
Wie du so huldreich bist,
Im Herzen Neid und Haß, in deinem Lichte gehen,
Auf Rache sinnend und auf List.

Ich aber will an dir ein Beispiel nehmen,
Voll Milde seyn, wie du;
Ich will durch Liebe den, der mich nicht liebt, beschämen,
Und friedlich fördern seine Ruh.

Du wirst es seh'n, von deinem Himmel oben,
Du holdes Licht der Nacht,
Mit Freude wirst du's seh'n, und deinen Schöpfer loben
Der dich und mich so gut gemacht!

119. Hirtenlied.

Frei von Sorgen,
Treib' ich jeden Morgen
Meine Heerd' in's Feld.
Wenn die Vögel singen,
Meine Schäfchen springen,
Sing ich: Gott erhält
Gnädig, mächtig,
Gütig, prächtig,
Seine liebe Welt!

Grüne Wälder,
Korn und Weizenfelder,
Milder Sonnenschein;
Kleine, silberhelle,
Schattenreiche Quelle;
Liedervoller Hain,
Gottes Willen
Zu erfüllen,
Müßt ihr uns erfreu'n!

Thau und Regen
Schütten reichen Segen
Über Thal und Höh'n;
Laue, sanfte Winde
Kühlen uns gelinde,
Wenn sie spielend weh'n;
Schwüle Hitze
Dämpfen Blitze,
Fürchterlich und schön.

O wie mächtig,
Gnädig, gütig, prächtig,

Ist der Herr der Welt,
Welcher Sonn' und Erde,
Königreich und Heerde,
Väterlich erhält!
Laß mein Lallen
Dir gefallen,
Großer Herr der Welt!

---

120. Die Mutter mit den Kindern, an einem Maimorgen.

Kommt Kinder, wischt die Augen aus,
Es gibt hier was zu sehen;
Und ruft den Vater auch heraus . . .
Die Sonne will aufgehen!

Wie ist sie doch in ihrem Lauf
So unverzagt und munter!
Geht alle Morgen richtig auf
Und alle Abend unter!

Geht immer, und scheint weit und breit
In Schweden und in Schwaben;
Dann kalt, dann warm zu seiner Zeit,
Wie wir es nöthig haben.

Von ungefähr kann das nicht seyn,
Das könnt ihr wohl gedenken;
Der Wagen da geht nicht allein,
Ihr müßt ihn ziehn und lenken.

So hat die Sonne nicht Verstand,
Weiß nicht, was sich gebühret;

Drum muß wer seyn, der an der Hand
Als wie ein Lamm sie führet.

Und der hat Gutes nur im Sinn,
Das kann man bald verstehen;
Er schüttet seine Wohlthat hin,
Und lässet sich nicht sehen;

Und hilft und segnet für und für,
Gibt jedem seine Freude,
Gibt uns den Garten vor der Thür,
Und unsrer Kuh die Weide;

Und hält euch Morgenbrod bereit,
Und läßt euch Blumen pflücken,
Und stehet, wann und wo ihr seyd,
Euch heimlich hinter'm Rücken,

Sieht alles, was ihr thut und denkt,
Hält euch in seiner Pflege,
Weiß, was euch freut und was euch kränkt,
Und liebt euch alle Wege.

Das Sternenheer hoch in der Höh',
Die Sonne, die dort glänzet,
Das Morgenroth, der Silbersee
Mit Busch und Wald umkränzet,

Dies Veilchen, dieser Blüthenbaum
Der seine Arm' ausstrecket,
Sind, Kinder! seines Kleides Saum,
Das ihn vor uns bedecket;

Ein Herold, der uns weit und breit
Von ihm erzähl' und lehre;
Der Spiegel seiner Herrlichkeit,
Der Tempel seiner Ehre;

Ein mannigfaltig groß Gebäu,
Durch Meisterhand vereinet,
Wo seine Lieb' und seine Treu
Uns durch die Fenster scheinet.

Er selbst wohnt unerkannt darin,
Und ist schwer zu ergründen.
Seyd fromm, und sucht von Herzen ihn,
Ob ihr ihn möchtet finden!

---

121. Des Morgens im Saatfelde.

Schon reift die Saat des Schnitters Hand entgegen,
Die Ähre neigt sich schwer von deinem Segen,
Allvater deiner Unermeßlichkeit!
Ach, wie du gibst, mit welcher, welcher Milde!
So geben, so beglücken, deinem Bilde
So ähnlich seyn, welch eine Seligkeit!

Du gibst der offnen Erde dein Gedeihen,
Und winkst dem Landmann, Samen einzustreuen,
Er kömmt auf deinen Wink herbei und streut;
Dann strömen deine Wolken Thau und Regen,
Und deine Sonn' ergießt den milden Segen,
Dann keimt der Halm, und schoßt und steht bereit.

Und deine Sonn' erzeugt in seinen Ähren
Das Mark, die Wolken träufeln ihn zu nähren!
Das Mark in seinen vollen Ähren reift;
Die segenschweren Häupter wollen sinken,
Sie wanken taumelnd hin und her, und winken
Dem Sämann, bis er rasch die Sens' ergreift.

Dann kommt der Mensch, und füllt die weite
Scheune,
Er kommt und sammelt froh, und nennt's das Seine,
So kühn, als hätt' er's selber sich verschafft.
Dann kommt der Mensch, und nimmt und ißt, und
Stärke
Durchströmt sein Blut zum Schaffen seiner Werke,
Er ißt und geht einher in seiner Kraft.

Dann kommen deine Vögel, Gott, und nehmen
Aus deinen milden Händen, und beschämen
Den sorgenvollen menschlichen Verstand!
Dann kommen deine Thier', und du gibst allen,
Und sättig'st, was da lebt, mit Wohlgefallen,
Und neues Leben strömt aus deiner Hand!

Ach, wie du gibst! mit welcher, welcher Milde!
So geben, so beglücken, deinem Bilde
So ähnlich seyn, — welch' eine Seligkeit!
O Menschen, Brüder, Könige der Erden,
Ihr könnt Gott ähnlich, hier schon ähnlich werden;
O trinkt den Becher seiner Seligkeit!

122. Abendlied.

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar.
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold,
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen? —
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel.
Wir spinnen Luftgespinnste
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß dein Heil uns schauen,
Auf nichts Vergänglich's trauen,
Nicht Eitelkeit uns freu'n!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder froh und fröhlich seyn!

Woll'st endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon' uns, Gott, mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen,
Und unsern kranken Nachbar auch!

---

123. Gebet eines kleinen Knaben an den heiligen Christ.

Du lieber, heil'ger, frommer Christ,
Der für uns Kinder kommen ist,
Damit wir sollen weis' und rein
Und rechte Kinder Gottes seyn!

Du Licht, vom lieben Gott gesandt
In unser dunkles Erdenland!
Du Himmelskind und Himmelsschein,
Damit wir sollen himmlisch seyn!

Du lieber, heil'ger, frommer Christ,
Weil heute dein Geburtstag ist,
D'rum ist auf Erden weit und breit
Bei allen Kindern frohe Zeit!

O segne mich, ich bin noch klein,
O mache mir das Herze rein!
O bade mir die Seele hell —
In deinem reichen Himmelsquell,

Daß ich wie Engel Gottes sey,
In Demuth und in Liebe treu;
Daß ich Dein bleibe für und für,
Du heil'ger Christ, das schenke mir!

---

124. Nachtwächterlied.

Hört ihr Herren, und laßt euch sagen,
Unsere Glock hat Zehn geschlagen:
Zehn sind der heiligen Gebot,
Die uns gab der liebe Gott.

Menschenwachen kann nichts nützen,
Gott wird wachen, Gott wird schützen;
Er, durch seine große Macht,
Geb' uns eine gute Nacht!

Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen,
Unsere Glock' hat Elf geschlagen:
Nur elf Jünger blieben treu,
Hilf, Herr, daß kein Abfall sey!

Menschenwachen u. s. w.

Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen,
Unsere Glock' hat Zwölf geschlagen:
Zwölf Jünger folgten Jesum nach,
Litten mit ihm alle Schmach.

Menschenwachen u. s. w.

Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen.
Unsere Glock' hat Eins geschlagen:
Eins ist allein der einige Gott,
Der uns trägt aus aller Noth.

Menschenwachen u. s. w.

Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen,
Unsere Glock' hat Zwei geschlagen;
Zwei Wege hat der Mensch vor sich, —
Mensch, den besten wähl für dich!

Menschenwachen u. s. w.

Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen,
Unsere Glock' hat Drei geschlagen:
Dreifach ist, was heilig heißt,
Vater, Sohn und heiliger Geist.
Menschenwachen u. s. w.

Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen,
Unsere Glock' hat Vier geschlagen:
Vierfach ist das Ackerfeld, —
Mensch, wie ist dein Herz bestellt?
Menschenwachen kann nichts nützen,
Gott muß wachen, Gott muß schützen,
Dank für deine treue Macht,
Herr, in der vergangnen Nacht!

---

125. Freude des Daseyns.

Wie wundervoll bin ich gemacht,
Mit welcher Kunst, mit welcher Pracht!
Ich sinne nach, und tiefer Dank
Weckt meinem Geist zum Lobgesang.

Wie dank' ich dir für mein Gesicht!
Ich sehe bei des Himmels Licht
Die Wunder, die du, Herr der Welt,
An allen Orten aufgestellt.

Ich seh' in jenen fernen Höh'n
Sich unzählbare Welten drehn,
Die Sonn' am Tag, und in der Nacht
Den Mond in stiller, sanfter Pracht.

Auf Erden, in der Luft, im Meer
Erblick' ich der Geschöpfe Heer,

Mit Kunst gebaut, an Kräften reich,
Und keines doch dem andern gleich.

Und seh' ich mich, dein Kunstwerk, an,
O Gott, wie sehr bewund'r ich dann
Den Leib mit seiner Glieder Kraft,
Den Geist, der die Gedanken schafft!

Das Auge, wunderbar gebaut,
Der Blick, der auf zum Himmel schaut,
Und nach der Erde Pracht zurück, —
Wie mehrt er meines Daseyns Glück!

Auch Weisheit, Kenntniß meiner Pflicht,
Und Freundestrost entbehr' ich nicht;
Geistvoller Rede Kraft und Sinn
Dringt durch das Ohr zum Herzen hin.

Und Wohlgeschmack wird mir gewährt
Durch alles, was mich stärkt und nährt.
Ich athme in der reinen Luft
Mit süßer Lust der Blumen Duft.

Durch meine Adern fließt das Blut,
Ich fühl' in ihm die Lebensglut;
Der Glieder Bau ist so geschickt,
Daß mein Geschäft nach Wunsch mir glückt.

Mit Wonne fühl' ich, daß ich bin;
Denn Wonne schafft mir jeder Sinn.
Vor Freude wallt dir, Gott, mein Blut!
Wie weise bist du, Gott, wie gut!

---

126. Der Herbst.

Früh, mit umwölktem Angesicht
Geht schon die Sonne nieder,
Und bald erscheint ihr schwächer Licht
Am trüben Himmel wieder;
Das schöne Jahr ist nun entflohn,
Die rauhen Stürme rauschen schon
Durch die entfärbten Felder.
Die letzte Blume neigt ihr Haupt;
Des Herbstes kalter Hauch entlaubt
Die schattenreichen Wälder.

Verlassen steht die öde Flur,
Entblößt von ihrem Segen;
Entkräftet siehet die Natur
Der Winterruh entgegen;
In Schaaren abgetheilt, entfliehn
Die Vögel vor der Kält', und ziehn
Weit über Land und Meere;
Gott nimmt der Wandernden sich an,
Bezeichnet ihnen ihre Bahn,
Und sättigt ihre Heere.

Uns, seine Menschen, will er hier
Im Winter selbst versorgen,
Und seiner Huld vertrau'n auch wir,
Die neu wird jeden Morgen.
Er schafft, daß wir in Sicherheit
Die ungestümme Mondenzeit
Beginnen und vollenden.
Nichts trägt die Erde; doch gewährt
Er uns, was unser Leben nährt,
Mit väterlichen Händen.

Wie sind schon uns're Kammern voll
Von seiner Güte Gaben,
Vom Segen, der uns nähren soll,
Vom Vorrath, uns zu laben!
Vorsehend ließ uns unser Gott
Das Land schon für den Winter Brod,
Dem Vieh sein Futter geben;
Und Wein, der unser Herz erfreut,
Und unsers Lebens Kraft erneut,
Trieft aus der Frucht der Reben.

Ach, unser Leben auch verblüht,
Wie jetzt das Feld, im Alter!
Getrost! Gott ist, ob es verblüht,
Ein mächtiger Erhalter!
Er trägt die Müden, er beschützt
Die Schwachen, seine Rechte stützt
Die nah' am Grabe wanken!
Gebeugt vom Alter werden wir
Von ganzem Herzen dennoch dir,
Gott unsrer Jugend, danken!

Wohl allen, die dein Angesicht
Im Lenz des Lebens suchen;
Die werden ihrer Jugend nicht
Im Herbst des Alters fluchen!
Wohl dem, der redlich sich bemüht,
Weil seiner Jahre Kraft noch blüht,
Der Tugend Frucht zu tragen!
Ihm wird das Alter Jugend seyn,
Und göttlich wird er sich noch freu'n
In seinen letzten Tagen

127. Parabel.

Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt' ein Kameel am Halfterband.
Das Thier mit grimmigen Geberden
Urplötzlich anfing scheu zu werden,
Und that so ganz entsetzlich schnaufen,
Der Führer vor ihm mußt entlaufen.
Er lief, und einen Brunnen sah
Von ungefähr am Weg' er da.
Das Thier hört' er im Rücken schnauben,
Das mußt ihm die Besinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens kroch,
Er stürzte nicht, er schwebte noch.
Gewachsen war ein Brombeerstrauch
Aus des geborst'nen Brunnens Bauch;
Darein der Mann sich fest that klammern;
Und seinen Zustand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh', und sah
Dort das Kameelhaupt furchtbar nah,
Das ihn wollt oben fassen wieder.
Dann blickt er in den Brunnen nieder;
Da sah am Grund er einen Drachen
Aufgähnen mit entsperrtem Rachen,
Der drunten ihn verschlingen wollte,
Wenn er hinunter fallen sollte.
So schwebend in der Beiden Mitte
Da sah der Arme noch das dritte.
Wo in die Mauerspalte ging
Des Sträuchleins Wurzel, d'ran er hing,
Da sah er still ein Mäusepaar,
Schwarz eine, weiß die andre war,

Er sah die schwarze mit der weißen
Abwechselnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zaus'ten, gruben, wühlten,
Die Erd' ab von der Wurzel spühlten;
Und wie sie rieselnd niederrann,
Der Drach' im Grund aufblickte dann,
Zu sehn, wie bald mit seiner Bürde
Der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann in Angst und Furcht und Noth,
Umstellt, umlagert und umdroht,
Im Stand des jammerhaften Schwebens,
Sah sich nach Rettung um vergebens.
Und da er also um sich blickte,
Sah er ein Zweiglein, welches nickte
Vom Brombeerstrauch mit reifen Beeren;
Da konnt' er doch der Furcht nicht wehren.
Er sah nicht des Kameeles Wuth,
Und nicht den Drachen in der Fluth,
Und nicht der Mäuse Tückespiel,
Als ihm die Beer' in's Auge fiel.
Er ließ das Thier von oben rauschen,
Und unter sich den Drachen lauschen,
Und neben sich die Mäuse nagen,
Mit Beerlein füllt er seinen Magen;
Sie däuchten ihm zu essen gut,
Aß Beer' auf Beerlein wohlgemuth,
Und durch die Süßigkeit im Essen
War alle seine Furcht vergessen.
Du fragst: Wer ist der thöricht' Mann,
Der so die Furcht vergessen kann? —
So wiss', o Freund, der Mann bist du;
Vernimm die Deutung auch dazu.

Es ist der Drach' im Brunnengrund
Des Todes aufgesperrter Schlund,
Und das Kameel, das oben droht,
Es ist des Lebens Angst und Noth.
Du bist's, der zwischen Tod und Leben
Am grünen Strauch der Welt muß schweben.
Die beiden, so die Wurzel nagen,
Dich sammt den Zweigen, die dich tragen,
Zu liefern in des Todes Macht,
Die Mäuse heißen Tag und Nacht.
Es nagt die schwarze wohl verborgen
Vom Abend heimlich bis zum Morgen,
Es nagt vom Morgen bis zum Abend
Die weiße, wurzeluntergrabend.
Und zwischen diesem Graus und Wust
Lockt dich die Beere Sinnenlust,
Daß du Kameel, die Lebensnoth,
Daß du im Grund den Drachen Tod,
Daß du die Mäuse Tag und Nacht
Vergissest, und auf nichts hast Acht,
Als daß du recht viel Beerlein haschest,
Aus Grabes Brunnenritzen naschest.

---

128. Das A. B. C. eines frommen und glücklichen Lebens.

Auf Gott vertrau'! Ist Menschenhülfe todt,
Gott lebet stets und rettet aus der Noth.

Bau nicht dein Haus auf leicht bewegten Sand;
Das Glück zerrinnt, die Tugend hat Bestand.

Christ nennst du dich; doch nicht der Nam' allein,
Auch dein Gemüth und Thun muß christlich seyn.

Du bist umsonst mit Witz und Geist beglückt,
Wenn Demuth nicht die Gaben Gottes schmückt.

Entflieh' durch Thätigkeit dem Müssiggang;
Dem Thätigen scheint nie ein Tag zu lang.

Fang' stets den Tag mit gutem Vorsatz an
Am Abend frage dich, was du gethan.

Gut seyn ist mehr als schön und vornehm seyn;
Kein Purpur hüllt den Greu'l des Lasters ein.

Hegst du ein fromm Gemüth, so wird dir leicht,
Was außerdem dir unerträglich däucht.

In keiner Lust vergiß die Mäßigkeit;
Das Süße wird durch Unmaß Bitterkeit.

Kein Haus gedeiht, aus dem durch Zorn verscheucht,
Das Schwesterpaar der Lieb' und Eintracht weicht.

Lob klinget süß; doch sey's der Wahrheit Preis;
Durch Trug erkauft, zerrinnt es leicht wie Eis.

Mit Dankbarkeit nimm, was dir Gott bescheert;
Ein dankbar Herz ist Gott und Menschen werth.

Nicht Rang und Reichthum, Putz und Tändelei'n,
Das Gute nur muß gute Menschen freun.

Ordnung und Reinlichkeit schmückt mehr als Putz;
Ein reines Herz haßt auch des Leibes Schmutz.

Preis' willig fremd Verdienst, und schmolle nicht,
Wenn frei die Welt von deinen Fehlern spricht.

Quäl' andre Menschen nie zu eignem Scherz;
Der kalte Spott verräth ein kaltes Herz.

Recht bleibet Recht; gesteh, wo du gefehlt;
Verdoppelt wird ein Fehler, den man hehlt.

Schieb nicht zum Abend auf, was früh zu thun;
Versäumter Pflicht Bewußtseyn läßt nicht ruhn.

Trau' Guten nur; sie stehn in Treue fest,
Auch wenn das Glück und alles dich verläßt.

Unmuth und Ungeduld laß ferne seyn;
Zu jedem Ding gibt froher Muth Gedeihn.

Vernunft und Wille liegen oft im Krieg;
Dich selbst bekämpfen ist der schönste Sieg.

Wo ist ein Edelstein, der heller scheint,
Als Tugend mit Bescheidenheit vereint?

Xantippens Nam' ist Kindern selbst ein Spott;
Verträglichkeit gibt Ruhm vor Welt und Gott.

Zeit dünket nur dem Thoren ohne Werth;
Nutz auch die Stunde, die dir Gott bescheert.

129. Sprüche der Weisheit.

Auch wenn du ganz allein, sey fromm und gut;
Der Höchste wacht, wenn jedes Auge ruht.

Sprich nie zu viel, und immer mit Bedacht;
Ein thöricht Wort hat Unglück oft gebracht.

Gib andern gern, bis du schon selbst nicht reich;
Wohlthätigkeit macht Menschen Engeln gleich.

Verdamme nie zu streng des Nächsten That;
Doch mit dir selbst geh' immer streng zu Rath.

Wenn auch die Welt bei deinen Thaten schweigt,
Im Herzen ist ein Richter, der dir zeugt.

Gelob' dir stets, was Gott gebeut zu thun;
So wirst du sanft im Schoos des Grabes ruhn.

---

130. Die heilige Schrift.

Was suchst du thöricht in der Welt,
Wenn Angst und Sorge dich befällt?
Wenn Noth und Trübsal dich umfaht,
Was fragst du dann bei Menschen Rath?

Ach, Menschenwort ist ohne Kraft,
Das viel verheißt, und wenig schafft;
Gar schön von Klang zur guten Zeit,
Verstummt und ohne Trost im Leid.

Ich nenne dir ein beßres Wort,
Das halte bei dir fort und fort.
Ob auch der Bau der Welt zerbricht,
Das eine Wort verläßt dich nicht.

Es ist das heil'ge Wort des Herrn,
Der gönnt es allen Menschen gern,
Und schrieb es in die Bibel ein,
Da soll es ewig mit uns seyn.

Und liesest du nur fromm darin,
So siehst du wohl den tiefen Sinn,
Der machet dir gar wunderbar
Das Herz so weit, die Augen klar.

Daß in der Zukunft düstrer Nacht
Ein froher Morgen dir erwacht,
Daß du des Herren Wunder schaust,
Der Weisheit seines Waltens traust.

Daß du im Unglück nicht verzagst,
In schwerem Sturm zu hoffen wagst;
Und wenn dich Todesnacht umkreis't,
Dein Herz noch froh den Vater preis't.

Darum, wer solchen Trost begehrt,
Der halte sich die Bibel werth;
Kein and'res Buch ist in der Welt,
Das solche Wunderkraft enthält.

Und eh du etwas fängest an,
Lies in der heil'gen Schrift voran.
Es gehet zwiefach glücklich fort,
Beginnst du es mit Gottes Wort.

---

131. Heiliges Lied.

Dich preist, Allmächtiger, der Sterne Jubelklang!
Dich preist, Allgütiger, der Seraphim Gesang!
Die ganze Schöpfung schwebt in ew'gen Harmonieen,
So weit sich Welten drehn, und Sonnenheere glühen.

Dein Tempel, die Natur, wie deiner Herrlichkeit,
So deiner Milde voll! Des Lenzes Blumenkleid,
Des Sommers Ährenmeer, des Herbstes Traubenhügel,
Des Winters Silberhöhn, sind deiner Allmacht Spiegel.

Was bin ich, Herr, vor dir? Seit gestern athm' ich kaum,

Es trennt vom Todtenkreuz' mich nur ein Spannen Raum!
Wohl dennoch mir! Wer sanft entschläft in Vaters-armen,
Darf dem Erweckungswort vertraun! Es heißt: Erbarmen!

---

132. Gebet. (Litanei.)

Ewiger, vor dem die Erde bebet,
Weltenkönig, Herr, erbarme dich!
Menschenvater, der im Sturme segnet,
Freudengeber, Gott! erbarme dich!
Mach' uns frei von Irrthum und von Sünden,
Ach das Herz vergeht durch Missethat,
Und durch stets erneuten Sündenfalle
Weicht das Paradies von unserm Pfad.
Sey uns gnädig, hilf uns überwinden,
Laß uns freudig in dem Kampfe stehn;
Und wenn Dunkel unser Aug umhüllet,
Laß uns auf die helle Zukunft sehn!
Alles weicht, und alles stirbt am Grabe,
Vater, Schöpfer, laß uns weise seyn!
Laß uns täglich geistlich auferstehen,
Herr des Lebens, o dann sind wir dein!
Gib uns Frieden, Frieden im Gewissen,
Schenk' uns frommen Glauben in der Noth,
Laß die heil'ge Liebe nicht erkalten,
Und die Hoffnung tröste uns im Tod'.
Aus dem Dunkel führe uns zum Lichte,
Alles Unrecht werde abgethan.

Jeder denke an die letzte Stunde,
Reich und Armer, Fürst und Unterthan.
Deine Welt ist ewig schön geschmücket,
Über Blumen schwebt der Zeiten Flug!
Laß uns danken unter Freudenthränen,
Denn du gabst uns allen Brod genug.
Uns're lange Zwietracht sey vernichtet!
Hochmuth, Wollust und der schnöde Geiz,
Jeder Feind, der unser Herz bedrohet,
Sinke, liege, sterbe unter'm Kreuz!
Hilf' uns, stärk' uns, tröst' uns, lieber Vater!
Führ' uns über Welt und Grab zu dir.
Jesus Christus sey gebenedeiet,
Und sein Reich erscheine dort und hier!
Jesus Christus, unser Herr und Meister,
Lehr' uns Wahrheit, Liebe, Recht und Pflicht;
Deine Tugend, unter Engeln heilig,
Walte stets vor unserm Angesicht!
Deine Liebe zu dem Weltenvater,
Deine Andacht vor des Schöpfers Thron,
Dein Gehorsam bis zum Tod' am Kreuze,
Deine Sanftmuth bei der Menschen Hohn,
Deine Freude, Noth und Schmerz zu lindern,
Deine Milde, wenn der Schwache fiel,
Deine Hoheit in dem Kreis der Sünder,
Deine Demuth an der Weisheit Ziel;
Dein Gebet im letzten Mondenschimmer,
Deine Worte: Weinet über euch; — — —
Großes Herz, das für die Feinde betet,
Mach' uns dir in heil'ger Liebe gleich!
Dein Vertrauen mehre unsern Glauben;
Deine Liebe lind're Sorg und Noth;

Und die Hoffnung, die dein Herz belebte,
Tröste uns im letzten Abendroth!
Geist der Weisheit, der in Liebe waltet,
Der uns dort der ew'gen Gnade weiht,
Senke dich auf alle Herzen nieder,
Leite uns zum Glück der Seligkeit!
Mach' uns weise! Laß die Wahrheit siegen!
Gib uns Liebe zur Gerechtigkeit!
Lehr' uns kindlich beten, kindlich glauben,
Bis zum Schauen in der Ewigkeit.

Amen! Ehre sey Gott in der Höhe!
Friede herrsche auf dem Erdenkreis!
Menschenvater, der im Sturme segnet,
Dir sey Ehre, Lob und Dank und Preis.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Posner, Caspar

Lesebuch für Volksschulen

Bd.: 1. (1838). - VIII, 312 S.

Nürnberg 1838

Paed.pr. 2136-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760437-6